Biblioteka
U. M. K.
Toruń
135362

Paul Berg
Die farbige Gefahr

Die farbige Gefahr

Paul Bang

Die farbige Gefahr

Mit 10 Bildtafeln

2. erweiterte Auflage
(4.—7. Tausend)

Göttingen · Vandenhoeck & Ruprecht · 1938

BIBLIOTECA
DA UNIVERSIDADE
DE TORONTO

135.362

Druck und Einband von Hubert & Co. in Göttingen
Einband- und Schutzumschlagzeichnung von Willi Reddermann, Göttingen
Die Aufnahmen für die 10 Bildtafeln und den Schutzumschlag stellte Herr Hannet
Bordphotograph des Lloyd-Dampfers „General von Steuben", zur Verfügung
Das Bild des Schutzumschlages zeigt einen der englischen Negerpolizisten in Trinidad
Amerikanisches Copyright 1938 by Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen
Printed in Germany

Inhalts-Übersicht.

Seite

Vorwort zur 1. Auflage 5

I. Erlebnisse 9
1. Madeira 10
2. Amazonas und Brasilien 14
3. Trinidad 30
4. Venezuela 35
5. Curaçao 41
6. Panama 45
7. Jamaica 54
8. Cuba 59
9. Florida 67
10. Bermudas und Azoren 77

II. Ergebnisse 82
1. Der Weltkrieg und die Farbigen 83
2. Frankreichs farbige Militärpolitik 92
3. Der Afrikanismus 101
4. Arabien und Asien 122
5. Die Dritte Internationale 142
6. Der westindische und mittelamerikanische Hexenkessel . . 149
7. Die indianische Bewegung 149
8. Die schwarze Bewegung 156
9. Die Mischlingsbewegung 164
10. Zusammenfassung 168

III. Folgerungen 174
1. Die Wirtschaftsgefahr 175
2. Die politische Gefahr 201
3. Europa erwache! 217

Vorwort zur 1. Auflage.

Es sollten ein paar kurze Aufsätze werden. Unter der Hand ist ein Buch daraus geworden. Alles Erlebte drängt zur Wiedergabe, und je seltsamer ein Erleben ist, um so stärker wird dieser Drang. Man erlebt dann alles zweimal, und über alle Erscheinungen und Vorgänge und über so manche Zusammenhänge wird man sich erst bei gesichteter und geprüfter Erinnerung klar.

Entstanden ist diese Arbeit auf folgende Weise. Während des Krieges und vor allem nach seinem Ende ist mir das Verständnis für eine Frage aufgegangen, die schicksalsschwer ist, die aber während der bitteren Notzeit unseres Volkes nach dem Kriege bei uns mehr oder weniger unbeachtet blieb. Das ist die farbige Frage. Es wird Zeit, daß wir uns ernstlich um sie kümmern. Wenn man sich der Erforschung dieser Frage widmet, kommt man zu bemerkenswerten Aufschlüssen, auch über so manches sonst Rätselhafte in der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung Frankreichs, Englands und Amerikas.

Der Prüfung dieser Frage galten zwei Studienreisen, die ich unternommen habe. Die eine war veranstaltet von der „Deutschen Weltwirtschaftlichen Gesellschaft" und führte mich 1934 als Leiter einer Wirtschaftskommission nach den USA. Die andere führte Anfang 1938 nach den tropischen Gebieten Südamerikas, Mittelamerikas und Westindiens. Es

ist immer gut, wenn man sich über Erlesenes und Erarbeitetes aus eigener Anschauung ein Bild machen kann.

Über die Studienreise nach den USA. sind in der Schriftenreihe des „Bundes für Nationalwirtschaft" seinerzeit erschienen die Arbeit „Amerika" mit den Nachtragssonderdrucken „Deutschland und Amerika" und „Ein Besuch bei Ford". Eine kurze Beschreibung der zweiten Reise schicke ich in der vorliegenden Arbeit voraus. Ich tue das deshalb, weil es sich um seltener bereiste Gebiete handelt und weil sich die „Ergebnisse" vielleicht besser verstehen lassen, wenn man auch die „Erlebnisse" kennt. Ich habe auf der Reise Tagebuch geführt. Das ist in den Tropen eine Leistung. Auch wenn man sich nachts an die Arbeit macht, laufen einem die Bächlein über den Handrücken in die Tinte.

Diese Arbeit macht nicht den Anspruch auf eine wissenschaftliche Behandlung des völkerkundlichen Gegenstandes als solchen. Sie will lediglich eine Zusammenfassung eigener Beobachtungen und eine Darlegung der Rückschlüsse geben, die sich mir für das Weltgeschehen aus diesen Beobachtungen ergeben haben. Für diese Beobachtungen kann ich einstehen. Ob die Rückschlüsse richtig sind, wird die Zukunft ergeben. Ich wünschte, sie wären nicht richtig. Aber das Beste kann man immer nur mit dem Fingerspitzengefühl erfassen. Wer das nicht hat, wird häufig zu Fehlschlüssen kommen. Ich glaube, daß ich auch mit dieser Arbeit recht behalten werde, selbst dann, wenn Manchem einiges als zu scharf und zu schwarz gesehen erscheinen sollte.

Im übrigen bin ich mir bewußt, daß Josef Maria Frank in seinem „Paradies mit Vorbehalt" und Colin Roß in seinem „Der Balkan Amerikas" Land und Leute eingehender und besser geschildert haben, als ich es hier kann. Mir kam es vor allem auf die Herausarbeitung gewisser Zusammen-

hänge an. Es bleibt mir noch, Herrn Korvettenkapitän d. R. Karl Ruprecht in Göttingen, der die bereisten Gebiete zum Teil selbst kennt, für alle Anregung und Mithilfe bei Herausgabe des Buches aufrichtig zu danken.

Berlin, den 15. August 1938.

Staatssekretär i. R. Dr. Bang.

Ich glaube im übrigen, daß den Nordmännern nur noch sehr kurze Zeit gelassen ist, sich zu finden.
Hans Grimm.

Wenn ich von der Reise berichte, die mich in die tropische Wunderwelt Südamerikas und Mittelamerikas, sowie Westindiens und anschließend in das Paradies von Florida, nach den Bermudas und den Azoren geführt hat, so weiß ich, daß ich nur höchst Unvollkommenes bieten kann. Das Schönste läßt sich nicht beschreiben.

Wenn Einer nach ausreichender Vorbereitung mit offenen Augen und Ohren und nicht bloß, um Ansichtspostkarten zu schreiben, eine Reise in eine fremde Welt, noch dazu in eine märchenhafte Welt macht, kann er über Reiseerlebnisse und Reiseergebnisse berichten. Ich will hier im ersten Teil zunächst die äußeren Erlebnisse kurz berühren und im zweiten Teil auf gewisse Ergebnisse eingehen, deren Bedeutung mir auch für die Wirtschaft von Wichtigkeit zu sein scheint. Ich habe die Reise unternommen, um aus eigenem Erleben zu einem Urteil über zweierlei Fragen zu kommen: über gewisse wirtschaftliche Tatbestände einer im wesentlichen auf „Monokulturen" aufgebauten Wirtschaft und über die farbige Frage, die in Südamerika und vor allem in dem früher verschlafenen, seit Eröffnung des Panama-Kanals in den wirtschaftlichen und politischen Weltmittelpunkt gerückten Mittelamerika und Westindien einen Hauptnerv hat.

I. Erlebnisse.

Was die Reise als solche anlangt, so seien bei Angabe des Weges lediglich ein paar Lichter aufgesetzt. Die Fahrt führte zunächst nach dem portugiesischen Madeira mit seiner bitteren Wirtschaftsnot inmitten einer blühenden Herrlichkeit.

1. Madeira.

Madeira ist eine Art Vorposten des Tropenparadieses, ein einziger herrlicher tropischer Blumengarten, überragt von den Schneegipfeln mächtiger Berge. Der Anblick ist vor allem nachts hinreißend schön, wenn bis hoch hinauf die Lichter glänzen und sich mit dem Sternenhimmel zu einer leuchtenden Madeira-Stickerei vereinen. Kein Wunder, daß hier ein handwerklicher Kunstsinn groß geworden ist, der in der Stickerei immer neue und immer schönere Erzeugnisse schafft.

Die Ortschaften, vor allem das entzückende Funchal, machen einen überaus reinlichen Eindruck. Nirgends sieht man Verfall, auch die kleinste Hütte ist schmuck und sauber. Dabei gibt's hier keinen Staub. Die Straßen sind mit kleinen runden, vom Meere abgeschliffenen schwarzen Basaltsteinen gepflastert, die zudem infolge der hohen Luftfeuchtigkeit einen ganz feinen Algen-Überzug tragen, der sie doppelt schlüpfrig macht. So sehen die Straßen aus wie Läger kleiner Eierhandgranaten. Es ist nicht ungefährlich, mit unserem Schuhwerk auf diesem Belage fortzukommen. Bei der geringsten Senkung macht man eine Rutschpartie. Die Einwohner tragen starke Gummisohlen, — soweit sie überhaupt Schuhwerk haben. Wagen kommen auf diesen Straßen nicht voran. Deshalb gibt's keinen Wagenverkehr. Es gibt nur Schlitten mit breiten, getalgten Kufen, meist von schön geschmückten Ochsen gezogen. Halsbrecherisch ist eine Fahrt von dem 1000 m hoch

gelegenen wundervollen Hotel Belmonte herunter nach Funchal in den zwei- oder viersitzigen Bergschlitten, die in sausendem Galopp von zwei hinterher jagenden Führern an langen Stricken gesteuert werden. Da lernt man das Gruseln! Vor allem, wenn's einem auch noch brenzlich in die Nase steigt, weil die Kufen glühend werden. Dann wird der Schlitten herumgerissen, daß einem Hören und Sehen vergeht, und die Kufen werden neu getalgt. Einmal und nicht wieder! Lieber ein netter, anständiger Sturm auf dem Ozean als solch eine Teufelsfahrt. Die Schlittenführer werden alle lungenkrank.

Die Tuberkulose herrscht überhaupt auf dieser paradiesischen Insel. Das kommt nicht nur von der verweichlichenden Luft, die schließlich jede Widerstandskraft lähmt, sondern wohl auch von der großen Armut. Denn hinter all der Blumenpracht und der glänzenden Sauberkeit verbirgt sich bitterste Not. Sie hat ihre Ursache nicht nur in der „Krise", von der man draußen überall hört, sondern auch in der Ausschlachtung des Bodens durch wenige, auf dem Festlande sitzende Großgrundbesitzer und in einer besonders schweren Bodenbelastung. Wohin eine übersteigerte Grundstücksbelastung schließlich führen muß, kann man in Madeira studieren.

Die Bevölkerung, die bereits viel negroiden Einschlag hat, ist fleißig. Die durch früheren Raubbau kahl gewordenen Berge sollen nach deutschen forstwirtschaftlichen Grundsätzen allmählich wieder aufgeforstet werden. Es ist rührend zu sehen, wie die fleißige Bevölkerung Erde aus der Niederung auf ihre Landstücke in den Berghängen schafft, um dort einigermaßen wieder für den abgeschwemmten Humus zu sorgen. Dazu ist auch ein Verfahren künstlicher Bewässerung nötig. Aus den Bergen wird das Regenwasser in Rinnen und Kanälchen zu Tal gebracht. Es sieht fast aus wie das alte römische Wasser-

leitungssystem im Kleinen. Madeira ist übrigens ein bemerkenswerter Beweis dafür, wie etwas zweimal „entdeckt" werden kann. Ausweislich von Münzenfunden war es schon den Karthagern bekannt. Nach dem Untergang Karthagos ging auch Madeira für die damalige Welt unter und wurde erst im Jahre 1419 neu entdeckt.

Die Arbeit ist hier fast durchweg Heimarbeit. Der durchschnittliche Tageslohn einer Stickerin beträgt nach unserem Gelde etwa 20 Rpf. Deshalb gibt's sehr viel Kinderarbeit. Wir sahen vierjährige Mädchen neben Mutter, Großmutter und Urgroßmutter am Stickgerät. Der Kinderreichtum ist außerordentlich groß. Aber groß ist auch die Kindersterblichkeit. Die Kinder grüßen „Heil Hitler". Sie betteln trotz des Verbotes. Sobald ein Schutzmann in Sicht ist, verschwindet die kleine Hand. Gibt man ihnen etwas, heben sie den rechten Arm, gibt man ihnen nichts, heben sie wohl auch die kommunistische Faust. Arme Kinder! Das „gimmi penny" hat uns in allen denkbaren Modulationen durch das ganze Tropenparadies verfolgt. Ein Bengel von etwa acht Jahren bat mich um Feuer für seine Zigarette. Ich war so betroffen, daß ich seinem Wunsche nachkam. Stolz hob er den rechten Arm und wie aus der Pistole geschossen kam es heraus: „Heil Hitler, Dankeschön, thank you, auf Wiedersehen, a rivederci!" Arme Kinder! —

Nur noch eins: Hoch oben in Monte thront die schöne Kirche „Nossa Senhora Do Monte". In einem Seitenaltar liegt das Grab des Verräterkaisers Karl, der seinerzeit von der Entente hierher verbannt wurde und am 1. April 1922 hier gestorben ist. An den Seiten prangen Kränze und Bänder der „Legitimisten" und ähnlicher Zeitgenossen. Hier also liegt Habsburg und damit ein gut Teil der leidvollen deutschen Geschichte begraben. Die Habsburger „gingen schließlich fremd" und sind nun in der Fremde begraben.

Von Madeira ging es in sieben Tagen in berauschend schöner Fahrt über den Südatlantik. Das ist ein Erleben für sich, das man nicht schildern kann. Wie staunt man, wenn man die ersten Pottwale niesen sieht und die ersten zackigen Haifischflossen auftauchen. Oder wenn die ersten Scharen fliegender Fische hochgehen, die wie Silberpfeile über's Meer fliegen und von denen wohl mal auch einer sich in ein Seitenfenster verirrt und als nasse Überraschung im Bett vorgefunden wird. Die Meerestiefe geht hier zum Teil bis über 8000 m. Was mag sie bergen? Manche meinen, wir seien am Ende der „Technik". Mir scheint, wir sind erst am Anfang. Welch unerhörte Aufgaben sind gerade der Technik noch vorbehalten!

Welch ungewöhnliches Maß von Stumpfsinn mag dazu gehören, in der großartigen Majestät des ewig bewegten Weltmeeres die „Abwechselung" zu vermissen. Was ist eigentlich schöner, die glänzende Bahn, die die Sonne in immer neuen Farben auf's Meer wirft oder die flimmernde Silberstraße, die der Mond auf die Wogen zaubert? Sonnenaufgang und Sonnenuntergang bieten jeden Tag ein neues, in der Farbenpracht immer wieder überraschendes Schauspiel. Der Mond hängt in den Tropen wie ein Fruchtkörbchen am Himmel, der Große Wagen ragt fern im Norden schließlich nur noch mit dem Hinterrad aus dem Meere, der Orion marschiert ebenfalls stetig und stolz nach Norden, und je näher man dem Kreuz des Südens kommt, um so heller und größer werden die Sterne, bis man schließlich glaubt, sie greifen zu können. Tropennächte auf dem obersten Sonnendeck sind mit all ihrem geheimnisvollen Zauber höchstes und erhabenstes Erleben. Da fühlt man, daß es Dinge gibt, die man mit dem Verstande nicht messen kann. Bedauernswerte Menschen, die das nicht mehr fühlen können!

2. Amazonas und Brasilien.

Ein eigenes Gefühl war es doch, als nach fröhlicher und sehr nasser Erledigung der wichtigen „Äquatortaufe" endlich wieder Land auftauchte — Südamerika. Wir landeten in Pará (offiziell Santa Maria de Belém genannt), der Hauptstadt des gleichnamigen brasilianischen Bundesstaates, der dreimal so groß ist wie Großdeutschland und doch nur 1,4 Millionen Einwohner hat. Brasilien selbst ist so groß wie etwa ganz Europa und hat nur 42 Millionen Einwohner.

Was sind das alles für Maße hier! Man muß als Europäer völlig umdenken. Hier geht's nicht um Länder, sondern um Erdteile, und die Raumfülle ist ungeheuerlich. Wieviel Raum hat die hungernde Menschheit noch, welch unerhörte Schätze an Rohstoffen liegen noch ungehoben! Was ist das doch für eine Torheit von „Übervölkerung" und von „Überproduktion" zu reden! Das sind echte europäische Zwangsbegriffe. Raum für Alle hat die Erde. Und soviel landwirtschaftliche und industrielle „Kapazität" gibt's überhaupt nicht, um die Menschheit zufrieden zu machen, — wenn sie vernünftig wäre. „Übervölkerung" und „Überproduktion" sind nicht wirtschaftliche Tatbestände einer naturgegebenen Entwicklung, sondern politische Ergebnisse einer naturwidrigen Entwicklung der um ihre gesunden Instinkte gekommenen weißen Welt. Was in diesem Zusammenhang insbesondere „Versailles" eigentlich bedeutet hat, wird einem draußen gründlich klar.

Pará ist die große Hafenstadt am Amazonas, die zweitgrößte Hafenstadt Brasiliens (280000 Einwohner). Hier begrüßte uns eine Menschheit in allen Farben von kohlschwarz bis rot, die Kinder fast alle nackt. Pará hat nur 10% Weiße. Von diesen 10% sind, wenn man sehr günstig urteilen will, vielleicht 50% reinblütig.

Den Amazonas sieht man mit seinen gelben Wassermassen schon weithin im Meer. Man riecht ihn auch. Die Mündung ist über 300 km breit. In der Mündung liegen eine Unzahl Inseln. Eine davon ist so groß wie die Schweiz. Sie ist mit Urwald bedeckt und bis zum heutigen Tage unerforscht. Wie mag es da am Oberlauf aussehen? Es riecht hier alles, wie gesagt, nach Amazonas, eine Mischung von stark überheizter Treibhausluft, faulem Holz, Sumpf, Kadaver und herrlichem Blumenduft. Eine seltsame Mischung! In Pará schmecken sogar die Speisen und der Rotwein nach Amazonas. Auch unsere Betten und Schränke im Schiff riechen nach Amazonas. Wir sind den Geruch lange nicht losgeworden. Er wurde später ersetzt durch den Orinoco. Der riecht ebenso schön.

Und was sind das, wie gesagt, alles für Maße! Ein Schweizer Geologe, den die brasilianische Regierung mit den Goldforschungen im Bundesstaate Pará betraut hat, hatte es sich nicht nehmen lassen, uns zu besuchen und uns einen Vortrag zu halten. Auf die Frage, wie lange er von seiner Station geritten sei, antwortete er: „Ach, nicht lange, nur vier Tage, wir wohnen ganz in der Nähe." Er gab auch Aufschluß über die „Revolutionen", die es ab und zu in Brasilien gibt: das Land merke davon gar nichts, das seien lokale Vorgänge einzelner Städte, eine Art Magistratswechsel mit der Pistole, damit die Anderen auch mal an die Reihe kommen. Auch Revolutionen in Rio de Janeiro seien für das Land eine ganz gleichgültige Sache. Dort handele es sich um parlamentarische oder militärische Mehrheitswechsel mit dem Maschinengewehr. In Kleinstädten und Dörfern genüge bei solchen Anlässen die Machete. Das Geschäftsleben werde aber durch all das gar nicht berührt. Wir in Europa hätten von alledem ganz falsche Vorstellungen. Das Land sei immer ruhig. Oft höre man dort erst nach Jahren, daß irgendwo

eine „Revolution" gewesen sei; wahrscheinlich sei unterdessen schon wieder eine andere gewesen. Das seien ganz gleichgültige Dinge. Viel ernster sei die — Kaffee-Krise.

Der Staatspräsident Dr. Getulio Vargas wird als zielbewußter und energischer Mann gerühmt. Ob es ihm endgültig gelingen wird, seine „autoritäre Staatsverfassung" durchzusetzen, wird die Zukunft erweisen. Der sogenannte Integralismus, auf den er sich anfangs stützte, in dem er aber offenbar ein Haar gefunden hat, wird draußen vielfach mit dem Nationalsozialismus oder Faschismus in eine irgendwie geartete organisatorische Verbindung gebracht. Davon kann natürlich keine Rede sein. Er berührt übrigens den Volksgedanken an sich nicht. Es handelt sich bei der Bewegung vielmehr um die Vertretung eines reinen Staatsprinzips. Der Gedanke des „integralen Staates" kommt nicht von unten, sondern von oben. Das ist an sich natürlich nicht falsch, aber heute wird keine Bewegung an's Ziel kommen, die das Volk nur beim Verstande und nicht beim Herzen packt.

Der Integralismus wurde 1932 von Plinio de Salgado begründet, zunächst als eine Intellektuellen-Bewegung. Er erstrebt den brasilianischen Einheitsstaat mit „korporativer Gliederung" und die Beseitigung der Parteien. Ähnliches will Vargas auch und hat es bei seinem Staatsstreich am 10. November 1937 zum Teil verwirklicht. Er hat aber zu gleicher Zeit die Integralisten ausgeschaltet, die er bis dahin zweifellos benutzt hatte, und die sich nunmehr „betrogen" fühlen. Sie werfen Vargas vor, daß er unter dem Einfluß des Außenministers Osvaldo Aranha, des früheren Vertreters in Washington, stehe, der den Integralisten abhold sei und völlig unter dem Einfluß der USA. handele. In den USA. sei der Integralismus wegen seiner Kampfschar, der sogenannten „Grünhemden", als „Faschismus" verhaßt!

Amazonas, Indianer-Hütte am Urwald

Wenn das Urteil über Osvaldo Aranha und seine geistige Abhängigkeit von Washington wahr sein sollte, wäre es übrigens für die deutschen Interessen nicht unbedenklich. Die Arbeit der USA. in Südamerika richtet sich in allererster Linie gegen uns. Die USA.-Propaganda arbeitet mit den verwerflichsten Mitteln und den gröbsten Lügen gegen Deutschland, die von einem naiven Volke geglaubt werden. Es kann einem in Südamerika widerfahren, daß man allen Ernstes gefragt wird, ob Hitler denn wirklich Brasilien erobern wolle. Über Art und Wirkung der jüdischen Welthetze kann man auf einer solchen Reise überhaupt manches erfahren. In Panama wurde uns von wohlmeinender Seite gesagt, wir sollten doch eiligst heimkehren, in Deutschland sei blutige Revolution, Bayern sei bereits erobert; von wem, konnten wir nicht herauskriegen. In Havanna haben ernsthafte Leute erklärt: „In Berlin sei der Kaiser eingezogen und Hitler sitze in Hamburg." Man darf über solchen Irrsinn nicht bloß lachen. Solch krauser Unsinn wird draußen geglaubt, und danach werden Entschlüsse geschäftlicher und anderer Art gefaßt. Die Lügen haben bekanntlich keine kurzen, sondern sehr lange Beine.

Ob Vargas gut daran tut, das Tischtuch zwischen sich und den Integralisten zu zerschneiden, wird die Zukunft lehren[1]). Die Deutsch-Brasilianer stehen der integralistischen Bewegung mit aller Vorsicht und Zurückhaltung gegenüber. Die „Grünhemden" marschieren unter dem blau-weißen Sigma-Banner und grüßen mit erhobenem rechten Arm und dem Ruf: „Anauê". Das ist ein uralter indianischer Kriegsruf und heißt: „Wir wollen und werden siegen." Wir haben diesen Gruß in Pará nirgends gesehen und gehört. Aller-

[1]) Unterdessen hat es ja im Mai 1938 bereits eine blutige Auseinandersetzung zwischen Vargas und den Integralisten gegeben.

BIBLIOTEKA W Toruniu

dings sagte man uns, Pará mache grundsätzlich immer genau das Gegenteil von dem, was Rio tue.

Brasilien hat die Folgen der „Monokultur“ [1]) mit der Kaffeekrise schwer zu büßen, so schwer, daß dieses an Naturschätzen vielleicht reichste Land der Erde den Schuldendienst eingestellt hatte und in Währungsschwierigkeiten geraten war. Jetzt soll der landwirtschaftlichen Monokultur durch besondere Förderung des Baumwollanbaues abgeholfen werden. Das geschieht offenbar mit steigendem Erfolge. Das Vorhaben ist Vargas erleichtert worden durch die schier unfaßbar törichte Baumwollpolitik Roosevelts, über die ich in dem in der Einleitung erwähnten Berichte über meine Reise nach USA. Angaben und Voraussagen gemacht habe, die sich unterdessen bewahrheitet haben. Aber Vargas geht viel weiter. Er will das Übel an der Wurzel packen. Brasilien hat sich nämlich ohne vorherige oder gleichzeitige Aufschließung seiner reichen Rohstoffschätze, vor allem der mächtigen Läger an Eisen- und Manganerzen, längst eine stattliche verarbeitende Industrie aufgebaut, deren Massengüter-Erzeugung zur eigenen Bedarfsdeckung genügt und die bereits kräftig zur Ausfuhr drängt, ja zum Teil die Grenze der Leistungsfähigkeit bereits erreicht hat. Nun soll der Auf- und Ausbau einer Schwerindustrie erfolgen. Das neue Wirtschaftsprogramm lautet: „Entwicklung der eigenen Wirtschaft, Ausbeutung der Rohstoff- und Bodenschätze für die eigene Wirtschaft, Aufbau einer eigenen Schwerindustrie, Ausbau des Verkehrsnetzes.“

---

[1]) „Monokultur“ nennt man eine Wirtschaftsform, die wesentlich auf die Ausfuhr eines besonders bevorzugten landwirtschaftlichen Gutes abgestellt ist. Beim Preisverfall eines solchen Vorzugsgutes, z. B. Tabak, Bananen, Zuckerrohr-Erzeugnisse, Kaffee, Baumwolle usw., ist dann ein Ausgleich durch Ausfuhr anderer Verzehrs- oder Verbrauchsgüter nicht oder nur langsam und mit Schwierigkeiten möglich.

Pará ist eine ebenso heiße wie interessante, aber wenig reinliche Stadt. Wir hatten fast 40 Grad nasse Hitze im Schatten, eine etwas flüssige Angelegenheit. Die Elektrischen hängen hier voll Menschen wie die Trauben. Sie kleben und hängen an den Trittbrettern und Außenwänden. Es sieht sehr gefährlich aus, aber es passiert angeblich nie etwas. Neben altspanischer Marmorpracht armseliger Verfall, neben entzückenden Villen im portugiesischen Kolonialstil trostlose Negerhütten mit Bastdach. Großartig sind die Alleen mit den stolzen Königspalmen und die weiten Plätze mit den breiten trächtigen Mangobäumen. Dazwischen fremdartige Riesenbäume, unter und in deren Wurzeln man spazieren gehen kann. Und zu allem eine unsagbare Blumenfülle. Und über und unter allem die mächtigen schwarzen Aasgeier, die ganz kirre sind, denn niemand darf sie antasten. Auf westindischen Inseln wird ihr Abschuß sogar schwer bestraft. Sie sind als Gesundheitspolizei unentbehrlich. Auf dem Fisch- und Gemüsemarkte sahen wir sie nach Schluß „arbeiten". Erstaunlich, in welch kurzer Zeit solch ein Riesenvogel mit dem Abfall ganzer Stände fertig wird! Straßenreinigung und Müllabfuhr sind in den Tropen eine einfache und billige Sache.

Auf den Märkten und in der großen Markthalle mit ihrer Überfülle tropischer Erzeugnisse — einschließlich Schlangen, Affen, Tapiren, Stinktieren, Schildkröten und kleinen Alligatoren — fiel uns vor allem zweierlei auf: es gibt kein Papier, deshalb auch kein schmutziges Papier. Alles wird in große frische grüne Blätter eingepackt. Und es gibt Unmassen Groß- und Kleinholz. Denn es wird nirgends mit Kohle, nur mit Holz oder Holzkohle gefeuert. Auch die Lokomotiven feuern mit Holz und schleppen einen Wagen voll Holz hinter sich her, den sie unterwegs beliebig wieder laden können. Der Holzreichtum dieser Länder ist ja über alle Begriffe groß! Glück-

liche Länder! Wenn wir auch nur das hätten, was im und am Amazonas herumliegt und verfault! Beneidenswert sind auch die Riesenläger von Kautschuk, die in großen, offenen Hallen aufgestapelt sind. Da staut sich der Rohgummi bis an die Decke und — stinkt geradezu bestialisch.

Eine Überraschung war die alte Kathedrale. Von außen schmutzig, im Innern eine Offenbarung. Ich habe niemals einen derartig wundervollen, in keiner Weise überladenen, reinen und edlen Barock gesehen. Diese Kathedrale hat — ein Kunstsachverständiger würde sagen „bekanntlich" — ihren Platz in der Kunstgeschichte — und das mit Recht. Zwischen den Bänken spielten nackte Indianer- und Negerkinder.

Ich möchte hier einfügen, daß in allen diesen Ländern, also auch in Mittelamerika und Westindien, alles, was an echter baulicher und malerischer Kultur vorhanden ist, ausschließlich spanisches und portugiesisches Erbe ist. Es ist wirklich erstaunlich, wie groß, weit und tief der spanisch-portugiesische Kulturkreis ist. Seit dem Zerfall der spanisch-portugiesischen Herrschaft über diese Gebiete, also seit Anfang des 19. Jahrhunderts, beginnt hier der Kulturverfall. Wo Neues geschaffen wird, wie z. B. in Venezuela oder Cuba, knüpft man bewußt an das Alte an. Überall dort, wo die spanische Herrschaft durch die englische oder amerikanische abgelöst wurde, ist der Kulturverfall durch nichts aufgehalten worden. England hat nicht im geringsten verstanden, in seinen dortigen Herrschaftsgebieten irgend etwas bodenständig Kulturelles zu schaffen, geschweige denn etwas, was die alte und edle spanische Baukunst hätte ersetzen können. Die bisherige angelsächsische Kolonialwirtschaft war ja auch selten gebend, meist nur nehmend.

Wenn man ein paar Schritte aus der großen Stadt heraus ist, steht man gleich vor dem undurchdringlichen Urwald mit

allen seinen Geheimnissen. Schmetterlinge und Kolibris lassen sich nicht auseinanderhalten. In Pará habe ich auch das erste Faultier in natura gesehen. Ich habe in meinem reich besetzten Dasein so manches Faultier kennen gelernt, aber so ein richtiggehendes Faultier ist denn doch etwas Besonderes. Man muß das gesehen haben, um so etwas zu glauben. Ein solcher Grad von Faulheit ist wahrhaft erstaunlich. Der Bursche hat sichtlich Mühe, auch nur die Augen aufzumachen, um einen anzuglotzen. Mit einer geradezu beneidenswerten Gelassenheit schiebt er sich im Schneckentempo am Ast eines Baumes hinauf und herunter. Wenn er in Greifnähe unten ist und man den immerhin ziemlich großen Kerl antippt, schaut er einen wehmutsvoll an und läßt sich sprachlos auf den Boden fallen, wo er alle Viere von sich streckt und auf dem Rücken liegen bleibt. Er wartet seelenruhig, bis man ihn umwälzt. Dann schaut er einen dankbar an und kriecht mit seinen außerordentlich starken Krallen auf den Ast, der ihm am nächsten ist. Fressen tut er nur das, was ihm unmittelbar in's Maul hängt. Einem Faultier zuzuschauen ist zweifellos noch nervenberuhigender als angeln.

Erwähnt sei noch, daß es mit dem Essen in Pará gewisse Schwierigkeiten hatte, weil die schwarzen Kellner gerade streikten. Es gab Essen mit Hindernissen und heiteren Zwischenfällen. In Pará streikt immer irgend etwas. Es wird offenbar abwechselnd gestreikt, damit jeder Erwerbszweig einmal zu seinem Rechte kommt. Aber Streiks sind hier kaum mehr als ein Gaudi.

Wir sind dann in unserem Schiff von Pará über 300 km den Amazonas hinaufgefahren. Der Amazonas ist für Seeschiffe nur auf diesem südlichen Arm zugänglich, der hier Rio de Pará oder Tocantis heißt. Von hier aus fahren die großen Seeschiffe bis Santander und Manaos, d. h. vier

Tagesreisen hoch. Noch 4000 km von der Mündung entfernt ist dieser gewaltigste Strom der Erde über 2 km breit. Der Amazonas durchströmt einen ganzen Erdteil. Von den hohen Anden, die bis 7000 m in die Wolken ragen, strömen ihm unerschöpfliche Wasser zu und machen ihn zum wasser- und fischreichsten Strom. Während der etwa 5 Monate dauernden Regenzeit wird er teilweise zu einem Meer. Der Unterschied zwischen seinem höchsten und niedrigsten Wasserstande beträgt 12 m. Von den oberen Gebieten des Amazonas sowohl wie des Orinoco hat man heute kaum mehr Kenntnis als vor 400 Jahren. Es ist ja wohl auch gut so, daß es nicht nur unter und über, sondern auch auf der Erde noch Geheimnisse gibt.

Die Fahrt in diese Wunderwelt ist unbeschreiblich. Hier versagen tatsächlich alle Worte. Das kann man nur erleben. Man fährt mitten durch den unerforschten Urwald, der einen Flächenraum bedeckt, der in der Nord-Süd-Richtung bis zu 3000 km, in der Ost-West-Richtung 4500 km breit, also fast so groß wie Europa ist. Mit dem Flugzeug den Urwald erforschen? Wie will man denn das machen? Wo will man denn landen? Kein Mensch weiß, welche Geheimnisse dieser Urwald noch birgt. Man sagte uns, es seien noch über 400 unentdeckte Indianerstämme darin. Aber wer will denn solches festgestellt haben? Nur am Rande gibt es hie und da Eingeborenen-Hütten, durchweg Pfahlbauten mit Palmblätterdächern. Die Eingeborenen — Indianer, Schwarze und Mischlinge — leben vom Fischfang (über 2000 Arten!) oder auch vom Anstechen eines der riesenhaften Gummibäume.

Der Amazonas hat mehr als 200 Nebenflüsse, von denen 17 größer sind als Rhein und Donau. Er ist belebt mit Einbäumen, die gepaddelt werden, und mit Segelbooten, deren dreieckige Segel in den verschiedensten Farben leuchten, je

bunter, desto schöner. Die kleinsten schwarzen oder roten Dreikäsehochs führen ihren Einbaum mit erstaunlichem Geschick. Man hat den Eindruck, daß die Kerlchen hier gleich mit dem Kahn auf die Welt kommen. Auch diese Kanus leuchten in allen Farben. Die meisten sind aus Mahagoni oder rotem Zedernholz geschnitten. Hier kann man sich ja so etwas leisten. Am und im Urwald wachsen Edelhölzer aller möglichen Farben von kohlschwarz über violett bis blutrot. Hier wächst auch das schwerste Holz (Chaparro-Baum) und das leichteste (Balsa-Baum), das leichter ist als Kork und häufig Verwendung findet beim Flugzeugbau. Wundervoll ist übrigens der Geruch brennender Tropenhölzer. Es ist ein balsamischer Duft, der da aufsteigt.

Wir sind schließlich über 300 km von der Mündung, also ganz in der „Nähe", in der Eingeborenen-Siedlung Corralinho gelandet, um einen unmittelbaren Eindruck vom tropischen Urwald zu erhalten, den wir bis dahin nur von der Reeling aus bestaunt hatten. Ein unvergeßliches Erlebnis! Corralinho ist, wie alle Siedlungen am Amazonas, in jahrelanger Arbeit knapp aus dem Urwald herausgehauen worden und muß, wie jede einzelne Hütte am Ufer, ständig gegen ihn verteidigt werden. Denn der Urwald ist gefräßiger als ein wildes Tier. Bei mangelnder Gegenwehr kann unter Umständen eine Hütte in vier Wochen aufgefressen, d. h. derart überwuchert werden, daß alles Menschenwerk erstickt.

Wir haben nun hier zum ersten Male zwar nicht im — denn das geht gar nicht — wohl aber vor dem Urwald gestanden. Da steht man sprachlos, und wer's noch nicht gelernt hat, der kann hier das Gruseln lernen. Ich kann es nicht anders ausdrücken: Urwald ist Verbindung von Himmel und Hölle, von Herrlichkeit und Entsetzen, von Gesundheit und Krankheit, von Urkraft und Schwäche, von Duft und Gestank, von

lieblichſtem Geſang und widerlichſtem Kreiſchen, von zarteſter Schönheit und abſchreckender Häßlichkeit — kurz und gut, Urwald iſt die Verbindung zwiſchen allen nur denkbaren biologiſchen und äſthetiſchen Gegenſätzen. Und in dieſer Verbindung iſt er unſagbar gewaltig, unheimlich großartig, und das dunkle Geheimnis ſeines unerforſchten Weſens ergreift einen noch tiefer als das des Weltmeeres.

Man ſieht zunächſt vor einer einzigen undurchdringlichen grünen, manchmal vielfarbigen Mauer, die feſter iſt als irgendeine Wand: zwiſchen Rieſenbäumen, denen gegenüber unſere Wälder wie Unterholz wirken, winden ſich Schlangengewächſe, Schlingpflanzen, Lianen, Bambus, Kletterpflanzen, mächtige Schmarotzer, Luftwurzeln uſw. Dazwiſchen auch Farrenbäume. Wir kennen bei uns nur Farrenkräuter. Hier gibt es Farrenbäume, deren Stamm höher und dicker iſt als der einer deutſchen Birke und unter deren Fächerdach ſo manches Platz hätte. Hat uns etwa ein Traum in's Vorſintflutliche entrückt? Und alles ein einziges ſtachliges Rieſengewirr — der Stacheldraht der Natur!

Und von all dieſen Bäumen, abgeſehen vielleicht von den rieſenhaften Gummibäumen und den himmelanſtrebenden Königspalmen, kennt man keinen. Auch von den Tieren kennt man außer Alligatoren und den Papageien und Kakadus höchſtens die fern am Rande ſtolzierenden Flamingos und Reiher. Man wird ſamt ſeiner naturfernen „Bildung" hier ganz klein. Man denke ſich einen ſolchen Urwaldrieſen in Stammdicke, Höhe und Kronenbreite etwa drei- bis viermal ſo groß wie eine alte deutſche Eiche. Und denke ſich dabei, daß aus jedem Aſtloch bis hoch hinauf — Orchideen wachſen, von deren Blüten bei uns jede etwa 4 RM. koſten würde. Dann denke man ſich Rieſenbäume, deren gewaltige Kronen ſelbſt Blüten tragen wie bei uns die Roſenſtöcke. Wenn ich

mich recht entsinne, nennen die Indios diesen Baum Samaana. Wir sahen ihn dann in Trinidad und Jamaica wieder. Hier gibt es auch Eisenhölzer, denen keine gewöhnliche Axt beikommt. Man denke sich diese Verbindung von Gewalt und Lieblichkeit, dann hat man eine Ahnung von der Wirklichkeit. Aber hineinkommen? Einer unserer Begleiter sagte: „Wenn hier eine Kompagnie deutscher Pioniere ansetzte und nicht gerade mit Dynamit arbeiten würde, könnte sie in einer Tagesarbeit vielleicht 5 Minuten langkommen." Ich glaube, daß der Herr recht hatte.

Schaut man durch irgendein Loch hinein, blickt man in schwarze Finsternis. Licht gibt's nur dort, wo einer der Urwaldriesen gestürzt ist und im Umkreis einiges mitgerissen hat. Gerade das ist das Erschütternde, daß man hier den Kampf um's Dasein in seiner vielleicht großartigsten und entsetzlichsten Form vor sich hat. Hier heißt es nicht „Alle für Einen und Einer für Alle", sondern in wahrhaft schamloser Erbarmungslosigkeit „Alles gegen alles". Hier würgt buchstäblich Einer den Anderen ab. Großartig ist das Streben Aller zum Lichte. Deshalb will hier alles riesengroß werden, alles will zur Sonne. Entsetzlich ist es aber, daß es bei diesem Streben auf Tod und Leben geht, daß keiner dem Anderen das Licht gönnt. Ist einer oben, wird er von unten von einem Schlinggewächs gepackt, zerfressen und schließlich erwürgt. Und aus dem Moder des Einen wächst das Leben des Anderen, — bis der Andere selbst an die Reihe kommt. Ist das das Leben? Im Urwald gibt's keine Berta Suttner, und das „Nie wieder Krieg" wird einem in seiner ganzen hilflosen Inhaltsleere im Urwald äußerst deutlich.

Man hat mich häufig gefragt, der Schrecken des Urwaldes seien doch wohl die wilden Tiere. Das ist eine falsche Vorstellung. Die „wilden Tiere" einschließlich Alligator, Jaguar, Puma und Schlange, von denen hier die Anaconda über

8 m lang und einige Zentner schwer wird, gehen dem Menschen aus dem Wege, wenn man ihnen nicht gerade auf den Schwanz tritt oder ihnen bequem in's Maul fällt. Sie wollen vom Menschen durchaus nichts wissen. Sie wittern in ihm offenbar das gefährlichste Raubtier. Es gibt wohl überhaupt nur zwei Tiere, die den Menschen ohne Not angreifen, das ist der Stier (Büffel) und das Nashorn. Auch Löwe und Tiger fliehen den Menschen, wenn sie nicht gerade vor Hunger verrückt sind. Löwen- und Tigerjagden sind nicht deshalb schwierig, weil sie gefährlich sind, sondern deshalb, weil es so schwer ist, an Löwen und Tiger heranzukommen, und man sie suchen und verfolgen muß.

Die allerdings sehr ernste Gefahr des Urwaldes, wie überhaupt der Tropen, ist nicht die Schlange, der Alligator und sonst welch „wildes Tier", sondern — das Insekt. Das greift rücksichtslos an. Im Urwald sind es vor allem die unzähligen Arten giftiger Spinnen, Raupen, Käfer, Skorpione, Tausendfüßler, Ameisen und Moskitos. Das ist eine ebenso ekle wie gefährliche Gesellschaft. Es gibt da z. B. widerliche Tausendfüßler, deren Biß schwere Qualen bringt. Die Wunden heilen nicht, sondern verfaulen und brechen immer wieder auf. Sehr gefährlich sind die Moskitos, vor allem die berüchtigte Anopheles, die Malaria-Mücke. Einer von uns hat von einem Stich dieses Insektes die Malaria als übles Andenken mit nach Haus genommen. Gefährlicher noch sind gewisse Ameisen, die zum Teil über 3 cm groß werden. Die unschuldigste ist noch die Blattschneider-Ameise, die Bäume und Pflanzungen ratzekahl macht, aber Menschen nicht angreift. Lebensgefährlich ist die sogenannte Soldaten-Ameise, die ohne Rest und ohne Rast ständig wandert. Die Soldaten-Ameisen marschieren dabei in völliger militärischer Ordnung. In unübersehbar langen Zügen treten sie in geordneten Marschkolonnen unter

Führung von Offizieren an, mit Vorposten, Flankendeckung und Rückschutz. Sie greifen mitleidslos an, und überfallen und töten alle Lebewesen, die ihnen in den Weg kommen. Sie sind auch durch nichts aufzuhalten, auch nicht durch Feuerbrände. Über angelegtes Feuer marschieren die ersten Kolonnen hinweg und opfern sich, die anderen marschieren über die Leichen, beziehentlich die Asche ihrer Kameraden. Wenn ein solcher Zug im Anmarsch ist, verlassen die Eingeborenen mit Kind und Kegel fluchtartig ihre Hütten und retten sich auf's Wasser. Kranke und Verwundete, die diesen Ameisen zum Opfer fallen, sind rettungslos verloren.

Auch die weißen Ameisen, die sogenannten Termiten, sind gefährliche Raubtiere. Sie wandern nicht, sondern sind seßhaft. Sie bauen sich Festungen, über 2 m hoch, die eisenhart und von keinem menschlichen Gerät angreifbar sind. Überfallene Häuser müssen geräumt werden; sie sind im Handumdrehen mit sämtlichem Inventar, Fenstern und Türen erledigt. Wir haben solch überfallene Häuser gesehen. Die Eingeborenen wohnen in Pfahlbauten, deren Wände und Dächer aus Palmenblätterlagen bestehen. Die Pfähle werden mit irgendeinem geheimnisvollen Mittel eingeschmiert, an das Termiten nicht herangehen.

Angst, und zwar entsetzensvolle Angst haben die Eingeborenen, die sich auch im Wasser vor keinem Alligator fürchten, noch vor einem einzigen Tier: den sogenannten Pyranhas. Das sind Fische, kaum so groß wie ein Hering, ausgestattet mit einem Raubgebiß voller Spitz- und Sägezähnen. Sie gehen Tiere und Menschen nur dann an, wenn irgendeine kleine Verletzung zum Austritt auch nur des geringsten Blutstropfens geführt hat. Nachweislich wird ein Großtier von mehr als zwei Zentnern von ihnen samt Fell und Schwarte in 53 Sekunden bis auf die Knochen zum

Skelett abgenagt. Bei einem Menschen dauert dieser Vorgang kaum 30 Sekunden. Eine kurze Strecke oberhalb Corralinhos werden Fische nicht mehr mit Netz oder Angel, sondern mit dem Pfeil, und Vögel mit dem Blasrohr geschossen. Der größte Amazonasfisch ist 3 m lang und wiegt über 200 kg. Die Eingeborenen nennen ihn Piracucu.

Daß in dieser nassen, modrigen Glut Menschen auf die Dauer leben können, ist mir ein Rätsel. Und doch machen die Eingeborenen einen gesunden Eindruck, und die Sterblichkeit soll angeblich gering sein. Vielleicht kommt das daher, daß der Indianer über medizinische Mittel verfügt, von denen wir „Kulturmenschen" noch keine Ahnung haben. Um was es da geht, konnte ich nicht feststellen. Es wird am Amazonas z. B. bei gewissen Krankheiten „Erde" gegessen, wie bei uns die sogenannte „Heilerde" bei Darmstörungen. Auch Baum- und Strauchrinden werden als Heilmittel verzehrt.

3. Trinidad.

Aus den wundersamen Geheimnissen des Amazonas führte die Fahrt dann an der heißen Küste von Guayana mit Cayenne, der „Teufelsinsel" des französischen Staates, vorüber in das noch heißere Mündungsgewässer des Orinoco nach Trinidad, der „Insel der Seeligen". Sie ist über fünfmal so groß wie Rügen und nach Ceylon wohl Englands wertvollste Kronkolonie. Das Schönste auf dieser Erde gehört den Engländern.

Was Trinidad für das Empire bedeutet, wird einem schon in La Brea klar, wo wir zunächst landeten. Hier liegt der berühmte Pitch-Lake, ein etwa 10 qkm großer Asphaltsee, aus dem England sein Reich mit natürlichem Asphalt versorgt. Da steht man tatsächlich vor und auf einem Weltwunder. Es handelt sich hier um einen uralten großen Krater, aus dem

nicht Lava, sondern Asphalt quillt, der lediglich gereinigt zu werden braucht, um als baufertiger Stoff abzugehen. Die aus der Tiefe nach oben quellende Masse bildet an der Oberfläche eine dünne Hartschicht, auf der man gehen kann. Aus dieser Schicht hauen die Negerarbeiter am Tage mächtige tiefe Löcher heraus. Der herausgeholte Rohstoff wird auf einer Seilbahn zur Reinigungsanstalt gebracht. Aber nun denke man sich, daß in jeder Nacht die herausgeholten Mengen von unten selbsttätig wieder nachwachsen, so daß man am nächsten Arbeitstag wieder auf derselben Stelle stehen und arbeiten kann! Ich weiß nicht, ob es das auf der Erde noch einmal gibt: einen selbsttätig nachwachsenden Rohstoff, den kein Abbau erschöpfen kann. Das ist ein Geschäft! Die wundervollen englischen Kolonialstraßen sind kein Kunststück. Die großartigen Kunststraßen in Trinidad und Jamaica sind übrigens während des Krieges, offenbar zu Ehren der weißen Rasse, von — deutschen Kriegsgefangenen angelegt worden. Doch über dieses Kapitel sei später geredet.

Dieser Pitch-Lake hat dabei seine großen landschaftlichen Reize. Er liegt am Urwalde, dessen bunte Vogelwelt dem großen Krater ein ständiges Konzert liefert. Manchmal schaut sich auch ein Affe den Betrieb höchst sachverständig an. Am sachverständigsten tun die Papageien und Kakadus. Und auch hier dieselben Gegensätze wie am Amazonas-Urwald. Kann man sich wohl einen größeren Gegensatz denken als den zwischen dem herrlichen Dreiklang des Glockenvogels (Campanero), der wie ein Märchengeläut aus den kirchturmhohen Urwaldriesen tönt, und dem gewaltigen und niederträchtigen Schimpfen des Brüllaffen, der den Brustton seiner Überzeugung im tiefsten C anstandslos in die Gegend orgelt, daß alle Urwaldwände wackeln?

Ein Erlebnis für sich ist dann die Landung in Port of Spain (71000 Einwohner), der Hafen- und Hauptstadt des „Paradieses" mit dem Hintergrunde des grünen Bergmassivs und den Häuschen und Palmenhütten, die bis hoch hinauf klettern. Trinidad ist wirklich ein Tropenparadies mit Traumbuchten, zauberhaften Palmenwäldern, undurchdringlichem Bambusdickicht und mit einer Blumenfülle, die sich einem berauschend auf die Sinne legt. Man ist von soviel Herrlichkeit geradezu eingenebelt. Die Natur ist dabei von einer Trächtigkeit, die nicht zu beschreiben ist. Hier sahen wir zum ersten Male Gewächse, an denen sich zu gleicher Zeit Knospe, Blüte und Frucht finden. Grapo-fruit-, Orangen-, Ananas-, Bananenpflanzungen brechen unter der Last ihrer Fruchtbarkeit; Zuckerrohr-, Kakao-, Kaffee- und Tabakpflanzungen überbieten sich im Wachstum. Und zwischen allem Urwaldriesen seltsamster Art: Brotfruchtbäume, Mammutbäume, Mangos, Kanonenkugelbäume, deren kürbisgroße Früchte mit Kanonenknall platzen, Mahagonibäume, Araukarien, Riesenkakteen usf. Hier steht auch der berühmte Immortellenbaum, ein Riese, dessen Krone aus leuchtenden roten Blüten besteht und der wie ein brennendes Feuermal in die Ferne strahlt. Ebenso wächst hier der angeblich größte Baum Westindiens, der Saman-Baum, aus dessen Astlöchern Orchideen und Hibiskus ranken und unter dessen gewaltiger Krone ein ganzes Dorf Platz hätte. Ein englischer Konsularbeamter meinte, daß man etwa 2000 Menschen darunter aufstellen könnte. Auch die deutsche Küche wird hier mit einem Male lebendig: Zimt, Nelken, Pfeffer, Muskat und dazu Perubalsam und noch manches andere sieht man hier in Baumgestalt vor sich, umweht von aromatischen Düften.

Eine Fahrt über die strahlend grüne Savanna, durch das märchenhafte Santa Cruz-Tal, über den Engpaß des

Saddle-back nach dem Marevalreservoir und hinauf auf die dem Pitch-Lake entquollene und mit dem Schweiß deutscher Kriegsgefangener hergestellte großartige Lady Chancellor-Straße mit dem wundersamen Blick auf Insel und Meer — kann es etwas Schöneres auf dieser Erde geben?

Und doch — in diesem Paradiese steckt der Wurm. Davon später. Und über diesem Paradiese liegt die „Krise", die Krise der Monokultur. In Pará wurde nicht gebettelt, hier, auch in der noch schöneren englischen Kronkolonie Jamaica, wird gebettelt, geradezu schamlos gebettelt. Es fehlt nur noch, daß dabei die Machete in Tätigkeit tritt. Das „gimmi penny" ist neben den schreienden Negersongs das Konzert der Insel. Es überkreischt manchmal tatsächlich Papageien und Geier. In den Tropen sieht man, daß es auch ohne Hunger Armut geben kann. Denn von Hunger kann man natürlich da nicht reden, wo alles Allen in den Mund wächst. Aber schließlich ist ja auch Unterkommen und etwas an Kleidung nötig. England rechnet sich bekanntlich zu den „Haves" und reihte uns Deutsche bisher liebenswürdig unter die „Havenots" (Habenichtse). Mir scheint, daß die glücklichen Bewohner englischer Kronkolonien „Havenots" in höchster Steigerung sind. Von der englischen Verwaltung und von der Festigkeit des Empire hat man auf dieser Reise überhaupt eigenartige Eindrücke erhalten, wovon später die Rede sei.

Trinidad erhält noch einen seltsamen Reiz durch die sonderbare Völkermischung, die hier nicht nur in Mischblut, sondern auch reinrassig auftritt. Hier gibt es reinrassige Neger, sehr arbeitsame Chinesen, sehr schlaue Syrer, vor allem reinrassige Inder aus Ostindien. England hat nach Aufhebung der Sklaverei beträchtliche Mengen Inder eingeführt. Die haben sich, gleichgültig ob Mohammedaner, Buddhisten oder Brahma-Gläubige, abgesondert und haben die Kultur ihrer

Heimat mitgebracht und erhalten. Sie sitzen vor allem in dem reizend gelegenen Dorfe St. James. Hier ist Ostindien in Reinkultur mit Bambus-Bungalows, mit Turban, Tempel und Moschee, mit indischem Handwerk, zarter Filigranarbeit und mit indischen Frauen und Mädchen in ihren langen feinen Seidengewändern, duftigen Schleiern, Arm- und Beinschmuck. Selbstverständlich fehlt auch die heilige weiße Kuh nicht, um die man vorsichtig herumfahren muß, wenn es ihr gerade beliebt, sich allergnädigst mitten auf der Straße zu verewigen. Auch in Port of Spain hocken mitten auf belebtesten Straßen indische Brahma-Gläubige, machen ihr „Fadenspiel" oder starren unverwandt auf den eigenen Nabel und tun so, als seien sie weltentrückt und sähen und hörten nichts. In Wahrheit hören und sehen sie wohl alles, vielleicht mehr, als den Engländern lieb ist.

Man braucht dann von St. James nur eine kurze Strecke weiter zu fahren und ist mit einem Male mitten in — Afrika. Da steht man im Kokospalmendickicht vor echten afrikanischen Kraals mit Rundhütten und echtem schwarzen Ebenholz. Reinrassiges zu sehen ist ohne Rücksicht auf die Farbe immer eine Freude. Der Farbensinn der unteren Schichten der Negerrasse ist allerdings verschroben. Man sieht bei Männlein und Weiblein ganz unaussprechliche Farbenzusammenstellungen. Eine schwarze Mammi ist bekanntlich um so schöner, je umfangreicher sie ist. Nun denke man sich einen solchen schwarzen Schwamm als Eidotter oder Zitronenfalter. Und vorn mit blauen, hinten mit roten Sternen. Und dazu der Schmuck! Er braucht nur zu rasseln oder zu klimpern, um Schmuck zu sein. Fotographieren lassen sich die holden Schönheiten nur unversehens. Wenn sie's merken, halten sie schreiend die Hand vor das Gesicht. Sie fürchten beim Fotographieren ihr „Gesicht zu verlieren". Manche sagen auch: „First one shilling"

Am Amazonas-Urwald bei Corralinho

(erſt eine Mark). Das ſind die Aufgeklärten. Die Männer bevorzugen offenbar roſafarbene Hoſen. Man wird ſeekrank, wenn man das ſieht.

Trinidad iſt ein einziges Märchen. Aber auch im Märchen ſpielt die böſe Fee eine Rolle.

4. Venezuela.

Von Trinidad aus ging es nun in die erſte deutſche Kolonie. Das iſt Venezuela, das einſt von Kaiſer Karl V. „als Lehen zur Erſchließung und Beſiedlung" ſamt der Statthalterſchaft den deutſchen Handelshäuſern der Welſer in Augsburg und der Ehinger in Konſtanz übereignet war. Nach 30 Jahren, 1556, wurde den Deutſchen dieſe erſte Kolonie von der ſpaniſchen Krone im Wege übler Intrigen und eines ebenſo üblen Rechtsſtreites abgejagt. Näher kann hier nicht darauf eingegangen werden. Vielleicht hätte die Weltgeſchichte einen anderen Verlauf genommen, wenn die Deutſchen ihre erſte Kolonie behalten hätten.

Venezuela, oder wie ſich das Land nennt „Die Vereinigten Staaten von Venezuela", iſt etwa doppelt ſo groß wie Großdeutſchland und hat 3 Millionen Einwohner. Ich erinnere an das, was ich oben über die Ausmaße und die Raumfülle geſagt habe. Venezuela hat unermeßliche und ungehobene Bodenſchätze an Gold, Silber, Eiſen, Mangan, Kupfer, Schwefel, auch Kohle und Diamanten. Venezuela gehört heute ſchon zu den reichſten Ländern der Erde, weil es überdies in ſtarken Vorkommen etwas hat, was im Werte längſt das Gold abgelöſt hat: Petroleum. Das Ölvorkommen im Maracaibo-Becken iſt mehr als Gold wert. Die erſt im Anfang ſtehende Ausbeutung geſchieht bis auf weiteres durch die Standard-Oil und den holländiſchen Shell-Konzern „Royal Dutch Shell". Der Staat Venezuela erhielt damals

allein daher täglich 106000 Dollar (etwa 270000 RM.). Venezuela hat keine inneren und äußeren Schulden mehr. Es gibt auch keine Einkommens- und Vermögenssteuern. Beneidenswertes Land!

Venezuela hat seit der Abschüttelung der spanischen Herrschaft (1811) fortgesetzt Revolutionen erlebt, weshalb man es das „Land der 50 Revolutionen in 100 Jahren" nannte. Als 1908 der Indio Gomez Präsident wurde und mit energischer Hand durchgriff, wurde Ruhe. Er hat bis Ende 1935 regiert und Außerordentliches geschaffen. Er war deutschfreundlich. Wir verdanken ihm manches. Bei seinen Landsleuten machte er sich schließlich aber verhaßt. Man warf ihm vor, daß er eine üble Bonzenwirtschaft treibe und dabei vor allem seine zahlreiche Verwandtschaft (er hatte allein 70 anerkannte Kinder) unterbringe. Man wagte aber gegen den „alten Jaguar" nichts zu tun. Erst als er starb und man sich auch noch ganz genau vergewissert hatte, daß er auch wirklich tot sei, ging der Rummel los. Man fiel über seine Familie und Anhänger her und trieb sie aus dem Lande. Noch heute scheiden sich in Venezuela die Geister an „Gomez". Seit 1936 ist der ebenfalls deutschfreundliche General Lopez Contreras Präsident, eine vornehme, sachliche Persönlichkeit. Das Land wird recht gut regiert und gut verwaltet. Es hat zweifellos eine große Zukunft, die sich auch für uns im guten Sinne wirtschaftlich auswirken kann. Ähnliches könnte übrigens auch von dem Nachbarlande Columbien gelten, wenn es gelänge, gewisse deutschfeindliche Strömungen dort auszuschalten.

Die Landung in La Guayra ist ein großes Erlebnis. Staunend steht man vor den sofort 2800 m aus dem Meere aufsteigenden gewaltigen Anden. Alexander von Humboldt war auch im tiefsten berührt: „Es ist, als stiegen die Pyrenäen oder die Alpen gerade aus dem Meere auf!"

Brennend rot leuchten die hohen, nackten Felswände und werfen auch nachts die Hitze zurück, so daß es in diesem Backofen niemals Abkühlung gibt. La Guayra soll nach Aden der heißeste Ort der Erde sein. Die Seeleute nennen es: „Eingang zur Hölle". Wir hatten noch Glück. Es hatte geregnet. Dieser Ausdruck ist übrigens falsch. In den Tropen regnetes nicht, sondern schüttet es, daß man oft nicht die Hand vor dem Auge sieht. Da nützt auch kein Regenschirm, höchstens Ölzeug. Wenn ein Tropenguß auf's Meer knallt, sehen die Wogen aus wie wandernde Sanddünen. Es waren deshalb dort nur 32 Grad, was bei 90 Grad Feuchtigkeitsgehalt der Luft immerhin etwas heißen will. In Berlin waren es damals 15 Grad Kälte.

Von La Guayra ging es auf der von Gomez gebauten Kurvenstraße, einem Wunderwerk der Technik, hinauf auf die Anden nach der zwischen Bergmassiven entzückend gelegenen Hauptstadt Caracas (230000 Einwohner). Die schwarzen Chauffeure fahren mit traumwandlerischer Sicherheit an den Abstürzen vorüber. Die Vegetation ist die bereits geschilderte. Überall, wo die Berge kahl sind, fressen sich Kakteen hoch, als Säulenkakteen oft häuserhoch. Meist sieht das aus wie natürlicher Stacheldraht. Das sind für Mensch und Tier undurchdringliche Hindernisse. Verkehrsmittel sind hier, wie auch sonst in den Tropen, Esel und Maultier.

War die Fahrt durch die blühende Vorstadt El Paradeiso mit ihren Villen in spanischem Kolonialstil und ihren herrlichen tropischen Parks und die Fahrt durch das glänzende Gesandtschaftsviertel bereits eine Überraschung, so war es die Stadt selbst noch mehr. Wir haben in der Tat keinen Anlaß, die europäische Hausbaukunst und Fähigkeit der Straßen- und Stadtanlage höher zu stellen als die irgendeines dieser tropischen farbigen Länder. Hier sieht, wie gesagt, alles auf alter spanisch-portugiesischer Kultur. Es ist

auch, von Ausnahmen abgesehen, durchaus nichts Überladenes dabei. Es ist echte, edle Kultur. Und auch bei neueren Bauten wirkt oft ein in Stein und Holz verwirklichter Schönheitssinn, der beneidenswert ist. Der Hausbau erinnert hier häufig an den altrömischen, an das sogenannte Atrium, hier Patio genannt. Das ist der Schmuckhof mit Teichen oder Springbrunnen, auf dem sich das Familienleben abspielt und zu dem die Innenräume offenstehen. Eine Augenweide ist z. B. das nach außen unscheinbare, im Innern äußerst reizvolle und mit verschiedenen solcher Höfe ausgestattete Geburtshaus Simon Bolivars, des südamerikanischen Freiheitshelden. Nach der Straße haben die Häuser vor den großen Fenstern eiserne Ziergitter, hinter denen Frauen und Kinder sitzen und sich den Verkehr ansehen.

Nach denselben Grundsätzen ist der prachtvolle Präsidentenpalast gebaut. Inmitten liegt der große Patio, ausgestattet mit tropischen Herrlichkeiten. Zu diesem Patio sind alle Innenräume, auch der vornehme Audienzsaal, der große Gesellschaftssaal usf., mit einem klassisch schönen Säulenumgang offen. Vor dem Besuch gab es übrigens eine Überraschung. Vor dem Palast erweist ein Zug Infanterie die Ehrenbezeugungen. Wacht man oder träumt man? Das sind ja Preußen, das sind bis auf den letzten Hosenknopf echte alte „Maikäfer" aus Berlin: blaue preußische Waffenröcke, weißes Lederzeug und Pickelhauben — wie einst im Mai! Es fehlte bloß noch, daß mein alter Freund, ehemaliger Major der Garde-Füsiliere, nachmaliger Standartenführer von S., vortrat und mit seiner holdseligen Kommandostimme sein schneidiges „Stillgestanden" losließ!

In Venezuela ist offenbar manches preußisch. Der Deutsche gilt hier viel. Das ist für alle Zukunft wertvoll. Ich glaube kaum, daß die USA. mit ihrer bösartigen Propaganda gegen

uns hier etwas erreichen werden, obgleich sie auch hier nach der Richtung alles mögliche tun. Die Einfallstelle dieser Propaganda ist vor allem der alte Unruheherd Venezuelas: die Universität, deren „akademischer Freiheit" man wohl immer zu lange Leine gelassen hat.

Vornehm wirkt auch das im spanisch-maurischen Stil errichtete Kapitol mit seinem großen Patio und seinen Säulengängen. Im Empfangssaal begrüßt einen der Spruch: „Please, be a gentleman" (Bitte, benimm Dich anständig). Es liegt ein eigenartiger Sinn darin, daß dieser Empfangsspruch im lateinischen Amerika ausgerechnet in englischer Sprache gegeben wird. Unter den wertvollen Gemälden im Kapitol befindet sich übrigens auch eins des Dresdner Malers Erwin Oehne. Natürlich gibt's in Caracas auf dem schönsten Platz auch ein Bolivar-Denkmal, das sich in jeder größeren Stadt Venezuelas und Columbiens findet. Das in Caracas stammt von dem Münchner Ferdinand von Miller. Bolivar hat ein tragisches Schicksal gehabt. Nachdem kleine Geister sein Lebenswerk verpfuscht haben, ist er verbittert und vergessen gestorben, und erst nach seinem Tode hat man ihn verstanden und geehrt. So ist es ja Manchem schon geschehen. Der Sarg Bolivars steht in dem als Kathedrale gebauten National-Pantheon. Unter den Generälen und Freiheitshelden, die mit ihm hier geehrt werden, stehen auch zwei deutsche Namen: Johannes Usla und Heinrich von Lützow. Gegenüber dem Pantheon steht an einem Hause, daß hier Alexander von Humboldt von November 1799 bis Februar 1800 gewohnt hat. Erwähnt sei nur noch, daß in der ältesten Kathedrale zwei Originalgemälde von Rubens und Murillo hängen. Hier ist Tradition.

Caracas ist eine äußerst belebte, betriebsame und sehr reinliche Stadt. Trotz Verkehrsregelung kommen die Autos oft nicht voran. Dabei gibt es — und zwar haben wir das überall

in den Tropen festgestellt — niemals Geschimpfe, Zank und Streit. Jeder hilft dem andern. Das Äußerste ist, daß ein Chauffeur dem andren zuruft: „Mañana" (Morgen ist auch ein Tag) oder „Paciencia" (Nur die Ruhe kann es machen). Gebettelt wird nirgends; auch die Händler auf den Märkten mit ihrer Überfülle tropischer Erzeugnisse sind nicht aufdringlich. Die spanische Grandezza hat sich offenbar vererbt, hier auch auf die Farbigen. Von „Krise" ist hier nichts zu merken. Die Bautätigkeit ist äußerst rege.

Die nähere und weitere Umgebung ist hinreißend schön. Wie in allen tropischen Städten liegen weit draußen die Klubs, die Mittelpunkte der vornehmen Geselligkeit. Wenn ich an den „Klub Florida" oder den „Country Klub" denke mit ihrer stilechten vornehmen Einrichtung, ihren lauschigen Ecken und Terrassen mit Schaukelsofas und Schaukelstühlen, ihren riesenhaften Parks mit Golfplätzen, Schwimmbädern und der Aussicht von den weiten Balkonen, ihren auserlesenen Speisen und drinks usw. — Klubs, wie wir sie überall gesehen haben, da muß ich an „Capua" denken. Gerade manchem Europäer ist der „Klub" in den Tropen wohl zum Verhängnis geworden. Mit dem an sich langsamen „Tropentempo" schläfert sich mancher hier wohl selber ein, noch dazu an solchen Stätten. Die Tropenluft macht schlapp. Ein Europäer muß doch wohl einen sehr starken Charakter haben, um hier zu schaffen, was er will und was er soll. Mir hat schon das Führen meines Tagebuchs schwere Mühe gemacht.

5. Curaçao.

Dann ging's weiter zu den ABC-Inseln: Curaçao, Aruba, Bonaire. Das ist holländischer Kolonialbesitz. Der holländische Kolonialbesitz ist etwa 60mal so groß wie das Mutterland. An den englischen reicht das zwar nicht

heran. England bedeckt etwa den 30. Teil von Europa und beherrscht den 4. Teil der Erde mit 540 Millionen Menschen, so daß jeder vierte Mensch auf dieser Erde irgendwie Mitglied des Empire ist. Aber für Holland langt's.

Curaçao mit Willemstad ist ein holländisches Idyll im karibischen Meer. Durch eine mächtige auf Pontons ruhende Schwingbrücke, die sogenannte „Lange Emma", fährt man ein in die St. Anna-Bucht. Die „Lange Emma" ist übrigens ein Steuerproblem für sich. Es wurde beim Überschreiten Steuer erhoben: wer Schuhe trug, zahlte 2c, wer Sandalen trug, 1c, wer barfuß kam, war steuerfrei. Da zogen Alle vor Überschreiten ihr Schuhwerk aus. Darauf ließ Holland die Steuer fallen.

Nach der Einfahrt ist man buchstäblich in Holland, nur daß die Holländer hier oft schwarz, braun und gelb sind. Der Unterschied zur englischen Kolonialverwaltung fällt Jedem hier sofort auf. Hier hat es zwar in der Ölvorstadt Emmastad auch schon Unruhen gegeben, aber sie sind schnell gebändigt worden. Hier ist tatsächlich Holland, nicht Kolonie, sondern Mutterland. Hier ist Zucht und Ordnung und Achtung vor dem Weißen. Hier sind die Vollzugsbeamten weiß (in Trinidad und Jamaica schwarz) und sind die Truppen weiß. Sie machen in ihren schmucken geschwungenen Strohhelmen einen ausgezeichneten Eindruck. Von den weißen Machtmitteln ist hier nichts „kaschiert". Hier macht der Farbige auf der Straße dem Weißen noch Platz.

Und die farbige Bevölkerung selbst macht ebenfalls einen guten, zufriedenen und frohen Eindruck. Offenbar fühlen sie sich durchaus als Holländer. In Willemstad hängen auch in den Eingeborenen-Straßen orangefarbene Bänder über die Straßen und stehen Anschriften an den Häusern: „Lang leve het Oranjehuis". Auch Bilder der Königsfamilie sieht man

häufig. Hier hat selbst der Farbige den holländischen Reinlichkeitstrieb: auch schwarze Mammis scheuern nicht nur die eigene Schwelle, sondern den Platz vor dem Hause. Ebenso ist die Kleidung, vor allem der schwarzen Mädchen, sauber und nett. Auffälligerweise tragen sie wollene Strümpfe. Hier sieht man keine angemalten und geschminkten schwarzen Wachteln in papageiengrüner Schale. Hier ist wirklich alles tipptopp! Nach dem, was man hier gesehen hat, muß ich sagen: Hut ab vor der holländischen Kolonialverwaltung! Der Farbige hat hier zweifellos nicht das Bewußtsein, lediglich das Opfer einer Ausbeutung zu sein. Man sagt, daß Holland auch seine großen und reichen ostindischen Kolonien nach denselben Grundsätzen verwalte, und daß auch dort im Gegensatz zu den englischen Besitzungen Ruhe, Ordnung und Zufriedenheit herrsche. Zweifellos ist der Holländer der erfolgreichste Kolonisator. Er achtet im Farbigen den Menschen, versucht nicht, ihn künstlich zu einem Europäer und damit geistig wurzellos zu machen, und verbreitet bei aller Aufrechterhaltung der eigenen Herrenstellung jene gemütvolle Behaglichkeit, die ihm im Blute liegt.

Vielleicht ergibt sich die Klugheit dieser Verwaltung auch daraus, daß das evangelische Holland hier im wesentlichen katholische Kirchen errichtet hat. Der Katholizismus hat in seiner primitiveren Form mit seinen Heiligenbildern, Schmuckornaten, seinem Ritus usw. zweifellos mehr Wirkung auf farbige, vor allem auf schwarze Menschen, als der schmucklose Protestantismus mit seinem Appell an's Gewissen. Man muß das selbst gesehen haben, um zu fühlen, daß der Schwarze sich in der katholischen Kirche befriedigt findet, daß er offenbar unbewußt innere Beziehungen zwischen diesem Ritus und eigenen, in seiner Seele schlummernden religiösen Vorstellungen knüpft. Es ist ein sonderbarer Anblick, wenn beim

Gebet die ſchwarzen Gläubigen in den ſtets überfüllten Kirchen im Zuſtande verzückter Einkehr die Augen verdrehen, daß man nur noch das Weiße ſieht.

Curaçao iſt übrigens die einzige Stelle, wo ſich ein eigener und ſelbſtändiger Kolonialdialekt herausgebildet hat, das ſogenannte Papiamento. Das iſt ein grauenhaftes Gemiſch von Spaniſch, Portugieſiſch, Holländiſch, Engliſch, Caribiſch und Negeridiom. Es klingt, wie wenn ein alter ausgeleierter Papagei mit ſchwerem Rachenkatarrh den hoffnungsloſen Verſuch macht, eine Arie zu flöten.

Bei einer Fahrt über die flache und ſchmuckloſe Inſel erſcheint mir bemerkenswert der uralte Judenfriedhof mit den breiten Flachſteinen. Offenbar hat das Judentum hier einmal eine große Rolle geſpielt. Die Inſeln waren einſt, ſchon zur Zeit der Flibuſtier und Bukanier, ein Stapelplatz für den Schmuggel zwiſchen den weſtindiſchen Inſeln und Südamerika.

Am bemerkenswerteſten aber iſt folgendes: Die ABC-Inſeln ſind ein Muſterbeiſpiel für die Wirkung des Waldraubbaues. Früher waren dieſe Inſeln mit den herrlichſten Wäldern, und zwar mit den wertvollſten Edelhölzern bedeckt. Kraſſe Habſucht hat die Inſeln bald nach ihrer Entdeckung ratzekahl geſchlagen. Seitdem hat der Regen den Humus abgewaſchen, und damit haben ſich die klimatiſchen Verhältniſſe geändert. Weil es keine Wälder mehr gibt, kann es auch nicht mehr ausreichend regnen. Die Folge iſt die in den Tropen gewöhnliche: an Stelle von Baum und Strauch wird der Boden von der Kaktee erobert. So iſt Curaçao die Inſel der Kakteen. Es iſt erſtaunlich, was für Exemplare man auf der Inſel ſieht. Man macht hier aus der Not eine Tugend. Man verwendet die Kaktee auch als Einzäunung von Grundſtücken. Eine Kakteenhecke, die nur noch mit der Axt „be-

schnitten" werden kann, ist undurchdringlicher als Stein und Eisen. Die Schwarzen verwenden die Kakteen auch zum Wäscheaufhängen, ein eigenartiger Anblick! Die schlimmste Folge jenes Raubbaues aber ist der Wassermangel. Alle Wässer sind versiegt. Der äußerst selten fallende Regen wird in allen möglichen Gefäßen gesammelt und wie ein Augapfel bewacht. Wasser ist auf diesen Inseln wertvoller als Wein.

Die Engländer haben schon seit dem 17. Jahrhundert immer wieder Versuche gemacht, den Holländern diese Inseln wegzunehmen. Die Holländer haben alle Angriffe tapfer abgewehrt. Was der Holländer einmal in den Zähnen hat, läßt er sich nicht so leicht nehmen. Die wirtschaftliche Bedeutung dieser Inseln, die wesentlich in ihrer äußerst günstigen geographischen Lage beruht, ist unterdessen noch gewaltig gestiegen. Heute ist sie tatsächlich kaum zu überschätzen. Das liegt daran, daß Curaçao und Aruba der gewaltige Stapelplatz und die Raffinerie-Anstalten für das in Maracaibo gewonnene Erdöl sind. Früh und abends gehen und kommen täglich die Petroleumflotten hin und her. Hier stößt man aller Nasen lang auf ein großes Tankschiff, und der Hafenbetrieb ist außerordentlich. Ein Aufenthalt auf der schönen Terrasse des Hafenhotels „Americano" in Willemstad ist höchst genußreich.

In Willemstad stehen allein 750 große Tanks, und in der Vorstadt Emmastad wohnen 12000 Raffinerie-Arbeiter. In Aruba wurden 1936 durch die Raffinerien 10336000 t Gasolin, Petroleum, Schmieröl usw. fertiggestellt; in Curaçao 7200000 t. Gerade hier also sitzt man fühlbar, hörbar und riechbar an einem starken Lebensnerv der „motorisierten" Welt. Auch unser Schiff hat in Willemstad getankt, es nahm die Kleinigkeit von 1700 t auf. In diesem einstmals so stillen Winkel

wächst heute ein Stück Weltwirtschaft und wohl auch Weltpolitik. Kein Wunder, daß in Willemstad 27 Nationen ihre konsularischen Vertretungen haben. Der 87jährige verdiente deutsche Konsul ist übrigens der letzte lebende Beamte, der noch von Bismarck angestellt worden ist.

6. Panama.

Dann ging es weiter über das Haifischmeer, vorüber an der venezolanischen Halbinsel Paraguana mit dem Eingang in die Maracaibo-Bucht nach Panama. Erstaunlich, welch kleine Fischerkähne sich auf dieses gefährliche Wasser wagen! Wir landen in Christobal-Colón am Eingang des Panamakanals. Wir hatten geglaubt, hier zwar ein sehr merkwürdiges, aber doch weniger schönes Stück Erde kennen zu lernen. Schließlich kam man aber aus dem Staunen nicht heraus.

Ich will hier nun nicht auf die Entstehung des Staates Panama und auf den Kanalbau eingehen. Aber ein paar Worte sind bei diesem äußerst verzwickten Tatbestand doch nötig, sonst bleibt manches unverständlich.

Als nach dem Versagen des Franzosen Ferdinand von Lesseps, dessen überheblicher Eigensinnigkeit nicht nur Milliarden an Geld, sondern Hekatomben von Menschenleben geopfert wurden, die Amerikaner an den Kanalbau gingen (1903), löste sich das nachmalige Panama unter gütiger Mithilfe der USA. von Columbien los, zu dem es bis dahin gehört hatte. Mit Hilfe der USA. wurde am 3. November 1903 die unabhängige Republik Panama gegründet (offiziell Republica del Isthmo). Die USA. hatten sich dabei für 10 Millionen Dollar die sogenannte Kanalzone vorbehalten, das sind je 8 km zu beiden Seiten des zu bauenden Kanals. Diese „Kanalzone", die mitten durch Panama geht, ist also amerikanisches Gebiet. Die Sache wird dadurch noch ver-

zwickter, daß in dieser Kanalzone, also innerhalb des USA.-Gebietes, nicht nur die Hafenstadt Colón, sondern die Hauptstadt Panama-City selbst liegt, staatsrechtlich ein höchst eigenartiger Tatbestand. Die Schwesterstadt Colóns, Christobal, ist amerikanisch, die Schwesternstädte von Panama-City, nämlich Ancón und Balboa, sind auch amerikanisch. Während der amerikanischen Prohibitionszeit hat das übrigens zu tollen Zuständen geführt. Wir waren später in Colón in einem prächtigen deutschen Lokal mit deutschen Kellnern. Die erzählten, daß während der Prohibitionszeit ganz Christobal die Lokale in Colón einfach belagert hätte. Die Amerikaner hätten Schlange gestanden bis früh, und für die Betrunkenen hätten Sonderwagen eingestellt werden müssen. So rächt sich jeder naturwidrige Zwang! Damals sei in Colón, auch in Panama-City, sehr viel Geld verdient worden.

Die USA. haben sich im Staate Panama außerdem die gesamte Hygieneverwaltung vorbehalten. Letzteres mit Recht. Es muß gesagt werden, daß sich Amerika hier wirklich ein großes Verdienst erworben hat, indem es vor Baubeginn durch Aufstellung ganzer „Fieber-Brigaden" (35000 Mann) mittels Entmoorung usw. diesen Landstrich, den man früher den gesundheitlich gefährlichsten der Erde, die „Mördergrube", nannte, entseucht hat. Auch Giftschlangen, Alligatoren, Skorpione und ähnliches Viehzeug hat man in dieser Strecke nach Möglichkeit ausgerottet. Schwer müssen die Maskenkämpfe gegen Moskitos und andere Insekten gewesen sein. Wer das Drum und Dran kennt, der kann sich wohl denken, daß von einzelnen dieser Brigaden Heldentaten verrichtet worden sind.

Erst nach Erledigung dieser Aufgabe ist man an den Kanalbau gegangen. Das schwierigste Stück war der Durchstich durch die Cordilleren beim Culebra-Einschnitt. Am 3. August 1914

war der Kanal fertig, am 12. Juli 1920 wurde er offiziell eröffnet.

Für uns Deutsche bietet der Kanal technisch nichts Neues. Die berühmten Gatunschleusen, mit denen die Schiffe in drei Kammern um je 8,7 m gehoben werden, entsprechen etwa der Einrichtung in Hohenfinow bei Berlin. Dasselbe gilt auf der Pazifikseite von den Pedro Miguel- und den Miraflores-Schleusen. Aber höchst romantisch ist eine Fahrt durch den Kanal! Sie bietet unbeschreibliche Bilder, vor allem auf dem weiten, märchenhaften Gatun-See, der ohne vorherige Rodung des von der künstlichen Überschwemmung erfaßten Urwaldes durch die Aufstauung des Chagres-Flusses entstanden ist und aus dem noch heute neben Urwaldinselchen alle möglichen entblätterten Urwaldriesen ragen. Ein phantastischer Anblick! Und links und rechts der unerforschte Urwald, ähnlich wie am Amazonas. Nur heiß war es. Heiß ist gar kein Ausdruck, über 50 Grad im Schatten. Sämtliche Poren wurden zu Springbrunnen.

Und dann ist man in der Drei-Stadt: Panama-Ancón-Balboa, und damit am Ufer des Pazifik, des Stillen Ozeans, an dessen anderer Seite Ostasien lodernd brennt. Wenn man zum ersten Male dahin kommt, kann man nachempfinden, was einst Balboa im Jahre 1513 empfunden haben mag, als er als erster Europäer dieses neue Weltmeer sah, in das er verzückt mit der Fahne der Heiligen Jungfrau hineinritt, um Besitz zu ergreifen für den Allerchristlichsten Spanischen Herrn der damaligen Welt. Die Ausblicke sind wunderbar schön. Panama-City (ohne Ancón und Balboa 67000 Einwohner) ist für sich ein kleines Paradies. Eine Schilderung würde hier zu weit führen. In den Geschäftsstraßen dieser wahrhaft internationalen Metropole hängen an allen Geschäften als Dauerschmuck die Fähnchen und Abzeichen sämt-

licher Nationen der Erde. Nur die deutsche sah man nirgends. Dafür sorgen die USA.

Wer einmal oben an den sanften Hängen in dem entzückenden Golfklub mit seinem in allen Farben glühenden Park gesessen oder von Bellavista aus über dieses Stück Märchenland geschaut hat, kann das nie wieder vergessen. Aufgefallen sind uns hier, wie übrigens in allen diesen Tropenländern, die großartigen sanitären Anlagen, mächtige moderne Krankenhäuser, besondere Tropenkrankenhäuser und Sanatorien mit vorbildlichen Einrichtungen. Wir haben in Europa auch in diesem Punkte nicht den geringsten Anlaß, die Nase höher zu tragen als diese „Wilden".

Ein ganz besonderer Genuß ist eine Fahrt in die Umgebung am Pazifik entlang. In der Ferne die hohen Cordilleren, in der Nähe liebliche Gefilde, die an Thüringen erinnern würden, wenn ihnen nicht Kokoswälder, die alles beherrschende Königspalme, Brotfruchtbäume und ähnliche Riesen einen fremden Charakter verliehen. Auf der anderen Seite das gewaltigste Meer, glänzend in unwirklichen Farben, wie sie eben nur in den Tropen möglich sind, mit ragenden Felseninseln. Draußen lag ein großer argentinischer Viehtransporter, der langhörnige Stiere auslud, d. h. in's Meer kippte. Zweifellos ein einfaches und billiges Verfahren. Am Strande wurden die wildgewordenen Bullen von jagenden Cowboys, hier Gauchos genannt, mit dem Lasso eingefangen und in einen Kral getrieben. Da gab's einen bösen Schrecken: ein paar ausgebrochene, offenbar deutschfeindliche Biester gingen ohne Kriegserklärung mit gesenktem Denkerhaupte in gestrecktem Galopp auf uns unschuldige Zuschauer los. Ich hätte nie für möglich gehalten, mit welch affenartiger Fixigkeit beleibteste Mitteleuropäer auf die höchsten Planken klettern können. Glücklicherweise bestand der einzige Siegesgewinn der An-

greifer in dem aufgeschlitzten Rockärmel eines Herrn, der etwas zu spät hinter einen rettenden Baum kam.

Unterwegs gab es u. a. sehr saubere Chinesensiedlungen. Sie bauen hier Reis, Tabak, Zuckerrohr und Bananen. Man ist da plötzlich mitten in China. Dazwischen Tiersiedlungen sonderbarster Art. Am sonderbarsten wohl die grotesken Riesenleguane mit dem meterlangen harten Schweif, den sie als Peitsche benutzen.

Auch die Geschichte hat hier ihre Denkmäler. Wir kamen bei der Ausfahrt auch nach Alt-Panama, der im Jahre 1518 gegründeten ersten großen Niederlassung der Spanier. Die einst stolze Stadt ist mit allen ihren wertvollen Kulturschätzen 1671 von englischen Seeräubern ausgeraubt und bis auf den letzten Rest niedergebrannt und zerstört worden. Die Ruinen der mächtigen Kathedrale zeugen noch von vergangener Pracht, und zwischen den kahlen Wänden zerstörter Herrlichkeiten singt der Wind und trägt ein Anklagelied über das Meer.

Zweierlei ist im Staate Panama und in der Kanalzone vor allem bemerkenswert. Das eine ist die wahrhaft fürchterliche Rassenmischung. An dieser Stelle nur soviel, daß sich hier nicht nur die Abenteurer und Hochstapler aller Welt ein Stelldichein geben, sondern daß sich hier sämtliche, tatsächlich sämtliche Rassen der Erde, abgesehen vielleicht von den Eskimos, in reinen und in Mischlings-Exemplaren finden. Im Urwald Panamas lebt genau so wie am Amazonas noch der reinrassige Indianer und weiß mit Bogen und Giftpfeil umzugehen. Das, was man außerhalb des Urwaldes, vor allem in den Hafenkloaken sieht, kann einer allein überhaupt nicht für möglich halten. Da gibt es Neger mit Schlitzaugen, Indianer mit Wollschädeln, Malaien mit Wulstlippen, Chinesen und Araber mit Negernasen, Inder mit Kaffernschädeln,

Syrer und Armenier mit japanischen Backenknochen, Weiße mit allen denkbaren farbigen Merkmalen usw. Vor allem in weiblicher Ausgabe sind das Blitzbilder, daß einem übel werden kann. Diese Hafenstädte sind wie ein Panoptikum sämtlicher überhaupt möglicher Rassenmischungen. Besonders auffällig ist dabei der starke gelbe Einschlag. Hier hat sich das menschliche Geschlecht ein wahrhaft ekelhaftes Denkmal gesetzt. Wie tief kann der Mensch doch sinken!

Und dann das Zweite. Das ist die militärische Seite der Kanalzone. Die Forts und die Langrohre der Amerikaner sind zwar „kaschiert", aber die Truppenlager und Flugplätze sind nicht gut zu „kaschieren". Die ganze Kanalzone macht den Eindruck eines einzigen großen Truppenlagers. Militärflugzeuge huschen hin und her und tun Wachdienst von oben. Das Straßenbild wird von amerikanischem Militär beherrscht. Das sind prächtige, meist blonde Jungens, die einen ausgezeichneten Eindruck machen. Man wird unwillkürlich an deutsche Soldaten erinnert. Es sind ja wohl auch sehr viele Deutschblütige darunter. Hier handelt es sich offenbar um auserlesene Leute. Man hat mir gesagt, daß zum Eintritt in die Kanalzonentruppe als einfacher Soldat die abgeschlossene College-Bildung (gymnasiales Abitur) verlangt werde.

Aber diese prächtigen frischen Kerle sind dauernd einer Gefahr ausgeliefert, die heute von der farbigen Bewegung in der ganzen Welt bewußt gegen Weiß eingesetzt wird: dem farbigen Bordell. Es wird versichert, daß daran gerade im Isthmus, dieser schlimmsten Lasterhöhle der Erde, Hekatomben weißen Blutes mit dem Verluste des Rasseninstinktes und der körperlichen und seelischen Gesundheit zugrunde gehen.

Man sieht übrigens auch viel Japaner in der Kanalzone. Wir sahen sie zwar überall, aber hier fielen sie einem besonders auf, obgleich sie die Fähigkeit haben, sich beinahe unsichtbar

Indio aus Pará

zu machen. Ob im Kriegsfalle der Kanal gegen alle Gefährdungen gesichert werden könnte, erscheint zweifelhaft. Doch das ist nicht unsere Sorge. Der Kanal genügt übrigens schon heute nicht mehr zur Durchschleusung der größten Schlachtschiffe. Man spricht deshalb davon, daß Amerika einen zweiten Kanal in Nicaragua bauen wolle.

Nach Rückkehr nach Christobal-Colón gab's noch ein nettes Erlebnis. Diese Hafenstadt an der Atlantikseite ist mehr noch als Panama-City ein brodelnder Hexenkessel von Betrieb, Radau und internationalem Tingeltangel. Die Hauptgeschäftsstraße ist Kurfürstendamm in den Tropen mit mächtigen Geschäftsauslagen; die Seitenstraßen sind ihr Abbild im Kleinen. Wie in den Tropen überhaupt sind alle Läden, Kneipen usw. nach der Straße offen. Es spielt sich also gewissermaßen alles im Freien ab, auch das Rasieren. Die ausgelegten fremdländischen Waren, die in der Lichterfülle äußerst verlockend aussehen, sind fast durchweg japanischer Schund. Das gilt auch von den „echt indischen" Herrlichkeiten in den großen „echt indischen" Geschäften. Der Japaner läßt sich nirgends abhalten. Die Gestehungskosten der japanischen Waren überspringen jede Zollschranke. Das bunte Menschengewimmel in diesen Straßen ist beängstigend.

Dazu kommt der Radau. Alles brüllt und kreischt durcheinander. Aber das genügt dem musikalischen Bedürfnis offenbar noch nicht. Hier hat jeder kleine Laden sein eigenes Radio, das möglichst nahe an der Straße aufgestellt und auf die höchste Lautstärke eingestellt ist. Dazu kommen auf der Straße selbst noch die Niggersongs mit Klapper, Trommel und Zupfbrett. Das alles gibt ein Höllenkonzert, das nur einer ertragen kann, der ein Trommelfell aus Elefantenhaut hat.

Als wir uns da hindurchwürgen, springt uns plötzlich aus einem „indischen" Laden ein fixer Kerl vor die Fassade,

faßt uns am Arme und flüstert mit Lautstärke 10: „Kieckt doch mal hier in, Ihr werdet doch einen Landsmann nicht im Stiche lassen. Ick bin Berliner, und bei mir is allet knorke und dufte." Dann ging's weiter: „Kooft Kämme oder was Ihr sonst wollt. Det allens ist schönster japanischer Plunder. Wenn Ihr Euch in dieser schönen Jejend belämmern lassen wollt, so laßt Euch wenigstens von einem treuen Volksjenossen belämmern." Der Mann war wirklich eine köstliche und erfrischende Type. Auf die Frage, wovon denn diese Unzahl von Läden z. T. mächtiger Geschäfte lebten, meinte er in aller Seelenruhe: „Von die Dummheit derer, die mit Reisegesellschaften hierherkommen, vor allem aus Amerika. Der Amerikaner kooft am liebsten Kitsch. Da sitzt ihm der Dollar locker. Je größer der Kitsch, desto besser det Jeschäft." Das hat uns um seinetwillen beruhigt. Übrigens scheinen sich hier auch noch Restbestände „indischer" und „chinesischer" Waren aus anderen Teilen der Erde zu befinden. Einer hatte eine „echte" indische Schlangenhauttasche erstanden, die später auf dem Schiff bewundert werden sollte. An einer stillen Ecke im Innern des Bügels fanden wir in heimatlichen Buchstaben: „Gesetzlich geschützt."

Panama mit der Kanalzone ist ein im glühenden Backofen bereitetes Gemisch aus Paradies, Panoptikum, Tingeltangel und Sündenpfuhl. Aber eins ist hier wie in allen Ortschaften dieser farbigen Staaten schlechthin vorbildlich: die Lüftungstechnik in den geschlossenen Räumen, in Gaststätten, Theatern, Kinos usf. Da gibt's weder Gestank noch Tabaksqualm, obgleich hier maßlos geraucht wird, weder Mief noch Küchendüfte. Da braucht man auch nicht Fenster aufzumachen, um es „ziehen" zu lassen. Und ebenso gibt's nicht die häßlichen, radauigen Drehorgeln, die in unseren Lokalen als Aussauger in die Wände gebaut sind. Ich habe diese glänzende amerikanische Lüftungstechnik, bei der die Luft

ständig „gewaschen", gereinigt und mit Sauerstoff versetzt und in den Tropen außerdem gekühlt wird, zum erstenmal in den USA. kennengelernt. So Mancher geht hier in Theater oder Kino, nur um gute Luft zu haben. Und bei uns? Warum ist diese wahrhaft wohltätige Technik bei uns nicht möglich?

7. Jamaica.

Nun ging's über das gefürchtete Caribische Meer, — gefürchtet wegen seiner Hurrikane, die gelegentlich ganze Ortschaften vom Boden reißen. Wir sind verschont geblieben, uns hat sich dieses herrliche Meer in seiner ganzen Farbenschönheit gezeigt. Nur heiß war es: Wir kamen in den Golfstrom, der die nasse Hitze noch steigerte. Endlich begrüßte uns mitten in einem wundersamen Sonnenaufgang die zweite und vielleicht schönste Perle in der englischen Krone: die Kronkolonie Jamaica. Wir hatten nicht geglaubt, noch überrascht werden zu können, aber Jamaica hat uns eines anderen belehrt.

Zwischen märchenhaften Palmeninseln fährt man ein in die Traumbucht von Kingston. Unmittelbar aus dem Meere steigt bis 2300 m das groteske Blue-Mountain-Gebirge hoch, das die Insel in zwei Teile teilt. Die aufgehende Sonne taucht die Massive und Zacken in leuchtendes Gold. Bis hoch hinauf klettern, wie aus der Spielzeugschachtel hingesetzt, die Siedlungen und Bungalows. Auf uns hat Jamaica, wie gesagt, noch einen tieferen Eindruck gemacht als Trinidad, die berühmte „Insel der Seeligen". Das will schon etwas heißen. Jamaica ist in der Tat eine wundersame Perle. Sie ist übrigens die wasserreichste Insel Westindiens (114 Flüsse und Bäche). Flora und Fauna sind dieselben wie in Trinidad. Schmetterlinge und Kolibris sind auch hier nicht auseinander zu halten. Es gibt hier über 200 Arten Vögel. Ein berauschender Duft liegt über allem (über 3000 Arten blühender Gewächse). Die Farbenpracht ist unwirklich schön.

Auch hier leben neben Schwarzen und Mulatten die von England seinerzeit eingeführten Chinesen und Inder (40000); ostindische Siedlungen neben Negerkrals, Rundhütten mit Palmblätterwänden und Bastdächern. An den Flüssen zwischen Urwaldriesen oft mächtiges und undurchdringliches Bambusdschungel. Über die Flüsse haben die Eingeborenen wippende Bambusbrücken gezogen. Wer schwindelig ist, dem läuft's kalt über den Rücken. Auch die Bettelei ist hier dieselbe wie in Trinidad. Die schwarzen Weiblichkeiten kauen alle kurze Zuckerrohrstengel, was immerhin noch appetitlicher aussieht, als das ekelhafte Kaugummigelutsche sogenannter gebildeter Amerikaner.

Eine Fahrt von einer Seite der Insel zur anderen über das Blue Mountain-Massiv hinweg auf der großartigen englischen Gebirgsstraße gehört wohl zu den erlesensten Genüssen. Es geht durch die Zaubergärten von Hope mit ihrer Orchideenpracht, über die weite Savanne mit trächtigen Pflanzungen aller Südfrüchte hinauf auf die Paßhöhe des entzückend gelegenen New Castle mit der großartigen Aussicht über Insel und Meer. In New Castle liegt das englische Militärlager. Es macht einen völlig ausgestorbenen Eindruck, obgleich es vollgestopft ist. Wir haben einen einzigen Tommy gesehen. England „kaschiert" offenbar überall seine Machtmittel. Vielleicht muß es das tun.

Der Weg auf der anderen Seite hinab durch unerschöpfliche Kokoswälder und durch zauberhafte Haine mächtiger Königspalmen an rauschenden Wässern und zerrissenen Schluchten vorüber ist wirklich eine Fahrt durch eine Wunderwelt, die sich nicht beschreiben läßt. Unterwegs bombardierte ein Affe unsere Autos mit Kokosnüssen. Wenn der Lümmel getroffen hätte, hätte er alles mögliche anrichten können. Sechsspännige Ochsentreks und Zebuherden ziehen vorüber, und bei Buff-Bay und Annotto-Bay, dieser wirklichen

Traumbucht, ist man wieder mitten in Afrika. Weiße sieht man überhaupt nicht. Wie auch sonst in diesen Tropengebieten bestehen die Räder jener Ochsenwagen aus übermannshohen festen Holzscheiben, die aus einem Stück geschnitten sind. Die Achsen sind ebenfalls aus Hartholz gedreht, das unverwüstlicher ist als Eisen. Querfeldein ist über Geröll und durch tiefen Sand ein Fortkommen mit anderen Mitteln nicht möglich. Wenn man ein solches Gefährt sieht, fühlt man sich in längst vergangene Jahrhunderte versetzt.

Zurück geht's durch den tiefen Einschnitt des herrlichen Wag-water-river-Tales über Castleton mit seiner Fülle seltenster Urwaldbäume und Edelhölzer und über Constant Spring mit seiner indischen Siedlung. In Kingston haben wir Gelegenheit, am Markte unter blühenden Immortellenbäumen, Kanonenkugelbäumen und Königspalmen englische „Siegestrophäen" aus dem Weltkriege zu betrachten: zerschossene deutsche Geschütze. Der Engländer hat sie hierher gebracht und sie offenbar zu Ehren der weißen Menschheit für die Farbigen hier aufgestellt.

Hatten wir Jamaica im Sonnenaufgang gesehen, so sahen wir es auch im Sonnenuntergang. Ein zauberhafter Anblick, wie alle diese Herrlichkeiten nach und nach in alle Farben getaucht werden! Und um's Schiff segeln wieder die mächtigen hocheleganten Fregattvögel und die großen plumpen Kormorane und Pelikane, die an ihren großen dicken Schnäbeln einen Sack tragen und die wie fliegende schwarze Koffer aussehen. Der Kormoran, der uns in allen Hafenstädten treu blieb, ist ein seltsamer Geselle. Langsam und schwerfällig zieht er seine Kreise, und dann mit einem Male klappt diese fast unförmliche Masse zusammen, verwandelt sich in einen schwarzen Pfeil und schießt mit Blitzgeschwindigkeit in's Meer bis 1,20 m tief. Wenn er wieder hochkommt, hat er den

ganzen Schnabelsack — eine Art Marktnetz — voll Fische.

Es gibt in diesen Gewässern Fische von geradezu bizarren Formen und Farben. Sehr elegant sieht der Lanzenfisch aus, der uns hier mit seiner Anwesenheit beehrte und der wie ein langes, biegsames Stilett durch die Wogen schießt. Und ständig ist das Schiff in den Häfen von den schwarzen Tauchern umgeben, die es ohne Unterlaß umschwimmen und nach den Geldmünzen tauchen, die man ihnen von der Reeling in's Meer wirft. Selbst Münzen in der Größe des holländischen 20 c-Stücks werden von ihnen auch bei starker Dünung mit unfehlbarer Sicherheit herausgeholt. In Madeira kletterte ein solcher Taucher auf's Schiff und sprang vom obersten Sonnendeck im Hechtsprung einer solchen Münze nach und holte sie aus dem Wasser. Was für Lungen und Augen müssen diese Menschen haben! Sie benutzen dabei den Mund als Portemonnaie. Wenn er voll ist, schwimmen sie zu ihrem „Bankierkahn" und liefern ab. Sie sind offenbar genossenschaftlich organisiert.

Jamaica bietet übrigens einen Beweis für die grausame Rache der Natur. Hier war seiner Zeit die norwegische Ratte eingewandert und hatte böse Verwüstungen in den Pflanzungen angerichtet. Um ihr beizukommen, führte man ihren gefährlichsten Feind, die Manguste, eine Katzenart, ein. Diese Mangusten erledigten die Ratten und gingen nach dieser guten Tat zu einer bösen über: sie fraßen nunmehr Eidechsen und kleine Vögel, die unentbehrlichen Helfer gegen die Insekten, vor allem gegen die dort sehr üblen Zecken. Die Folge war, daß aus der Rattenplage eine Zeckenplage wurde. Die Zecken aber legen ihre Eier mit Vorliebe in die Augenbrauen der neugeborenen Mangusten, die daran auf elende und qualvolle Weise zugrunde gehen. Von der erbarmungslosen Grausamkeit der Natur und der Not ihrer unerlösten Kreatur erhält man überhaupt in den Tropen einen tiefen Eindruck.

In Trinidad und Jamaica gibt's übrigens auch den echten Vampir, eine blutsaugende Fledermaus, die auch Menschen angeht (Desmodus Rufus). Der Vampir ist also kein Fabeltier. Es gibt hier Fledermäuse mit $1^1/_4$ m Flügelspannweite.

Jamaica war zweifellos der Höhepunkt der Reise. Diese Insel ist wirklich eine Art Eden. Aber auch in diesem Paradiese sitzt der Wurm. Hier spielt nicht nur die Krise der Monokultur eine Rolle, sondern noch etwas anderes, wovon später eingehender geredet sei. In Jamaica spielt der Farbige, vor allem der hier meist reinrassige, sehr selbstbewußte und intelligente Neger eine besondere Rolle. Man nennt diese Abkömmlinge der alten spanischen Sklaven „Maronen". Sie hausen zum Teil in Höhlen des hohen Gebirges. Die spanische Herrschaft haben sie ertragen, die englische (seit 1655) ertragen sie nicht. Sie haben sich damit niemals abgefunden. Die äußerst blutigen sogenannten „Maronenkriege" sind ein schmerzliches Kapitel in der englischen Kolonialgeschichte. Der letzte, als Krieg anzusprechende Aufstand, bei dem sofort über 600 Weiße erschlagen wurden, fand 1865 statt. Er hat England viel Geld gekostet. Damals hat England einen Teil der Maronen zwangsmäßig ausgesiedelt, und zwar nach Afrika, und hat damit der wohl noch gefährlicheren „äthiopischen Bewegung" wertvolle Agitationskräfte zugeführt. Seitdem nehmen die Maronenkriege die Form von Streiks an, die häufig über die Insel, übrigens auch über Trinidad, laufen. Diese Streiks in den Tropen haben an sich nichts mit Lohnforderungen u. dgl. zu tun. Sie haben einen ganz anderen Charakter, als ihn etwa die Streiks bei uns hatten. Sie sind farbig-nationalistische Bewegungen. Darüber später. Eine Bestätigung dieser Auffassung bringt eine Meldung aus London vom 15. August 1938. Danach habe „der Negerstamm der Maronen, der im Herzen der Insel lebe und von

eingewanderten (!) Sklaven abstamme, neuerdings mit einem Aufstand gedroht ... und bereits einige Eisenbahnpunkte besetzt". Als wir von Trinidad wegfuhren, ging wieder ein Streik los. Als wir von Jamaica Abschied nahmen, war das Letzte, was wir hörten: „Streik!" Das wird dort zum Schreckensruf. Denn von den 1 Million Einwohnern Jamaicas sind kaum 15000 Weiße. Während ich dies schreibe, lese ich soeben in der Zeitung, daß der Gouverneur von Jamaica zur Bändigung eines „Streiks" beschleunigt englische Kriegsschiffe und Militärverstärkung nach Kingston gerufen hat. Krieg im Paradiese!

8. Cuba.

Der Abschied von Jamaica ist uns schwer gefallen. Wir kommen nunmehr aus dem Caribischen Meer in den Mexikanischen Golf, ein Meer für sich, vorüber an bizarren Felsen- und Korallenriffen. Der Mond zaubert wieder silberne Lichter auf die sehr bewegte See und auf verschwindende und auftauchende Riffe. Man will nicht in's Bett, man kann sich nicht losreißen. Einer sagt: „Das alles ist ja nicht nur schön, das ist ja unheimlich schön!" Er hat recht.

Schließlich kam Cuba in Sicht, und es geht stundenlang an der hier flachen Küste entlang. Weit aus der Ferne grüßt der Pico de Tarquino (2600 m). Wir landen abends in dem lichtumstrahlten Havanna. Durch die weite Stadt ziehen sich die beleuchteten Straßenzeilen wie glitzernde Schlangen, und auf der unendlich langen Uferstraße wimmeln Autos wie Glühwürmchen. Die Bilder der romantischen Einfahrt zwischen den Forts Morro Castle mit der Cabañas Battery und Punta Fortreß gehören zum eisernen Bestand aller illustrierten Blätter.

In oder vielmehr bei Cuba hat sich bekanntlich das Schicksal der einst so gewaltigen spanischen Kolonialherrschaft end-

gültig erfüllt. Die USA. hatten Appetit auf Cuba. Nach wiederholten, von den USA. bezahlten Aufständen der Kreolen kam es 1895 zu einem Dauerkrieg der Kreolen und Mischlinge gegen die Spanier. Während dieser Wirren flog am 15. Februar 1898 das vor Havanna liegende amerikanische Kriegsschiff Maine in die Luft, angeblich auf Grund eines spanischen Attentats. Das war der Anlaß zum Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges, in dessen Verlauf die veraltete spanische Flotte am 2. Juli 1898 in den Gewässern vor Cuba vernichtet wurde. Cuba trat unter amerikanische Verwaltung. Aber die Amerikaner fanden bald ein Haar in der Sache. Im Jahre 1902 wurde Cuba freie Republik. Statt der eisernen schlug ihr Amerika eine goldene Kette um den Hals. Aber die wird immer rissiger. Man sagt, daß der Kreole unangenehme Gläubiger sachgemäß zu behandeln weiß.

In Havanna tritt einem die ganze alte spanische Pracht in ihrer steingefaßten Grandezza entgegen. Auch für neue Anlagen hat man, abgesehen von einigen amerikanischen Hochhäusern, den reizvollen spanischen Kolonialstil bevorzugt. Das alte Spanien muß übrigens über einen sehr großen Reichtum an Marmor und Alabaster verfügt haben. Marmor und Alabaster herrschen überall vor. Sogar in der Altstadt mit ihren Mulatten- und Chinesenvierteln sieht man in den ältesten Baracken stolze Marmortreppen und Marmorfliesen. Das macht einen eigenartigen Eindruck. Hier wächst nicht neues Leben aus Ruinen, sondern altes Leben in Ruinen.

Die eigentliche Stadt, die Neustadt, ist wohl eine der schönsten Großstädte (590000 Einwohner). Herrliche weite Plätze und breite Straßen unter blühendem Oleander, hohen Lorbeerbäumen, Königspalmen und mächtigen Gummibäumen geben ihr das Gepräge einer großen lichtdurchfluteten

Gartenstadt. Sogar der Prado und Paseo Marti, die mächtige Geschäftsstraße, machen den Eindruck eines verlängerten Parks. Wir müssen heute unsere Großstädte aufreißen, um Licht und Luft zu schaffen. Hier ist das nicht nötig. Es ist bei der Anlage dieser alten spanischen Stadt viel städtebauliche Kunst wirkend gewesen. Es gibt hier kaum ein wichtiges Gebäude, das nicht in oder vor einen prächtigen Schmuckplatz gestellt ist. Besonders schön liegt das stilreine Präsidentenpalais vor dem weiten, bis an's Meer reichenden Platze.

Die Häuser und Villen mit ihren Marmorsäulenvorhallen im klassischen spanischen Stil sind eine Augenweide. Nach Kitsch, der einem in amerikanischen Großstädten oft die Laune verdirbt, kann man hier suchen. Wo man ihn findet, ist er sicherlich amerikanisch. Die Krönung ist das berühmte Kapitol, das zu den schönsten Bauten der Erde gehören soll. Es ist auch wirklich klassisch schön. Der Eindruck des Massigen fehlt völlig. Dieser alles beherrschende Bau ist trotz seiner Marmorpracht von feenhafter Eleganz. Dem Äußeren entspricht das Innere. Auch hier ist alles „echt", und trotz der überreichen Verbindung von Marmor, Alabaster, Gold und Mahagoni wirkt nichts erdrückend oder kitschig, — bis auf die in der Vorhalle aufgebaute Statue der Republik, das zweitgrößte Denkmal der Welt unter Dach. Das allerdings ist eine fettige, plumpe Frauengestalt, die fast einen mulattischen Eindruck macht. In der Mitte des Umganges ist in den Fußboden jener kostbare Diamant eingefügt, von dem aus als „Null-Kilometer" sämtliche Entfernungen Cubas gemessen werden. Das Kapitol ist 1929 fertig geworden, hat über 20 Millionen Dollar gekostet, und seine Einrichtung ist bis heute noch nicht abgezahlt. Die Begeisterung der Lieferanten für das Kapitol ist darum getrübt. Englische Teppichlieferanten haben deshalb die großen Teppiche wieder aus-

geräumt. Das Erhabene wohnt in den Tropen mit dem Lächerlichen noch enger zusammen als im alten Europa.

Weniger schön wirkt die erdrückende Marmor- und Alabasterfülle auf dem großen Kolumbus-Friedhof, auf dessen breiten Straßen man im Auto spazieren fährt. Die Pracht der gewaltigen Denkmäler wirkt auf uns nicht. Das ist kein Friedhof, sondern ein überladenes Museum. Wieviel schöner und inniger ist da ein deutscher stiller Waldfriedhof!

In Havanna sieht man nun überall auf dem geschichtlichen Boden des alten spanischen Weltreiches. Die Cubaner pflegen diese Tradition und tun gut daran. Es seien nur zwei Zeugen einer stolzen Vergangenheit erwähnt: zunächst El Temple, ein alter kleiner Tempel mit geschichtlichen Bildern, der einst an der Stelle errichtet worden ist, wo nach der Entdeckung Cubas (1492) unter einem gewaltigen Brotfruchtbaume die erste Messe gelesen wurde. Und dann die ehrwürdige alte Kolumbus-Kathedrale in altspanischem Barock. Die Kathedrale ist durch lauschige Gänge mit einem alten Kloster verbunden, auf dessen offenen Balkonen die Klosterschüler Ball spielten. Hinter dem Hochaltar in dieser alten Kathedrale hat von 1794—1898 der Sarkophag von Kolumbus gestanden, der dann nach Sevilla überführt wurde.

Ein ganz besonderer Genuß ist eine Fahrt über die schon erwähnte wundervolle Uferstraße (Antonio Maceo Malecon) und weiter über die Avenue Miramare in die eigentlichen Villenvorstädte. Auf der einen Seite brandet das Meer über die Kaimauer, von der anderen sendet die Blumenfülle großer Parks ihre schweren Düfte. Dabei sagten uns die Leute, es sei diesmal ein außergewöhnlich — „harter Winter". Was sie darunter verstehen, ließ sich nicht feststellen. Uns hat der Wärmegrad mehr als genügt. Wie hat uns bei der Hitze das Glas frischen Bieres in der Brauerei Hiero in den

romantischen Tropical Gardens gemundet! Die Straßen werden nach außen noch breiter und schöner und werden schließlich zu großartigen Alleen tropischer Bäume. Draußen liegen wieder die verschiedenen Klubs, die sich gegenseitig den Rang abjagen, ferner die Golf- und Tennisplätze, der große Flugplatz und vor allem — an der schönsten Stelle — die militärischen Anlagen. Auf der einen Seite große, luftige Kasernen, auf der anderen die Offiziersvillen. Davon nachher noch.

Recht eindrucksvoll ist auch eine Nachtrundfahrt durch Havanna. Da kann man mancherlei erleben. Als wir kamen, war gerade Karneval. Die Farbigen feiern ihn offenbar mit Rückerinnerungen an den Urwald. Köllscher Humor ist besser und erlösender. Schöner ist ein Besuch in der großen Sporthalle des Frontón zum Jai-Alai, dem alten baskischen Nationalballspiel. Es ist erstaunlich, mit welcher Wucht und Sicherheit die Spieler die an den Arm gebundene Wurfschaufel handhaben. Wie stets bei solchen Gelegenheiten ist am beachtlichsten das Publikum. Da ist noch echtes spanisches Volksleben.

Wir sind auch draußen in dem berühmten und berüchtigten Casino Nacional, dem cubanischen Monte Carlo, gewesen. Es liegt wunderschön. Im Park vor der Auffahrt steht ein berühmtes Alabasterdenkmal, eine Gruppe nackter Tänzerinnen, die der Mondschein lebendig macht. Das Kasino ist prunkvoll eingerichtet. In den Speise- und Tanzräumen muß man sogar den Stuhl bezahlen, auf den man sich setzen will, er kostet 2½ Dollar. Ein deutsch-schweizer Kellner machte uns darauf aufmerksam: „Seien Sie vorsichtig, sobald Sie sich hier setzen, müssen Sie blechen!" Der Spielbetrieb selbst wirkt auf unsereinen überaus stumpfsinnig. Spielhöllen dieser Art sind Stätten der geistigen Verblödung. Ein bierehrlicher deutscher Skat steht turmhoch darüber.

Viel anziehender war der Besuch eines bodenständigen Nachtlokals, des traumhaft gelegenen Sanssouci. Hier wird buchstäblich unter Palmen getanzt. Das ganze Lokal ist im spanischen Kolonialstil eingerichtet. Der Tanzsaal ist hier der große Patio, den mächtige Königspalmen beschatten. In dem umgebenden weiten Parke stehen seltene Gewächse und herrliche Bäume. Hier konnte man Niggertänze und die cubanischen Tänze, vor allem den berühmten „Rumba", in ihrer naturhaften Echtheit erleben, Tänze, die bei uns in affenartiger Nachahmung völlig anders, jedenfalls nicht schöner wirken. Trotz des zum Teil starken sinnlichen Einschlages wirken diese Tänze dort, wo sie hingehören und wo sie Volkstänze sind, natürlich und zum Teil schön. Wo sie nicht hingehören und nur nachgeäfft werden, wirken sie übel. Ich habe diese Tänze z. B. in amerikanischen Großstädten gesehen: ein schwüler, widerwärtiger Eindruck! Gerade wir Deutschen sollten uns vor der Einfuhr farbiger Rhythmen hüten. Die anderen äffen unsere Volkstänze ja auch nicht nach.

In Cuba ergab die Volkszählung von 1907 1,5 Millionen Weiße (Kreolen), 620000 Neger und Mulatten, 335000 andere Mischlinge und 15000 Chinesen. Während der letzten Jahre hat Cuba 60000 Neger nach Jamaica und Trinidad abgestoßen. Offenbar wollen sich die Kreolen nicht vom Afrikanismus überrennen lassen. Die Kreolen (Abkömmlinge der Kolonialspanier) sind schöne Menschen, die Kreolinnen sind wegen ihrer Anmut bekannt. Die Gattin Napoleons, die schöne Josephine Beauharnais, war übrigens auch eine Kreolin aus Westindien und hat in Martinique ein Denkmal. Um so verwunderlicher wirkt es, daß sich die Kreolinnen, ob alt oder jung, in einer Weise anmalen, die alles weniger als schön ist. Da ist von Pudern oder Schminken keine Rede mehr, das ist reine Porzellanmalerei. Es fehlt

bloß noch, daß sie ein Schild um den Hals tragen: Vorsicht, zerbrechlich! Dazu gibt es nicht nur rotlackierte, sondern auch grünlackierte Fingernägel und — Zehennägel. Da nützt alle Anmut nichts. Da „hebt's einen", wie der Berliner sagt.

Was ist Cuba nun eigentlich? In Wahrheit ein reiner Militärstaat unter der Diktatur von Batista, einstigem Unteroffizier und angeblich kommunistischem Revolutionär. Wenn er wirklich Kommunist gewesen wäre, dann hätte er allerdings seinen Frieden mit dem „Kapitalismus" sehr gründlich gemacht. Zur Macht gelangte Kommunisten lernen ja meist sehr schnell um. Aber offenbar ist es richtig, wenn gesagt wird, daß Batista nicht Bolschewist, sondern Nationalist war und ist. Batista ist der eigentliche Herr in Cuba. Vom Staatspräsidenten Larede Bru spricht Niemand. Batista hat es in verhältnismäßig kurzer Zeit verstanden, eine beachtliche und sehr gut disziplinierte militärische Macht aufzubauen. Es ist zu verstehen, wenn das Heer geschlossen hinter ihm steht. In Cuba geschieht alles für die Armee, alles andere kommt erst in zweiter oder dritter Linie. Die militärischen Anlagen, die Kasernen usw. einschließlich der Fürsorge für Offiziere und Soldaten sind vorbildlich. Ein zufällig anwesender amerikanischer Divisionär erklärte wörtlich: „Wir haben in den ganzen USA. nirgends so ausgezeichnete Kasernen und Anlagen, wie sie hier in Cuba selbstverständlich sind." Das Militär macht deshalb auch einen sehr guten und sehr selbstbewußten Eindruck.

Die Folge der einseitigen Militärfürsorge ist natürlich die Vernachlässigung der zivilen und wirtschaftlichen Verwaltung. Zudem litt das Land unter der schweren Zuckerkrise. Cuba war einst die Zuckerschatzkammer Spaniens und lebt heute noch wesentlich von der Zuckerausfuhr (3/4 der Gesamtausfuhr) und der Ausfuhr von Tabak. Es gibt allein 200

Zuckerfabriken in Cuba. So wirkt auch hier die Krise der „Monokultur" schwer. Seitdem Amerika Vorzugszölle für Zucker gewährt hat, soll es besser gehen. Außerdem ist die Wirtschaft stark bürokratisiert. Man erzählte uns: die Wirtschaft sei ganz in der Hand von Beamten, die vom Staate zum Teil nur für 10 Tage ihren Gehalt beziehen und dann auf — Korruption angewiesen seien. Die Landwirtschaft liege darnieder, und das Land werde für das Militär rücksichtslos ausgesogen.

So verbirgt sich denn hinter mancher marmorner Pracht bittere Armut. Tatsache ist, daß in vielen Häusern, vor allem in manchen der prachtvollen Villen, mehrere Familien und verwandte Sippen zusammenwohnen, nur um gemeinsam den Besitz zu erhalten. So fällt auch hier Sein und Schein oft auseinander.

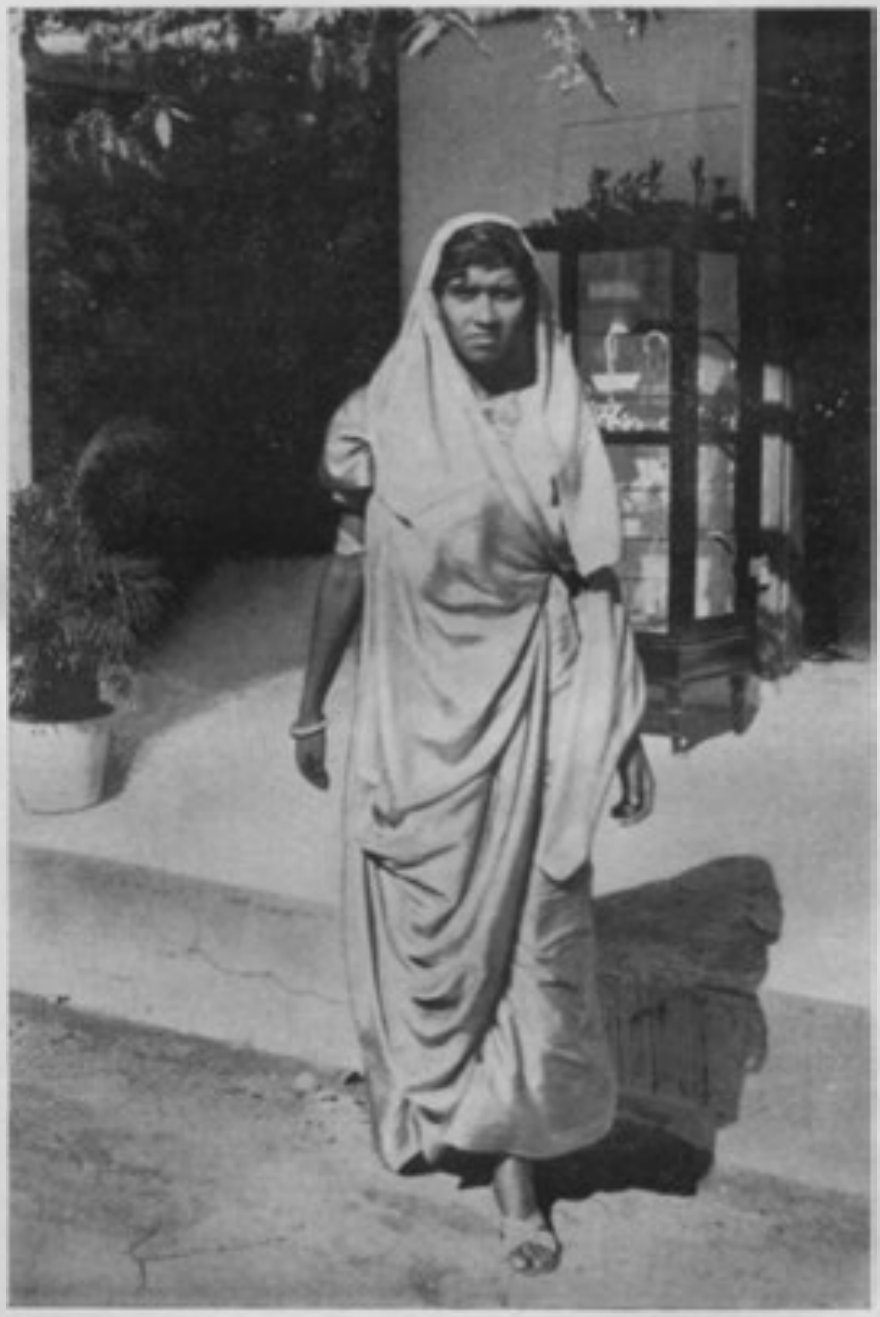
Bemerkenswert war mir noch ein Blick in die berühmte Tabakverarbeitung der Weltfirma Alvarez Lopez & Cia., wo die berühmte „Corona" hergestellt wird. Die Fabrikation selbst ist nur Handarbeit. Die soziale Fürsorge erstreckt sich hier lediglich auf die Unterhaltung: im Arbeitssaal sitzt auf einem hohen Stuhl ein Vorleser. Aber auch hier wird über Preisrückgang und Stockung des Geschäftes geklagt. Die Wirkung der Zerstörung des mitteleuropäischen Wohlstandes und der wirtschaftlichen Zusammenhänge früherer Absatzländer durch das Diktat von Versailles ist selbst klugen Leuten draußen kaum klar zu machen. Es ist fürchterlich, wie lange sich offenbarster Weltirrsinn in den einmal eingenebelten Gehirnen halten kann! —

9. Florida.

Weiter geht die Fahrt über die klippenreiche Floridastraße nach der amerikanischen Halbinsel Florida. Florida ist der

südlichste Bundesstaat der USA., der einzige, der völlig tropisches Gepräge hat. Florida liegt auf der Breite von Luxor. Zur Einreise nach Amerika sind besondere Einreise-Erlaubnisse nötig, die nicht nur dem übertriebenen amerikanischen Bürokratismus, sondern auch seiner herzigen Naivität alle Ehre machen. Auf den amtlichen Fragebogen steht u. a.: Sind Sie geisteskrank? Waren Sie schon einmal verrückt? In welchen Zuchthäusern haben Sie gesessen? Haben Sie die Absicht, den Präsidenten der USA. zu ermorden? Tragen Sie sich mit dem Plan, die Verfassung der USA. gewaltsam zu ändern? usw. Wenn einer verrückt ist, gesessen hat und alle die vorbezeichneten löblichen Absichten hat, ob er wohl diese Fragen mit Ja beantwortet?

Unser Ziel war Miami mit Miami-Beach, diesem Traum amerikanischer Milliardär-Girls. Es ist auch ein Traum! Miami (150000 Einwohner) liegt an der Küste des Festlandes, Miami-Beach mit seinen Prachtbauten und mit dem stundenlangen Badestrand unter Königspalmen liegt, von Miami durch die Biscayne-Bay getrennt, auf einer langen, weit in's Meer hineinragenden Halbinsel. Mit ihr ist Miami verbunden durch drei technische Wunderwerke: drei breite, fest in's Meer gebaute Straßen, auf denen die Autos zum Teil in Sechserreihen fahren (Causeway, Venetianway, County-Causeway). Mit dem Auto fährt man etwa eine halbe Stunde über diese steinernen Meeresstraßen. An der County-Causeway lagen die berühmten Luxusjachten und die Privatflugzeuge der amerikanischen Finanzkönige. Die Yacht Vanderbilts sieht wie ein schwimmendes Gedicht aus. Es ist schlechthin töricht, etwas so wirklich Schönes als „Kitsch" abzutun. Hauptsaison ist von Dezember bis April, später wird es zu heiß. Als wir dort waren, hatten wir über 28 Grad. Zu gleicher Zeit tobten im amerika-



Trinidad, Indierin in Port of Spain

nischen Mittelwesten die angeblich bisher eisigsten Winterstürme. Amerika ist in allen Dingen das Land der grellsten Gegensätze.

Wenn man ankommt, grüßen schon weit aus der Ferne die Wolkenkratzer von Miami. Da weiß man, daß man nach Amerika kommt. Auch über die Sky-Scrapers, die Wolkenkratzer, rümpfen Manche selbstgefällig die Nase, vor allem Die, die noch keinen gesehen haben. Ich kann mir z. B. kaum etwas Wundervolleres denken, als die Einfahrt in den Hafen von New York mit dem steinernen Urwald von Manhattan. Ähnlich ist der Blick vom Michigansee auf die kilometerlange Dolomitenlandschaft der Sky-Line von Chicago. Der durchaus ländlich eingestellte Heinrich Heuser („Feldwege nach Chicago") sagt von Chicago: „Dies ist die schönste Stadt der Welt, ein technischer Traum in Aluminium, Glas, Stahl, Zement, Licht. Fantastisch, wie ein lebendig gewordener Roman von H. G. Wells. Noch in keiner Stadt habe ich mich so frei und glücklich gefühlt wie in Chicago."

Wer die Sky-Line New Yorks oder Chicagos gesehen hat, wird diesen Überschwang verstehen. Ein solcher Anblick gehört wohl zu den stärksten Eindrücken, die von Menschenwerken ausgehen. Ganz abgesehen davon, daß man bei diesen ragenden Denkmälern menschlicher Schaffenskraft vor einer der großartigsten technischen Leistungen des Menschen steht, wird doch kein Ernsthafter bestreiten können, daß diese Stein und Eisen gewordene Sehnsucht nach der Sonne in ihrer Erhabenheit ergreifend schön wirkt. Gewiß, einige wenige der ältesten noch ungegliederten Bauten wirken, vor allem, wenn sie nebeneinander hocken, wie nach oben geschobene Kästen. Gerade solche gibt es übrigens auch schon in Europa. Die Kunst, Brücken und Hallen aus Eisen- und Stahlträgern zu bauen, wurde in den 80er Jahren in Amerika auf den

Hausbau übertragen. Das bedeutete eine revolutionäre Neuerung in der Bautechnik. Diese Technik hat sich nach unschönen Anfängen auch einen neuen Stil geschaffen. Sehr bald hat man bis über 100 Stockwerke hohe Riesen errichtet, die mit ihrer feinen Gliederung und der sich zur Spitze terrassenartig verjüngenden Form den Eindruck des Massigen und Erdrückenden überhaupt nicht mehr aufkommen lassen, wo nur noch eins bleibt: neben dem Staunen über diese menschliche Leistung eine volle Befriedigung des Schönheitsempfindens. Wer z. B. das Empire-State-Building oder den Rockefeller Center in New York mit dem wundervollen Ebenmaß ihrer Gliederung anschaut, ohne daß bei ihm diese Empfindungen ausgelöst werden, dem fehlt entweder die Unvoreingenommenheit oder der Schönheitssinn. Und wer nachts auf dem Dachgarten des 30. oder 40. Stockes eines New Yorker oder Chicagoer Hotels hineinschaut in diese Welt ungezählter Glühwürmchen, in dieses Märchen aus 1001 Nacht, der muß schon über ein anständiges Maß von Stumpfsinn verfügen, wenn ihm dabei nicht das Herz aufgeht.

Gewiß, der Wolkenkratzer ist nicht das „Ideal". Das Ideal ist das Häuschen im Walde. Aber wer kann sich denn in der gedrängten Menschenfülle unserer sogenannten Kulturwelt dieses Ideal leisten? Hier kommt man zum sozialen Problem des Wolkenkratzers. Wenn ein Europäer hört, daß in einem einzigen Wolkenkratzer in New York etwa 30000 Menschen arbeiten, dann gruselt's ihn, dann überfällt ihn die Vorstellung des Eingepferchtseins dieser armen Menschen in dem „Steinsarg". Und was ist gerade das doch für eine naiv törichte Vorstellung! Man frage doch einmal die „armen, bedauernswerten Leute", die dort arbeiten müssen — wie ich sie gefragt habe —, ob sie tauschen möchten mit dem Arbeitsraum eines fünf- oder sechsstöckigen Londoner, Pariser, Berliner oder

Stockholmer Bürohauses mit Hinterhöfen und allem Drum und Dran! Der Büroangestellte, Ingenieur, Rechtsanwalt usw. in New York, Chicago, San Francisco usw. empfindet es als ein gnädiges Geschick, wenn er in einem Wolkenkratzer arbeiten darf, und zwar je höher, desto lieber. Warum denn? Weil er hier Licht, Luft, Sonne, herrliche Aussicht und Ruhe vor jedem Lärm hat, kurz und gut: weil er sich ausgerechnet hier der Natur sehr viel näher verbunden fühlt, als im Geschäftshaus einer Mittelstadt. Überspitzt ausgedrückt kann man sagen: der Wolkenkratzer ist ein Versuch der zusammengedrängten Menschheit, zur Natur zurückzukehren. Zu allermindest ist er ein ergreifender Ausdruck der Sehnsucht der menschlichen Seele nach Sonne und Reinheit. Er erfüllt durchaus nicht nur eine finanzielle, sondern auch eine soziale und ethische Aufgabe.

Man verzeihe diese wolkenkratzerliche Abschweifung. Aber mir geht immer der Hut hoch, wenn ich Überkluge erhaben aburteilen höre über den „betonierten Größenwahnsinn" amerikanischer Wolkenkratzer.

Auch die — übrigens bescheidenen — Wolkenkratzer in Miami boten nicht nur zur Begrüßung, sondern vor allem nachts vom Meere aus ein reizvoll schönes Bild. Miami selbst ist, vor allem in seinen Villenvorstädten, eine tropische Gartenstadt, die in Hibiskus und anderen Blumenwundern fast erstickt. Florida heißt ja „Blumeninsel". Da wir hier wieder auf sogenanntem Kulturboden und der vornehmsten „Zivilisation" stehen, sind die herrlichen Parks und Anlagen der Villen und Schlösser wieder eingezäunt. Man sieht in Miami manchen überspannten Kitsch, aber auch sehr viel bewundernswert Schönes. Eine Fahrt vom Biscayne-Boulevard über Point View mit dem köstlichen Ausblick auf das hier hellgrüne Meer, durch die Millionärs-Row über Silver Bluff zum großen

Seeflugplatz der Pan American Airways, dann durch die Kokospalmen-Vorstadt Coconut-Grove nach dem eigentlichen Milliardärsviertel Coral Gables mit seinen wunderbar geräuschlosen Hotels (hier liegt auch die Universität), — eine solche Fahrt wäre auch ohne den Feuerzauber des Hibiskus und anderer Tropenschönheiten und ohne das Vogelkonzert ein unvergeßlicher Eindruck.

Wir waren natürlich auch draußen in der Seminolen-Siedlung mit der großen Alligatorenfarm. Florida war einst die Heimat des tapferen Indianerstammes der Seminolen, die sich lange gegen den Raub ihrer Heimat gewehrt haben. Noch jetzt denkt man in der Union mit Unbehagen an den letzten blutigen Seminolenkrieg 1836—42. Damals hat man den nicht abgeschlachteten Rest nach den tief im Binnenlande gelegenen „Reservatgebieten" verpflanzt. Nur ein Stamm von 660 Köpfen ist in den undurchdringlichen Wäldern Floridas zusammengeblieben, lebt nach eigenen Gesetzen und in eigener Kultur und hat bis heute noch keinen Friedensvertrag mit dem Weißen Hause in Washington abgeschlossen. Dutzende von Straferpeditionen sind seit Jahren gegen diesen Stamm ausgeschickt worden und sind sämtlich geschlagen zurückgekehrt. Seit einigen Jahren hat es Washington mit „Liebe" versucht, den Stamm zur Anerkennung der amerikanischen Staatshoheit und zum Steuerzahlen zu bewegen. Auch das ist vergeblich. Der Stamm lebt in stolzer und geheimnisvoller Einsamkeit unter Aufrechterhaltung seines Protestes gegen den Raub seiner Heimat, geschützt von Sümpfen und Wäldern, die wegen ihres reichen Bestandes an Silberlöwen, Panthern, Alligatoren, giftigen Spinnen und Schlangen von weißen Jägern nicht gern betreten werden. Ihre Häuptlinge sind ausgezeichnete Autofahrer und fahren die teuersten Marken. Wenn einer einmal nach Miami kommt, macht er

mit seiner alten Indianertracht mit den Adlerfedern, wie wir sie aus unseren Jugendschriften kennen, und mit den „Mokasins" auf dem Gashebel großes Aufsehen. Alle gehen ihnen dann vorsichtig aus dem Wege, niemand wagt, ihnen ihre Einkäufe, auch von Waffen und Munition, abzuschlagen. So ragt die Romantik Karl Mays bis in die nüchterne Gegenwart! Man ist in Miami nicht ganz ohne Sorge, denn seiner Zeit hat man ein paar Seminolen-Familien zwangsmäßig an der Küste zurückbehalten, und diese Wenigen hat der amerikanische Geschäftssinn mit Kind und Kegel als Ausstellungsobjekt bei Miami eingepfercht. Die Kinder der einst so stolzen Rasse sind zum Betteln angehalten. Die ganze Sache macht den Eindruck eines üblen Fremdengewerbes. Man hat ein peinliches Empfinden, wenn man sieht, wie hier aus dem Unglück eines Volkes auch noch Kapital geschlagen wird. Unsereiner denkt dabei immer wieder an Versailles.

Übertroffen wird Miami durch Miami-Beach. Das ist wirklich ein Traum. In Hotelgärten stolzieren Flamingos. Das hochelegante Badeleben (in Berlin waren 20 Grad Kälte) ist aus den illustrierten Zeitschriften bekannt. Man kann im Zweifel sein, was schöner ist, dieser kilometerweite herrliche Strand unter Pinien, Königspalmen und blühendem Oleander, oder das Meer, das hier bis weit hinaus eine fast unwirkliche Färbung hat: es ist ganz hellgrün und sieht aus wie flüssige Smaragden. Draußen im Meere sind in 1—2 m Weite voneinander große Pfähle eingerammt zum Schutz gegen Haifische. Es ist eine eigentümliche Tatsache, daß Haifische nie durch ein solches Gatter gehen, obgleich sie ja bequem hindurchkämen. Es bedarf also keiner Netzspannung, um sie abzuhalten. Sehr bemerkenswert erscheint auch, daß ein Teil des Strandes für die Juden abgesondert ist. Es gibt

auch schon Hotels und Logierhäuser, die Juden nicht aufnehmen. Nachtigall, ick hör' Dir trappsen!

Wir sind dann über die ganze lange Halbinsel gefahren und auf dem Festlande noch ein gut Stück auf der berühmten Autostraße New York—Miami. Im schnellsten Wagen fährt man von New York bis Miami etwa 3½ Tage. Im direkten Blitzzug New York—Miami geht es etwas schneller. Diese Züge sind Ausgeburten technischer Erfindungsgabe. Sie haben u. a. besondere Konzertwagen, Tanzwagen, Kinowagen, Theaterwagen und was das Herz überfütterter „Haves" sonst noch braucht. Die wirklichen „Haves" verschmähen aber sowohl Auto wie Blitzzug, sie fliegen in ihren Luxusflugzeugen. So kann Einer, der sich's leisten kann, in den Rocky Mountains Schneesport treiben und, wenn es ihn gelüstet, am übernächsten Tage in Miami in der heißen Sonne baden.

Kurz vor Miami liegt auch ein mächtiger Parkplatz für die neuen amerikanischen Wohnwagen. Man sieht dabei die Marken fast aller amerikanischen Staaten. Ein solcher Wohnwagen erscheint in der Tat als eine nachahmenswerte Sache, vor allem bei Wohnungsnot. Die glücklichen Besitzer ersparen dabei die teuren Behausungskosten in Miami. Denn ein teures Pflaster ist es. In den großen Hotels kostete ein Zimmer ohne Bad für eine Nacht 26 Dollar (etwa 68 RM.). Man kann aber auch billiger wohnen, vor allem in den entzückenden kleinen Bungalows.

Die amerikanische Wirtschaftskrise machte sich übrigens sogar in dem reichen Miami merkbar. Die goldene Herzverfettung der USA. führt zu wirtschaftlicher Atemnot. In Miami klagten Manche, daß es mit der „Prosperity" nicht mehr so recht gehen will. Über einem der großen Hotels schwebte bereits der Pleitegeier, der zweifellos unangenehmer ist als sein schwarzer Bruder.

Dafür, daß die Hetze gegen Deutschland nicht überall wirkt, schenkte uns ausgerechnet Miami einen erfreulichen Beweis. Wir hatten uns für einen Nachmittagsausflug einen Chauffeur vorbestellt und nach der üblichen Kaution gefragt. Antwort: „O no, Sir, German people are true" (Kommt nicht in Frage, Deutsche halten Wort). Im übrigen gab es auch in Miami die blödsinnigste Gerüchtemacherei, und zwar nicht nur über Deutschland. Mit tiefem Ernst und wollüstigem Behagen wurde verbreitet, England habe Japan soeben den Krieg erklärt, und die englische Hochseeflotte sei auf dem Marsch über die Philippinen nach Tokio. Die amerikanische Phantasie macht ständig Fahrten in's Blaue.

Mit Miami nahmen wir Abschied von den Tropen. Er ist uns nicht leicht gemacht worden. Es war, als ob uns die märchenhafte Schönheit dieser Länder noch einen besonders zauberhaften Gruß nachsenden wollte. Als wir abfuhren, war es spät abends, und Miami glänzte und glitzerte mit seinen Hochhäusern in tausend Lichtern. Wir fuhren eng an der County Causeway, einer der breiten Straßen nach Miami-Beach, entlang. Und auf dieser Straße begleiteten uns unabsehbare Reihen beleuchteter Autos. Ein unbeschreiblicher Anblick, dieser Fackelzug der Autos, diese leuchtende, uns folgende goldene Schlange! Und dann kam als Abschluß dieses Feuerwerkes das strahlende Band des Strandes von Miami-Beach. Wir waren schon weit draußen auf dem Meere, ehe diese unvergeßliche Symphonie von Licht und Farbe verglomm.

Ein Wort noch über die Wunderwelt der Tropen als solche. In Jamaica fragten wir deutsche und englische Konsularbeamte, die uns auf dem Schiff besuchten: „Sie haben doch ein beneidenswertes Los! Ist das nicht wundervoll, immer in diesem Paradiese leben zu können?" Da kam die fast auf-

geregte Antwort: „So kann nur einer fragen, der gelegentlich einmal hier hereinriecht. Auch der Himmel kann zur Qual werden. Immer nur jahraus, jahrein, von früh bis nachts, ohne Unterlaß Sonne, Licht, Strahlendes, immer nur glühende Farbenfülle, immer nur Ernte, immer nur berauschende Düfte, — das hält auf die Dauer kein Mensch aus, das kann einen schließlich zur Verzweiflung bringen. Aber eins ist richtig: ist man mal längere Zeit weg und in der alten Heimat, da packt einen immer wieder die verzehrende Sehnsucht nach diesen verdammten Tropen."

In diesen Worten liegt eine tiefe Wahrheit. Unsereiner wenigstens kann das jetzt nachempfinden. Zweifellos ist unsere klimatische Lage mit dem Wechsel der Jahreszeiten von jedem Gesichtspunkte aus die segensreichste und glücklichste, wenigstens für uns. Und nichts geht über unseren lauschigen deutschen Wald und über unseren deutschen Frühling! Aber schön wäre es doch, wenn Frühling und Sommer bei uns etwas länger wären. Immer in den Tropen leben, ist sicherlich kein erstrebenswertes Ziel. Aber ebenso sicher ist, daß die Sehnsucht nach ihnen Keinen mehr verläßt, der einmal dort war.

10. Bermudas und Azoren.

Über die Weiterfahrt nur noch ein paar kurze Worte. Von Delphinenschwärmen und fliegenden Fischen begleitet, ging es durch das sehr bewegte Sargasso-Meer, das der Golfstrom mit Tang, Algen und abgeschwemmten Erinnerungen aus dem Urwald füllt, nach den in ein hellblaues Meer gebetteten Bermudas (28000 Einwohner) mit den Hafenstädten St. George und Hamilton. Die Bermudas bestehen aus 360 kleinen Eilanden, Riffen und Klippen, von denen fünf oder sechs bewohnt und die durch eine traumhafte Eisenbahn

über beängstigend enge Landzungen und hohe Brücken miteinander verbunden sind.

Die Bermudas sind englische Kronkolonie, ein bedeutender Flottenstützpunkt Englands, haben aber Wirtschaftsverkehr fast nur mit Amerika. Sie sind der Gemüsehauptlieferant von New York und beliebter Badeort für erholungsbedürftige „Haves" aus Dollarika. Der ganze Bereich sieht aus wie ein nordisches Schärengebiet unter Palmen. Die Bermudas sind immergrün. Die Pflanzenwelt ist eine eigenartige Mischung von tropischer und europäischer Flora. Neben Oleanderwäldern wachsen unvermittelt deutsche Kiefern. Neben Palmen, Gummibäumen, Hibiskus und blühenden Agaven nordische Eichen und Fichten. Neben Kaffee, Tee, Indigo, Tabak und Baumwolle sprießt deutsches Gemüse. Die Bermudas haben ein wundervolles Klima. Alles jedoch beherrscht die stolze Bermudas-Zeder. Nirgends aber gibt es Wasser, keine Quellen und keine Bäche. Deshalb liegen überall mächtige Zisternen, in denen das Regenwasser aufgefangen und zur Bewässerung weitergegeben wird. Die großen weißen Deckschalen dieser Zisternen leuchten weit hinaus. Es gehört sicherlich viel Fleiß dazu, diese wasserlosen Eilande immergrün zu halten.

Berauschend ist eine Fahrt auf der genannten Eisenbahn. So etwas gibt es wohl nur einmal: auf der einen Seite der Steilküste das weite Meer, das von tiefgrün bis hellblau strahlt, auf der anderen Seite die Aussicht auf die reizenden Eilande mit ihren Buchten. Und dann noch eins: es gibt keine Autos auf diesen Inseln. Autos sind verboten! Es sind die „Inseln ohne Auto". Ist das schön! Es gibt nur Pferdegespanne. Und was für Pferde! Man hat tatsächlich den Eindruck, daß hier sogar die Droschken nur mit Rassetieren bespannt sind. Das Tempo ist auch danach. Zum ersten

Male sahen wir hier auch wieder schöne Hunde. In all den Tropengebieten, die wir besucht haben, haben wir nicht einen einzigen anständigen Hund gesehen — nur ein armseliges, trostloses, heruntergekommenes Hundegeschlecht übelster Promenadenmischung, daß es einen Hund jammern kann.

Einer von uns — vom Lande — gab dem tiefsinnigen Gedanken Ausdruck: „Ach, wie schön ist das! Wieder Pferdegetrappel und Pferdeäppel! Wie heimatlich!" Auch die heimatlichen Spatzen begrüßten uns hier zum ersten Male wieder, die es in den Tropen auch nicht gibt, offenbar deshalb nicht, weil dort der Nahrungsspender aller Sperlinge ersetzt ist durch den Esel. Der edle Spatz ist Feinschmecker: von Esel und Maultier will er nichts wissen!

Von Krisenerscheinungen ist auf den Bermudas nichts zu merken. Ihr landwirtschaftlicher Absatz ist gesichert, und der Amerikaner zahlt für gutes Gemüse gern hohe Preise.

Als wir abfuhren, tauchte die untergehende Sonne die ganze eigenartige Schärenlandschaft in violette Lichter. Nun ging es in fünf Tagen nach den portugiesischen Azoren, einem für die Schiffahrt manchmal bösen Wetterwinkel. Offenbar treffen oder kreuzen sich hier bestimmte Luftströmungen. Wir bekamen das später bei der Abfahrt ziemlich kräftig zu spüren. Da zerriß im Sturm ein mächtiges Schiffstau wie ein Zwirnsfaden. Die Azoren bestehen aus 9 Inseln vulkanischen Ursprungs. Die bemerkenswerteste ist São Miguel mit der Hafen- und Hauptstadt Ponta Delgada (18200 Einwohner), wo wir landeten. Der große Hafen, dessen Mole infolge der sehr starken Brandung immer weiter hinaus in's Meer getrieben werden muß, ist für den transatlantischen Verkehr als Kohlen- und Ölstation von der größten Wichtigkeit. Während des Weltkrieges war hier der durch Minenfelder gesicherte Stützpunkt der amerikanischen Flotte.

Ponta Delgada liegt sehr reizvoll am Fuße eines hohen Bergrückens. Windmühlen grüßen von den Abhängen. Viele Häuser machen durch die Verbindung schwarzer und weißer, vom Meere abgeschliffener Steine den Eindruck einer Schwarz-Weiß-Zeichnung. Wegen der Erdbebengefahr gibt es viele einstöckige Häuser, vor allem in den Außenbezirken. Dort sieht man auch noch Ruinen vom letzten Erdbeben. Viele Häuser haben schöne Palmengärten. Bemerkenswert ist die alte Barockkirche des Jesuitenklosters Collegio mit dem aus Zedernholz geschnitzten großen Altar und mit alten wertvollen Holzschnitzereien. Sie machen einen überladenen und verwirrenden Eindruck. Die Schnitzereien unserer alten deutschen Meister sind schöner, reiner und edler.

Die Insel selbst ist überaus merkwürdig. Wir haben hier wohl die ausgesprochenste und ausgedehnteste Kraterlandschaft, die es gibt. Hier ist tatsächlich jeder Berg ein Krater. Diese Berge, die die Insel in ihrer ganzen Länge in einer zackigen Kette durchziehen, sehen aus wie in der Spitze abgebrochene grüne Zuckerhüte. Man kann den eigenartigen Eindruck nicht anders fassen als: ausgesprochene Mondlandschaft.

Einen tiefen und unvergeßlichen Eindruck erhält man, wenn man durch blühendes Land hinauffährt zu dem Sete Cidades, einem gewaltigen erloschenen Krater, der der Sage nach einst sieben blühende Städte verschlungen haben soll. Die Kraterwand hat einen Umfang von 15 km, in seinem Grunde ist der Krater 5 km lang und 3 km breit. Und aus diesem etwa 400 m tiefen Grunde leuchten zwei Seen, ein kleiner smaragdgrün und ein großer tiefblau. An seinem Ufer tief unten, zu dem in vielen Windungen Saumpfade führen, liegt ein verträumtes Nestchen mit einer Kirche, — als ob ein Riese aus einer Spielzeugschachtel das dort aufgebaut

hätte. Die Kraterwände hinab aber zieht sich ein Steingewächs mit knallroten Schoten. Schaut man da von oben hinab, glaubt man sich in einem Märchen. Vor allem, wenn die Sonne hineinleuchtet, ist der Anblick in des Wortes wahrster Bedeutung bezaubernd. Man reibt sich immer wieder die Augen, um festzustellen, ob man nicht etwa träumt. Und wenn man sich auf dem Kraterrande nach der anderen Seite herumdreht, schaut man in die unendliche Weite des Weltmeeres, an dessen Strande sich Siedlungen mit heimischen Windmühlen strecken. Wahrhaftig, das war ein Reiseabschluß, der es in sich hatte und den man nicht wieder vergessen kann.

Die Insel ist fruchtbar. Wir sahen hier zum ersten Male wieder geregelte Feldwirtschaft. Und zum ersten Male sahen und hörten wir wieder heimische Lerchen aufsteigen. Zwischen den Feldern und an Straßenrändern wächst hier wild die schöne Calla. Blühende Kamelienbäume und ähnliche Schönheiten, Orangen, Grapefruit und Ananas erinnern noch an tropische Flora. Wein-, Tabak- und Teeplantagen sind trächtig. Manches gibt hier 3—4fache Ernten im Jahre. Daneben wird kunstvoll Stickerei und Korbflechterei betrieben. Die Not ist aber auch hier groß. Der Arbeitslohn bewegt sich zwischen 48 und 72 Rpf. täglich. Der Mißstand der Bodenbesitzverhältnisse und der Grundstücksbelastung ist derselbe wie in Madeira. Verkehrsmittel sind auch hier Esel und Maultier.

Die Azoren sind schön und wertvoll und ein Knotenpunkt des Weltverkehrs.

Sie sollten deshalb eigentlich England gehören. Es verstößt auch hier gegen die göttliche Weltordnung, daß sich Andere auf diesem Knotenpunkt des Weltverkehrs festgesetzt haben. Die Engländer, die bekanntlich gern mit portugiesischen Kolonien spielen, haben auch hier manchmal auf der Lauer gelegen. Da gibt es eine köstliche Geschichte, die den Vorzug

hat, wahr zu sein. Im Jahre 1811 gab es vor Sao Miquel ein gewaltiges Seebeben, als dessen Ergebnis 4 km entfernt sich im Juni eine neue Insel aus dem hier 4000 m tiefen Meer erhob. Flugs rauschte die damals bei den Azoren ankernde englische Fregatte Sabrina an und — pflanzte auf dieser neuen Azoreninsel, die sich 80 m aus dem Meer erhob, die englische Flagge auf und verlieh ihr feierlich den Namen „Sabrina". Für die erstaunten Portugiesen eine üble Überraschung! Denn es ist zweifellos ein zweifelhaftes Vergnügen, sich bei einem wertvollen Besitz ein englisches Fort vor die Nase setzen zu lassen. Einen Völkerbund mit „Weltgewissen" und „Weltvernunft", der angeblich kleinen Völkern hilft, gab es damals noch nicht, so daß die bestürzten Portugiesen nicht wußten, was sie machen sollten. Da half wirklich einmal der Himmel: Im Oktober 1811, genau 118 Tage nach der englischen Flaggenhissung, verschwand die neue Insel wieder wie sie gekommen war, und zwar verschwand sie samt der englischen Flagge. — Schade, daß so etwas nicht öfter vorkommt! Die Portugiesen sollen gelacht haben! Wo England damals seine „Reparationsforderung" angemeldet hat, ist unbekannt. Wäre die Sache heute passiert, wäre selbstverständlich Deutschland schuld.

Als wir abfuhren, verband ein bunter Regenbogen das grüne Massiv der Insel mit der schweren Dünung des Meeres. Es war, als sei ein Tor errichtet, durch das wir aus einer fremden, märchenhaften Welt zurückfuhren in die Heimat.

Von der Heimfahrt sei weiteres nicht berichtet. Wie auf der Hinfahrt, so mußten wir auch auf der Heimfahrt 50 Meilen von der portugiesischen und spanischen Küste abhalten. Das verlangten die Versicherungsgesellschaften wegen der damaligen „Kriegsgefahr" in diesen Gewässern. Wir haben nichts von dieser Gefahr gemerkt. Nur nächtliche Scheinwerfer-

Übungen deuteten auf die Überwachungstätigkeit der internationalen Kontrollschiffe.

In der Biscaya überholten wir einen englischen Truppentransporter, der aus Palästina kam. Es brennt im Empire. Es brennt dort, wo wir waren, und es brennt anderwärts. Menetekel!

II. Ergebnisse.

Es sei hier, wie gesagt, im wesentlichen nur ein Ergebnis dieser Reise festgehalten, und zwar das, was ich über die farbige Bewegung festzustellen Gelegenheit hatte, und was mir über die ähnlichen Verhältnisse in Afrika und Asien von hervorragenden Sachkennern mitgeteilt worden ist. Ich gehe gerade darauf näher ein aus dem Empfinden heraus, daß Viele bei uns von dieser Frage, ihrer geradezu erstaunlichen Entwicklung, ihrem hohen Ernste, ja ihrer Gefahr, keine rechte Vorstellung haben. Das ist verständlich. Es ist deshalb verständlich, weil in einem Volke, das seelisch und politisch derart krank geworden war wie das unsere und das unter einer straffen Führung erst wieder zu sich selbst kommen mußte, die Blickrichtung notwendigerweise zunächst „invertiert", d. h. steif nach innen gerichtet werden mußte.

Es muß aber verhütet werden, daß jene zunächst notwendige „Inversion" zum Selbstzweck werde und bei besten Kräften die Sehkraft in die Ferne lähme. Es ist an der Zeit, die Sehschärfe für das zu stärken, was — auch außerhalb der uns unmittelbar berührenden Auswirkungen von Versailles — auf und hinter dem großen Welttheater vor sich geht und was irgendwie auch unser Schicksal berühren wird.

Dazu gehört in sehr erheblichem Maße die farbige Bewegung. Eine farbige Bewegung gibt es erst seit dem Kriege. Vorher gab es nur farbige Angelegenheiten, und zwar als mehr oder weniger beachtliche örtliche Fragen der

verschiedenen weißen Kolonialvölker, nicht aber als eine die ganze Erde umspannende und alle weißen Völker berührende Frage, ohne Rücksicht darauf, ob sie selbst Kolonien haben oder nicht. Seit dem Weltkriege hat sich das grundsätzlich geändert, so daß Jedem, der einmal draußen war und sich um diese Dinge gekümmert hat, die Augen übergehen. Seit dem Weltkriege ist die farbige Frage zu umfassender Bedeutung gelangt und ist aus ihr eine farbige Bewegung geworden, die mehr und mehr alle Farbigen, einschließlich der Mischlinge, zusammenschließen will, eine Bewegung, in der einheitliche Fäden und einheitliche Parolen feststellbar sind. Wo aber einheitliche Fäden und Parolen sind, muß schließlich auch eine einheitliche Führung sein.

Woher kommt diese Wandlung seit dem Weltkriege?

1. Der Weltkrieg und die Farbigen.

Wenn wir an den Weltkrieg denken, denken wir zunächst und mit Recht an die fast zwei Millionen Gefallener besten deutschen Blutes, denken wir an die Feigheit, die dazu gehört hat, mit dem Aufgebot einer ganzen Welt über ein schuldloses, arbeitsames Volk herzufallen, denken wir an das Verbrechen von Versailles, an den Raub deutscher Länder und deutscher Unterhaltsmittel und an die bis zum Weißbluten gesteigerte sadistische Aussaugung der deutschen Wirtschaft.

Und doch ist das noch nicht das Schlimmste. Eine spätere Geschichtsschreibung wird wahrscheinlich als das Grauenhafteste und Folgenschwerste am Weltkriege die Tatsache feststellen, daß dieser Krieg gegen Deutschland als Rassekrieg geführt worden ist. Wenn auch die Ursache des Weltkrieges außerhalb des Bereiches der Rassenfragen lag, so ist er doch nach Art eines Rassenkrieges geführt worden. Dieser Krieg

Negerin von Jamaika

war und bleibt schlechthin ein Denkmal weißer Rassenschande. England, Frankreich und ihre Verbündeten können niemals wieder gutmachen, was sie damit angerichtet haben. Über diesem Krieg stehen zwei verhängnisvolle Worte, das eine von Clémenceau: „Vingt Millions de trop" (20 Millionen Deutsche zuviel), das aus einer bereits Anfang 1913 in Paris erschienenen Agitationsschrift entnommen ist, und das noch ehrlichere Wort des französischen Generals Castelnau: „Dieser Krieg gilt der Vernichtung der deutschen Rasse."

Das waren keine Redensarten, das war blutiger Ernst eines in Wahrheit selbstmörderischen Sadismus. So zwang man nicht nur zum ersten Male in einem europäischen Kriege farbige Völker aller Schattierungen zur Kriegsteilnahme, erhob sie zu „Alliierten und Assoziierten" und machte sie damit „bündnisfähig" für Weiß, man verwendete auch eigene Kolonialtruppen aller Farben an allen Fronten Europas. Frankreich allein stellte nach dem Ausschußbericht der Kammer vom 31.5.1923 845000 Schwarze, Braune und Gelbe auf das europäische Schlachtfeld. Wie stark die von England und den Alliierten nach Europa geführten farbigen Hilfsvölker waren, ist statistisch für uns nicht nachweisbar. Wir wissen nur, daß England eine Million Inder gegen uns ins Feld schickte, von denen 100000 gefallen sind, und daß Indien Milliardenwerte an Kriegsmaterial geliefert hat.

Dazu gesellte sich die von Frankreich und England während des Krieges betriebene Entehrung Deutscher in unseren Kolonien, gesteigert bis zur Züchtigung weißer deutscher Menschen vor dem farbigen Publikum. Die Kolonialpraxis dieser „demokratischen" Länder fand kein besseres Mittel, um die Achtung vor Deutschland bei den Farbigen zu zertreten, nachdem man entgegen Art. 10ff. der Kongo-Akte den Krieg in die Kolonien

getragen hatte. Man ahnte in seiner sadistischen Wut offenbar nicht, daß man damit etwas ganz anderes zertrat. Es gehört übrigens zu meinen trübsten Erinnerungen, daß es damals bei einer Aussprache über diese Schmach ein Bethmännischer Vertreter fertig brachte, das Verlangen nach sofortigen Vergeltungsmaßnahmen abzulehnen, mit der Erklärung, die Feinde handelten doch nur „ab irato" (im Zorn). Dabei war weiter nichts verlangt worden als Gefängnishaft für gefangene fremde Offiziere bis zur Abstellung jener Zustände. Es ist wirklich kein Wunder, daß wir damals die Schlachten gewonnen und den Krieg verloren haben. Hierher gehört übrigens auch die oben erwähnte Tatsache, daß England in Trinidad und Jamaica seine Hochstraßen zur Belustigung der zuschauenden Farbigen in tropischer Sonnenglut von deutschen Kriegsgefangenen bearbeiten ließ, und daß es „Siegestrophäen" über Weiß als Schaustücke für die Farbigen in die Tropen brachte.

Ich möchte nicht mißverstanden werden. Gerade wir Deutschen verachten kein farbiges Volk. Wir haben vor den farbigen Rassen zweifellos mehr Achtung als die, die in ihnen lediglich einen Ausbeutungsgegenstand sehen. Wir gönnen jedem farbigen Volke sein eigenes Glück. Und mit hoher Achtung und Trauer gedenken wir unserer tapferen und stolzen Askaris in Deutsch-Ostafrika, die mit 14000 Gefallenen ihr Blutopfer für Deutschland erbracht haben. Wir gedenken in dankbarer Hochachtung auch aller derer in unseren Kolonien, die uns bis heute die Treue gehalten haben und diese Treue zu ihrem „deutschen massa" bis heute in oft rührender Weise betätigen. Es ist auch ein glänzendes Zeugnis für die deutsche Kolonialwirtschaft, daß die Hereros trotz der blutigen Unterwerfung ihres Aufstandes ihren Häuptling Samuel Maharero, der 1923 starb, mit deutschen Fahnen und Abzeichen begruben

und daß sie dem steinernen Denkmal, das sie ihm, seinem Vater und seinem Großvater in Okahandja setzen ließen, eine deutsche Inschrift gaben.

Hier geht es um etwas ganz anderes. Einmal um das Schiedlich-Friedlich in der Rassenfrage selbst, und sodann darum, daß es weder Deutschland noch seinen Verbündeten eingefallen wäre, auf europäischen Schlachtfeldern gegen weiße Gegner farbige Menschen einzusetzen.

Die Rassenschändung des Krieges ist dann nach seinem Ende in womöglich gesteigerter Form fortgesetzt worden. Die schwarze Schmach am besetzten Rhein schreit wahrhaft gen Himmel, und niemals wollen wir jenes schamlose Wort des am Rhein kommandierenden französischen Generals Mordacq vergessen, man wolle mit den braven Marokkanern das Rheinland „aufforsten" und mit den deutschen Elsässern Marokko befruchten.

Und war denn die Art des „Friedensschlusses" etwas anderes als die Krönung dieses Denkmals weißer Rassenschande? Als die deutschen „Verbrecher" vor die berühmte Hufeisentafel in Versailles geführt wurden, wer sprach da das Urteil über sie, wer entschied über das Schicksal der weißen Menschen im Kernlande Europas? Nicht nur weiße, sondern auch schwarze, rote, braune und gelbe Richter! Was mögen wohl die Mohammedaner empfunden haben, als sie mithelfen durften, einem weißen christlichen Volke den Genickfang zu geben! Was mag in der Seele der Indios aus Mittelamerika, des Haiti-Mulatten Tertullian Guilband, des Liberia-Negers Dunbar King, der Mischlingsführer aus Panama vor sich gegangen sein, als sie als Alliierte der „Großen Vier" ihren Fuß auf den Nacken eines geschändeten weißen Volkes setzen durften! Diese farbigen „Alliierten" haben dann natürlich auch alle ihre Ansprüche angemeldet, und soweit sie als „Do-

minion" auftraten, haben sie alle eine weitgehende Verstärkung ihrer verwaltungsrechtlichen und verfassungsrechtlichen Stellung errungen. England mag doch nur nicht vergessen, daß die Verschärfung aller zentrifugalen Bestrebungen in seinem Empire, die ihm heute so schwere Sorgen machen, ihre Ursache im Weltkriege hat.

Um bei jener Schändung auch noch das Letzte zu tun und die Verworfenheit der Deutschen vor den Farbigen für alle Zeiten festzulegen, erklärte man Deutschland beim Raube seiner Kolonien nicht nur für unfähig und unwürdig zu kolonisieren, sondern erzwang die Zusage, als Zeichen der Reue und Buße den Mohammedanern einen heiligen Koran und den Negervölkern den Schädel eines Sultans der Wahehe auszuliefern (beides alte Geschenke an den Kaiser).

Man fragt sich heute, ob denn dieses entsetzliche Harakiri einer wahnsinnig gewordenen weißen Welt tatsächlich Wirklichkeit oder ob es ein wüster Traum war. Man greift sich an den Kopf, wie es überhaupt möglich war, daß sogenannte weiße Kulturvölker sich bis zu dieser schamlosen Selbsterniedrigung vergessen konnten, — und daß es ein weißes Heldenvolk gegeben hat, das sich in seelischem Zusammenbruch diese Beschmutzung gefallen ließ.

Und was nachher kam, war doch nur die Fortsetzung dieser Selbstentwürdigung. Der Völkerbund war und ist ja schließlich auch nichts anderes als eine farbige Musterkarte. Hat der Krieg den Farbigen die weiße Technik, so hat ihnen der Völkerbund die weiße Politik und Diplomatie in ihrer ganzen Schönheit enthüllt. Auch die Achtung vor der europäischen Kultur ist weithin erledigt. Europa ist den Farbigen nicht mehr geistige Quelle, sondern allenfalls noch zivilisatorisches Konfektionshaus!

Die Folgen des Rassekrieges gegen die Deutschen sind noch viel ernster, als Manche annehmen, aber sie sind anders, als es die Schuldigen selbst erwartet haben. Die Schuldigen, deren Schuld niemals vergeben werden kann, haben draußen in Wahrheit nicht die Achtung vor Deutschland, sondern die Achtung vor Weiß, vor allem vor sich selbst zerstört. Das ist eine seltsame Tatsache, die mir schon bei meiner Studienreise in den USA. 1934 auffiel, und die bei der oben geschilderten Reise ihre volle Bestätigung gefunden hat.

Einen Wink darf ich hier geben: wer hinaus kommt und sich einigermaßen über die wirkliche Einstellung der farbigen Menschheit unterrichten will, der wende sich nicht an irgendwelche „Instanzen" oder etwa an Cook-Leute, sondern der unterhalte sich mit schwarzen Chauffeuren. Die sind in den Tropen die Zeitung, und manchmal mehr!

In den bereisten Gebieten verfingen z. B. die von den USA. gegen Deutschland ausgegebenen Parolen ausgerechnet bei den Farbigen nicht. Die Achtung vor Deutschland war dort genau so merkbar, wie die Abneigung gegen Frankreich und der Haß gegen das Angelsachsentum. Es mag das vielleicht damit zusammenhängen, daß man im Deutschen das Mitopfer der „Haves" sieht. Vor allem aber sieht man im Deutschen mit Recht denjenigen Weißen, der im Menschen ohne Rücksicht auf seine Farbe den Menschen achtet und der im Farbigen nicht nur das Ausbeutungsopfer sieht. Es ist z. B. eine bekannte Tatsache, daß gebildete Farbige am liebsten mit deutschen Schiffen reisen.

Dabei kommt noch etwas anderes in Frage, was heute tatsächlich in's Gewicht fällt: das Wort „Europäischer Kolonial-Imperialismus" ist heute in der farbigen Bewegung ein Stichwort und ein Haßbegriff, um den sich sehr

vieles rankt. Daß Deutschland an diesem „europäischen Kolonial-Imperialismus" nicht beteiligt ist, wirkt draußen bei den Farbigen als ein großer Vorzug. Ich bin dabei auch überzeugt davon, daß vor allem die Agenten der „äthiopischen Bewegung", von der noch die Rede sein wird, sehr genau darüber unterrichtet sind, wie vorbildlich und menschenwürdig das angeblich kolonialunfähige Deutschland einst seine Kolonien verwaltet hat. Diese Leute wissen, daß Deutschland mit Recht seine Kolonien „Schutzgebiete" genannt hat. Und gerade das erscheint mir bemerkenswert, daß ausgerechnet die völkische Einstellung des neuen Deutschlands mit der scharfen Betonung des Rassischen am wenigsten von den Farbigen mißverstanden wird. Was nützt es denn dem Neger, wenn er in den USA. seit Abraham Lincoln die „Gleichberechtigung" hat und trotzdem häufig als schwarzes Tier behandelt wird? So eigenartig es klingt, gerade die deutsche Rassengesetzgebung findet in farbigen Völkern Verständnis. Man kann draußen von Farbigen folgendes hören, was ähnlich auch Frank in seinem Buche „Paradies mit Vorbehalt" berichtet: „Wir verstehen Hitler. Er ist der einzige Staatslenker in Europa, der die Grundlage der Politik kennt. Diese Grundlage ist die Rasse. Was Hitler für sich will, wollen wir auch für uns."

Wenn ich hier immer wieder betone, daß sich die Abneigung der Farbigen gegen Weiß am wenigsten Deutschland gegenüber geltend mache, ja, daß man bei den Farbigen häufig auf ein überraschendes Verständnis für die Entwicklung in Deutschland stoße, so muß doch eine bemerkenswerte Ausnahme gemacht werden. Das betrifft die schwarze Bewegung in Südafrika. Hier macht sich neuerdings in der Eingeborenen-Presse, vor allem in der in Johannesburg erscheinenden kommunistischen „Bantu-World" ein steigender Haß gegen Deutschland geltend. Dieses Treiben hat bezeichnenderweise eingesetzt

mit der steigenden Einwanderung von Juden in Südafrika. Das kann schon um deswillen kein Zufall sein, als diese Hetze gegen Deutschland fast ausschließlich unter dem Stichwort des schutzbedürftigen Judentums abrollt. Es erscheinen wüste Hetzartikel, in denen „im Namen der Schwarzen Afrikas für die von Deutschland verfolgten Juden" eingetreten wird, und in denen der sittlichen Minderwertigkeit der Deutschen von der hohen Warte der Urwald-Ethik des Negertums mit den entsprechenden Mitteln heimgeleuchtet wird. Da merkt auch der Blinde, daß diese hohe Warte nicht am Sambesi, sondern auf dem Libanon steht.

Dasselbe gilt, wenn seinerzeit der unten näher gekennzeichnete father divine in New York Umzüge der schwarzen und weißen Engel seiner „Himmel" gegen Deutschland für das Judentum veranstaltet. Ich habe in diesem Buche wiederholt davor gewarnt, sich von der eigentlichen Gefahr der farbigen Bewegung ablenken zu lassen durch die bequeme Abschiebung aller farbigen Vorgänge in den Bereich „Dritte Internationale". Wer in den farbigen Vorgängen immer nur bolschewistische Auswirkungen oder Bestrebungen sieht, wird niemals hinter das Wesen der farbigen Bewegung kommen. Ein ganz anderes Bild aber würde entstehen, wenn es etwa dem Weltjudentum gelingen sollte, sich die farbige Bewegung untertänig zu machen. Wir haben allen Anlaß, diese Entwicklung im Auge zu behalten.

Daran ist nun kein Zweifel, daß der Weiße als solcher seit dem Weltkriege den Heiligenschein der Überlegenheit und die scheue Achtung eingebüßt hat. Und insofern ist natürlich auch Deutschland Leidtragender des großen Rassekrieges. Dem Farbigen ist heute die weiße Technik, auch die Kriegstechnik, nichts Unheimliches mehr, und er hat in und nach dem Weltkriege die ganze bisherige innere Zerrissenheit der weißen

Menschheit zur Genüge kennen gelernt und zieht daraus seine Folgerungen.

Aus allen diesen Gründen gibt es seit dem Weltkriege eine farbige Bewegung, und in dieser Bewegung geht der Bündnisgedanke um. Im nahen Osten ist er bereits verwirklicht und in Ostasien ist er nur eine Frage der Zeit. Es taucht die Frage auf: war der Weltkrieg etwa der Beginn der großen Auseinandersetzung zwischen Weiß und Farbig? Wenn er es war, dann standen die „Alliierten" auf farbiger Seite! Es kann in diesem Zusammenhang nur als eine beschämende Tatsache gekennzeichnet werden, wenn auch in England nach 1919 noch Bücher möglich waren, wie das von F. J. Joelson „The Tanganjika Territory" (Verlag Fisher Unwin Ltd., London), in dem Lettow-Vorbecks Heldenschar als „Saushunde", die deutschen Farmer und Arbeiter als „Hunnen" und „Boches" beschimpft werden und es u. a. heißt: „Die deutsche Flagge, diese infame Trikolore, bedeutete überall dort, wo sie in Afrika gehißt wurde, eine schlimmere Knechtschaft als die Sklaverei. Niemals wieder wird ein solcher Mensch über Millionen von Eingeborenen herrschen, die seinen rohen Einfällen schutzlos ausgeliefert sind."

2. Frankreichs farbige Militärpolitik.

Dazu kommt noch eins, — und zwar die sündhafte und selbstmörderische Militärpolitik Frankreichs. Sie ist nicht nur wegen ihrer bisherigen sturen und blindwütigen Einstellung gegen Deutschland, sondern auch aus folgenden Gründen eine lebensgefährliche Bedrohung der gesamten weißen Welt. Zunächst sei gesagt, daß die unter jüdischem Einfluß stehende französische Politik niemals Verständnis für die Rassenfrage gehabt hat, sondern, daß sie letztere bewußt ablehnt. Nirgends ist deshalb die Ablehnung der deutschen

völkischen Gesetzgebung mit ihrem rassischen Blutreinigungsgedanken größer als in Frankreich. Offenbar will sich das blutmäßig absterbende Volk der Franzosen an Farbigen „aufforsten". Farbige werden französische Staatsbürger mit allen Rechten. Farbige Mischehen sind staatlich anerkannt. Die lebendigen Ergebnisse bevölkern die Kindergärten in Paris, Marseille, Toulon usw. Daß, wie Manche sagen, von dieser Verniggerung auf dem Lande noch nichts zu merken sei, tut gar nichts zur Sache. Außerdem ist das nicht wahr. Frankreichs Schicksal wird in den Großstädten, vor allem in Paris, gemacht. Hand in Hand mit der Entvölkerung schreitet in Frankreich die rassische Überfremdung. Nach 1918 haben sich in Frankreich allein über 150000 Farbige aus Nordafrika niedergelassen. Man nennt sie „Sidis". In Paris hausen heute u. a. 65000 Algerier und Marokkaner. Farbige beherrschen das Bordell- und Zuhältergewerbe, ebenso den Rauschgifthandel. Professor Leclaire, Mitglied der „Akademie der Wissenschaften", rechnet mit weit über 5 Millionen Ausländern in Frankreich, eine Zahl, die durch die ununterbrochene Einwanderung ständig wächst. V. J. Schuster hat in seinem verdienstlichen Buche „Der Nachbar im Westen" (Deutscher Verlag für Politik und Wirtschaft G. m. b. H., Berlin) wertvolles Material zu dieser Entwicklung beigebracht. Er sagt u. a.: „Immer zahlreicher werden die gemischten Haushaltungen. An der Cher und in der Gegend von Tours gibt es bereits ganze Siedlungen, die nur von Familien bevölkert sind, die sich aus schwindsüchtigen und venerisch erkrankten Arabern und ‚Europäerinnen' zusammensetzen. An der westlichen Küste des Mittelmeeres bis vor die Tore Lyons mehren sich diese fragwürdigen Früchte einer optimistisch betriebenen ‚Verschmelzungspolitik'. Wer Zeit und Lust hat, im Tale der Rhone zu wandern, wird zu seinem

Erstaunen auf ganze Dörfer stoßen, in deren staubigen Straßen stupid glotzende Kinder mit sonderbaren Ausschlägen auf der Stirn spielen. In diesen Dörfern wohnt fast kein französisches Ehepaar mehr — ach was — nicht einmal ein europäisches!"

Die Franzosen haben sich lange Zeit über den rassischen Frevel dieser Art Bevölkerungspolitik selbst zu betäuben gesucht mit ihrer sogenannten „Assimilierungstheorie". Der morsche Tragbalken dieser biologisch und politisch gleich wahnwitzigen Verschmelzungslehre ist die ungemessene französische Eitelkeit, die hier ihren eigenen Herrn schlägt. Der Gedankengang dabei ist etwa der: Das größte Glück auf dieser unvollkommenen Erde ist, Franzose sein zu dürfen. Das edelste Blut auf Erden ist das des Franzosen. Dieses Blut ist zudem so gewaltig, daß es im Handumdrehen alles aufsaugt, was mit ihm in Berührung kommt. Es veredelt sogar das Minderwertige. Ja, es genügt schon, französische Luft zu atmen und französische „culture" zu genießen oder gar die französische Staatsbürgerschaft zu erwerben, um nicht nur politisch, sondern auch biologisch Franzose zu sein und damit über allen anderen weißen Völkern zu stehen. Diese „Assimilierung" ist die hehre Weltsendung Frankreichs!

So sagt der Führer der republikanischen Rechten, Marin, im August 1938, in der Zeitung „Epoque": „Die Nationalität unseres Volkes ist weit entfernt davon, durch die Mannigfaltigkeit der Rassen zu verlieren, sie gewinnt vielmehr durch sie, und der Volkscharakter wird dadurch keinesfalls geschwächt, — ganz im Gegenteil"! Na, wohl bekomm's! Mehr kann man zu solch krausem Unsinn nicht sagen.

In Wahrheit deckt sich dieser Begriff der Assimilierung restlos mit dem der Verniggerung. Die Ergebnisse dieser Assimilierung sind deshalb schon heute derart erschütternd, daß

auch ernste Franzosen erschrecken. Man sucht zwar immer noch um die Dinge herum zu reden, aber man fängt doch an, sie zu sehen. So sagt der Franzose Pierre Descaves in der Zeitschrift „Le Mois" im Oktober 1937 u. a.: „Wenn auch Frankreich in unvergleichlicher Weise zur Aufnahme ausländischer Zuströme befähigt ist, ist die Masse der Fremden doch derart angewachsen, daß sie jetzt anscheinend die Aufnahmefähigkeit zu überschreiten beginnt. Und hier glauben gewisse Soziologen sich ernsthaft fragen zu müssen, ob Frankreich nicht Gefahr laufe, zu erleben, daß aus der Einwanderung statt eines Faktors der Erneuerung (!!) eine verdrängende Kraft wird." Es ist für die heillose französische Verranntheit höchst kennzeichnend, wenn Pierre Descaves fortfährt: „Solange der Rhythmus der Einwanderung erzieherische Einwirkung erlaubt, ist die Gefahr nicht groß, im Gegenteil, sie bedeutet dann eine Bereicherung! Die Gefahr tritt erst in dem Augenblick ein, in dem die Verminderung des einheimischen Ausbildungspersonals und das Anwachsen der fremden Truppen, und vor allem die zersetzenden Fermente im Innern dieser Truppen, eine Assimilierung (!) so gut wie unmöglich machen."

Dazu kann man nur sagen, daß hier der Wahnsinn Methode hat.

Wie stark die farbige Zersetzung Frankreichs schon ist, ergibt sich aus einer Veröffentlichung des oben genannten Professors Leclaire. Er sagt: „Jedes Jahr kommen Tausende von Auswanderern aller Farben und aller Rassen zu uns. Eine große Anzahl davon läßt sich bei uns auf die Dauer nieder. Sie oder ihre Kinder vereinigen sich mit der französischen Bevölkerung. Im Jahre 1931 lebten in Frankreich 3 Millionen Ausländer, heute sind 7 von 100 der gesamten Bevölkerung Ausländer, das Verhältnis kommt bis auf 28 und 23 auf

100 in zwei Departements. Es handelt sich aber hier nicht nur um Ausländer, die ihre Staatsangehörigkeit behalten haben, sondern man muß zu dieser Zahl noch die 2 Millionen der Naturalisationen hinzuzählen. Das sind zusammen 5 Millionen Ausländer, die auf 37 Millionen Franzosen kommen, — ein Verhältnis 13 zu 100!"

Dieses Verhältnis verschlechtert sich dauernd. Und doch bleibt es immer noch die Stimme eines weißen Raben, wenn Raymond Recouly im „Gringoire" zur Frage der Entvölkerung und Rassenverderbnis Frankreichs unter der Überschrift „Un cri d'alarme" einen SOS-Ruf ertönen läßt.

Daß man in verständigen Kreisen Frankreichs Angst um die Zukunft hat, ist zu verstehen. Wird doch die vorstehend gekennzeichnete Entwicklung auch noch gefördert durch den eigenen Geburtenrückgang. Im Jahre 1876 hatte Frankreich noch über eine Million Geburten, 1933 nur noch 610000. Seitdem überwiegt die Zahl der Todesfälle die der Geburten jährlich um 12000. Was aus einem Volke werden muß, das mehr Särge baut als Wiegen, liegt auf der Hand.

Wahrscheinlich liegt hier die eigentliche Erklärung für den sonderbaren französischen Sicherheitskomplex seit 1918. Bestätigt wird diese Annahme durch ein sehr beachtliches Buch, dessen Verfasser gerade derjenige ist, der seit Ausbruch des neuen Krieges im September 1939 zur Aufpeitschung der damals nicht vorhandenen französischen Kriegsleidenschaften vom Quai d'Orsay als Generalsekretär für Informationen eingesetzt wurde: Jean Giraudoux. Er möchte sein Buch „Pleins pouvoirs" heute wohl nicht mehr geschrieben haben. In diesem Buche heißt es u. a.: „Die Annahme, daß der von uns zu führende Krieg in einer Auseinandersetzung zwischen Demokratie und Tyrannei bestehe, ist ein gefährlicher Unsinn...

Wir sind mit Hitler vollständig darin einig, anzuerkennen, daß die Politik ihre höchste Form in der Rassengesetzgebung findet." Nach einer treffenden Kennzeichnung der französischen Nachkriegspolitik als „höchst egoistische Ambitionen auf eine absolute Hegemonie über Europa mit allen hierzu geeigneten Mitteln" kommt das Bekenntnis der geheimen französischen Angst: „Die französischen Staatsleiter hatten nach dem Weltkriege zum ersten Male das ausgesprochene Gefühl von Unsicherheit, ja Angst, daß hinter ihnen nicht mehr das unerschöpfliche Reservoir der Volkskraft und der Rasse stehen könnte. Versailles war die letzte Möglichkeit eines 40-Millionenvolkes, der Welt das Recht des Schwächeren aufzuzwingen!"

Nun, wenn man das alles auch in Frankreich weiß, bleibt es um so unerfindlicher, warum man sich von England in einen neuen Krieg treiben ließ. Denn mag er ausgehen wie er will, was ein neuer weißer Blutverlust gerade für Frankreich bedeuten muß, liegt doch auf der Hand.

Als in der letzten Februar-Woche 1938 in der französischen Kammer die große politische Aussprache über die deutsche Führerrede vom 20. 2. 1938 stattfand, war Vorsitzender der Vizepräsident. Dieser Vizepräsident der französischen Kammer war ein Vollblutneger.

Militärisch hat Frankreich sehr zeitig mit der Rassenmischung begonnen. Als im Kriege von 1870 zum ersten Male in Europa Schwarze, die „Turkos" und „Zuaven", auftauchten, war damals z. B. noch ganz England entsetzt ob dieser „Rassenschande". Die deutschen Soldaten faßten das damals als eine Art Ulk auf, als sie bei Wörth zum ersten Male auf diese Schwarzen stießen, und glaubten zunächst, das seien schwarzbemalte Franzosen. Manche wuschen deshalb, wie mir einer der Beteiligten selbst erzählt hat, die Gefangenen und waren erstaunt, daß die Farbe nicht herunterging.

Frankreich hat sich dann nicht nur eine große Kolonialarmee eingerichtet, sondern schon während des Friedens im eigenen Lande farbige Truppenteile eingeführt. Der General Mangin erklärte schon damals in seinem für diese Entwicklung grundlegenden Buche „La force noire", daß der nächste Krieg wesentlich mit farbigen Truppen geführt werden müßte. Als vor dem Weltkrieg während der Marokko-Krise der General von Liebert im Reichstag sein berühmtes Menetekel an die Wand des „Hohen Hauses" warf und unter Beibringung reicher Unterlagen erklärte, daß Nordafrika mit seinen unerschöpflichen schwarzen Menschenmengen als französisches Soldaten- und Offiziersreservoir gedacht sei und daß in einem kommenden Kriege die deutsche Armee einem Wall schwarzer, brauner und gelber Menschen gegenüberstehen würde, wurde er unter dem Jubel dieses „Hohen Hauses" von dem windigen und verantwortungslosen Schwätzer, dem Reichskanzler von Bülow, wegen seiner „alldeutschen" Voraussagen offen verhöhnt.

Dann kam der Rassekrieg, der oben gekennzeichnet ist. Als wahrhaftes Denkmal dieses Rassekrieges haben die Franzosen den Negern in Reims ein Denkmal errichtet. Am 29. Oktober 1922 wurde in Gegenwart des Kriegsministers Maginot in den Sockel dieses Denkmals eine Urkunde der französischen Rassenschmach eingemauert, die folgenden Wortlaut hat: „Zur Erinnerung daran, daß dieses Monument dem Ruhm aller teuren Kameraden, bekannter und unbekannter, geweiht wurde, die in der Steppe Zentral-Afrikas geboren, auf europäischen Schlachtfeldern zur Verteidigung der Größe Frankreichs gefallen sind. In Liebe und Dankbarkeit für unsere schwarze Armee!"

Nach dem Weltkriege hat Frankreich seine für die gesamte weiße Welt gemeingefährliche Militärpolitik fortgesetzt. Die Kolonialarmeen außerhalb und in Frankreich selbst wurden

ständig verstärkt. Der Rückgang der weißen französischen Militärpflichtigen wurde doppelt und dreifach ersetzt durch den farbigen Zuschuß. Schon in den neunziger Jahren erklärte der damalige französische Außenminister Hanoteaux dem belgischen König Leopold II. auf die Frage, warum Frankreich sich denn so in Afrika einsetze: „Majestät, Sie suchen in Afrika Gold und wir Soldaten!" Heute hat Frankreich die allgemeine Wehrpflicht in seinen Kolonien eingeführt und dabei in seinem kolonialen Wehrpflichtgesetz bestimmt, daß die ausgehobenen Eingeborenen „unter allen Umständen dazu bestimmt werden können, ihre Wehrpflicht außerhalb ihrer Heimat fortzusetzen". Damit ist die Verwendung der Farbigen auf europäischem Gebiete sogar gesetzlich festgelegt. Nach einer Mitteilung des Heeresberichterstatters in der französischen Kammer sollte die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht in den farbigen Gebieten mindestens 3 Millionen farbige Soldaten ergeben! Danach würde das französische Kriegsheer in Zukunft zu 40% aus Farbigen bestehen. Zur Zeit wird die Zahl der bereits kriegsmäßig ausgebildeten farbigen Franzosen auf 230000 unter Waffen und 1,7 Millionen in Reserve angegeben. Schon vor dem neuen Kriege standen kriegsbereit, im wesentlichen an der deutsch-französischen Grenze, sieben farbige Divisionen als Stoßarmee. Man will aber noch weiter gehen. Am 28. Dezember 1938 erklärte sogar der Ministerpräsident Daladier im Senat, die Kolonialtruppen müßten auf die Stärke der Heimatarmee gebracht werden, und den farbigen Unteroffizieren sei die Offizierslaufbahn zu öffnen, denn „was die Effektivstärke betreffe, so könne Frankreich mit den fruchtbaren Völkern nicht Schritt halten"! — Kommentar überflüssig!

Seitdem der Jude und glühende Deutschenhasser Mandel Kolonialminister ist, hat die farbige Militärpolitik Frankreichs

Formen angenommen, die kaum noch einen Zweifel an der Zukunft Frankreichs lassen. Am 17. Mai 1938 wurden mit der Gründung eines kolonialen Generalstabes neue verstärkte Aushebungen in Afrika und Indochina vorgenommen (zunächst 70000 Mann Vermehrung), und zwar wesentlich zur Verstärkung der in Frankreich selbst stehenden farbigen Truppenteile. Zugleich wurde der Prozentsatz der farbigen Mannschaftsreserven zur Bildung zusätzlicher Kontingente und zur Aufstellung neuer senegalischer und tonkinesischer Schützenregimenter wesentlich erhöht. Herr Mandel hat mit einer neuen Verfügung sogar den Anamiten alle Rangstufen in Heer und Verwaltung geöffnet, auch den Zugang zu den höheren Kriegsschulen in Frankreich. Ja, er ist noch weiter gegangen. Auf seine Veranlassung ist im Januar 1939 — zum ersten Male in der europäischen Kolonialgeschichte — ein Farbiger, der Neger Felix Eboué, zum Gouverneur eines wichtigen Kolonialgebietes ernannt worden! Es handelt sich um das Gebiet, das sich von Libyen bis zum Tschadsee erstreckt. Die Regierungsbefugnisse dieses Neger-Gouverneurs erstrecken sich natürlich auch auf die weiße Bevölkerung.

Gekrönt wird diese von Herrn Mandel gesegnete farbige französische Militärpolitik durch zwei am 29. Juni 1938 verkündete Erlasse, wonach die Armeekorps und die verschiedenen Dienstbereiche des „Mutterlandes" eine noch weiter als bisher gehende Verstärkung durch Farbige erfahren sollen, und wonach nunmehr vor allem auch die französische Luftwaffe mangels eigener weißer Freiwilliger den Farbigen zugänglich gemacht wird! Schon jetzt ist die Motorisierung der französischen Armee ohne die Farbigen nicht mehr denkbar. Es ist nicht zu bezweifeln, daß sich Frankreich nunmehr auch für seine Luftwaffe damit eine hochwertige Mannschaft bereitstellt. Das wird vor allem der nicht bezweifeln, der aus Amerika

Der Pitch-Lake (Asphaltsee) in Trinidad

und Westindien die hervorragenden Leistungen schwarzer Chauffeure und Piloten kennt. Der technisch geschulte Neger verfügt in besonderem Maße über Nervenruhe, Sicherheit der Hand und des Auges und über eine fatalistische Einsatzbereitschaft. Aber ist das alles denn nicht ein einziges großes Verbrechen an der weißen Rasse?

Heute ist man in Frankreich ja schon so weit, daß man auch bei fremden Fürstenbesuchen im wesentlichen farbige Truppen zum Wachdienst und zu Paraden verwendet. Als im Juli 1938 das englische Königspaar in Paris war, wurde die Bewachung sämtlicher Zufahrtsstraßen und Brücken von Boulogne bis Paris und in Paris selbst ausschließlich farbigen Truppen anvertraut! Und die französischen Zeitungen hoben mit Stolz hervor, daß auch der Großteil der zur Parade am 21. Juli verwendeten Truppen (50000 Mann und 300 Tanks) farbige Kolonial-Regimenter gewesen seien, wie bereits in dem Geleitzug, der das Königspaar bei seiner Ankunft in Paris empfing, „die afrikanischen Reiter und die farbigen Schützen den ersten Platz hatten!" Wer denkt bei alledem nicht an das sterbende Rom? Es muß wahrhaftig weit gekommen sein mit Frankreich, daß man auch noch stolz ist auf diesen Beweis eigener Greisenhaftigkeit und Blutleere. Dem englischen König scheinen die Franzosen nicht viel Verstand zuzutrauen, wenn sie glauben, bei ihm gerade damit Eindruck zu machen. Den Farbigen selbst aber gibt man mit solchen Beweisen ihrer Unentbehrlichkeit immer neuen Auftrieb und zieht bei ihnen ein Selbstbewußtsein hoch, über dessen Folgen man sich doch nicht täuschen soll. Ist es denn ein Wunder, wenn im Juli 1939 in Paris ein Neger erklärte, „die Schwarzen hätten im Weltkriege Europa vor dem Untergang durch die deutschen Barbaren gerettet"? Hat man denn in Frankreich überhaupt kein Empfinden mehr für die Schmach,

die mit einer solchen Äußerung der gesamten weißen Rasse angetan wird? Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie vorher mit Blindheit.

Der farbige Beamte und der farbige Offizier wird so in Frankreich mehr und mehr mitbestimmend. Daß der Volksfrontschwindel seinerzeit in Frankreich nicht zu allgemeinen blutigen Aufständen geführt hat, liegt nach Berichten von Sachkundigen wesentlich an der Angst der Arbeitermassen vor den Kolonial-Regimentern, die sich auf die Gelegenheit freuen, auf weiße Menschen schießen zu dürfen, und die schon heute für die französische Innenpolitik ein maßgebendes Mittel geworden sind.

So befindet sich Frankreich selbst in der Entwicklung zu einer farbigen Macht. Wenn es so weitergeht, ist Frankreichs Zukunft die einer europäischen Provinz in einem farbigen Imperium. Diese Entwicklung wird noch dadurch verstärkt, daß das in seiner weißen Bevölkerung nicht fortschreitende oder gar zurückgehende Frankreich nicht mehr in der Lage ist, weißen Nachschub in seine eigenen Kolonien zu schicken, so daß diese Kolonien immer einfarbiger werden. Die fortgesetzten Unruhen in Marokko, Algier und Tunis beweisen den Ernst der Lage.

Auf jeden Fall aber erzieht Frankreich der farbigen Bewegung ausgebildete Soldaten und Offiziere und insonderheit dem „Äthiopianismus" glänzende Vertreter. Die in Haarlem ausgegebene Parole des Äthiopianismus „Afrika den Afrikanern" hat im französischen Nordafrika und Äquatorialafrika einen außerordentlichen Widerhall. Man braucht sich ja nur die schwarze Romanliteratur anzusehen. Der weiße Teil Frankreichs kann einmal böse Überraschungen erleben. Es gibt bekanntlich Kanonen und Gewehre, die nach hinten losgehen! Schon während des Weltkrieges hat es bei Aus-

hebung farbiger Franzosen schwere Unruhen gegeben, sowohl in Algier, Tunis, wie im übrigen Afrika und in Indochina. Der General-Gouverneur Clozel von Westafrika berichtete am 10. November 1916, daß „jede nennenswerte Rekrutierung nur mit den Mitteln des Terrors durchzuführen sei", und der Distriktskommissar von Buena erklärte 1917: „Lediglich die Drohung, die Dörfer zu zerstören, konnte das Volk gefügig machen." In Perigaux und Bellazama gab es schwere Revolten, und in Batna, in der Provinz Constantin, wurde der französische Vizepräsident und sein Vertreter von aufständischen farbigen Truppen „massakriert". Auch die schwere Meuterei französischer Kerntruppen im Juni 1917, an der 75 Infanterie-Regimenter, 23 Bataillone Alpenjäger und 12 Artillerie-Regimenter beteiligt waren und wobei 300000 Mann die Front verließen (leider ohne daß der deutsche Nachrichtendienst davon Kenntnis hatte!), hat, wenn nicht ihre Ursache, so doch ihre Veranlassung in Auseinandersetzungen mit farbigen Truppen gehabt.

Die Begeisterung für den französischen Militärdienst ist bei den Farbigen auch nach dem Weltkriege dieselbe geblieben. Die Einführung der Dienstpflicht hat, vor allem in Afrika, zu Zuständen geführt, wie wir sie nur aus den alten Sklavenjagden kennen. Vor den umherreisenden Aushebungskommissionen fliehen ganze Dörfer. Allein nach dem englischen Nigerien flohen nach einem Berichte des englischen Gouverneurs während der Jahre 1923—1925 aus dem französischen Gebiete zwei Millionen Neger. Von der französischen Elfenbeinküste floh eine halbe Million nach der englischen Goldküste. — Bereits am 9.11.1939 verkündete Mandel im Rundfunk: „daß die französischen Kolonien in den ersten beiden Kriegsmonaten bereits mehr Negertruppen nach Frankreich geschickt haben als im ganzen Weltkrieg." —

Alles in allem: Frankreich spielt mit seiner farbigen Militärpolitik nicht nur ein selbstmörderisches, sondern ein für die gesamte weiße Welt gemeingefährliches Spiel. Im Grunde hat diese rassenwidrige Politik Frankreichs schon begonnen mit dem gewissenlosen Bündnis Ludwigs XIV. mit den Osmanen gegen das Reich. Daß Frankreich bisher bei alledem von England unterstützt wird, ist für die weiße Welt und damit für England selbst zweifellos von schicksalsschwerer Bedeutung. Verstehen kann man das nur, wenn man an das Wort von Lord Beaconsfield, dem seinerzeit zum englischen Erstminister ernannten Juden Disraeli, denkt: „Wir sind eine asiatische Macht."

3. Der Afrikanismus.

Was aber ist nun eigentlich die farbige Bewegung, und wie sieht sie dort aus, wo wir gereist sind?

Sie ist die bewußte geistige Einstellung der gesamten farbigen Welt gegen Weiß mit der Folge der sich aus dieser Einstellung ergebenden organisatorischen Bestrebungen, die zweifellos über den Anfang längst hinaus sind. Ich behaupte also nicht, daß diese Organisation schon vorhanden ist, ich behaupte nur, daß ernst zu nehmende Bestrebungen nach einer solchen Gesamtorganisation im Gange sind und daß sie zum Ziele führen müssen, wenn die von England und Frankreich gewollte und betriebene Selbstzerfleischung Europas fortschreitet. Wenn man von gewissen ostasiatischen Entwicklungen absieht, hat die farbige Bewegung ihren Ausgangspunkt und ersten Träger gehabt in der bereits weithin organisierten äthiopischen Bewegung. Neben sie ist in den letzten Jahren in steigendem Maße der erwachende Mohammedanismus getreten, der heute seine religiöse und politische Wiedergeburt erlebt.

Wer diesen Dingen nachgehen will, tut deshalb gut, sich zunächst die äthiopische Bewegung anzusehen, die schon um deswillen besonders beachtlich ist, weil der Sklavenhandel zu einer „schwarzen Völkerwanderung" geführt und die Neger in verschiedene Erdteile gebracht hat. Der Äthiopianismus, der aus einer kirchlichen zu einer politischen Bewegung geworden ist, hat seine Leitung und Kerntruppe nicht in Afrika, sondern in Nordamerika. Das Schicksal Afrikas wird nicht in Afrika, sondern in Haarlem (der Negervorstadt von New York) und dem „Black-belt" (schwarzer Gürtel) der USA. entschieden werden. Man erzählt sich, daß in Haarlem auch eine Statistik aller schwarzen Kriegsteilnehmer geführt werde, die auch auf andere farbige Kriegsteilnehmer ausgedehnt werden soll. Als sicher darf angenommen werden, daß vor allem diese Kriegsteilnehmer für Führerstellungen und Agentendienste des Afrikanismus ausersehen werden. Auf dem Negerkongreß 1924 in New York erklärte einer der Redner unter stürmischem Beifall: „Wer hat denn den letzten Krieg gewonnen? Das Blut der Schwarzen auf den Schlachtfeldern der Weißen!"

Wenn man zum ersten Male nach New York in die 125. und 126. Straße aufwärts, also nach Haarlem kommt, erschrickt man. Hier sitzen mehrere 100000 Neger eingepfercht in enge Straßen. Es ist das Armenviertel der Neger. Radau und Gestank sind fürchterlich. Aber eins fällt einem sofort auf: reinliche und gutgekleidete Kinder. In diesem Armenviertel, das hinter seinen dunklen Mauern so manches Geheimnis birgt, sitzt die Leitung der äthiopischen Bewegung. Das Wort „Haarlem" hat heute einen Klang und ist eine Parole für die gesamte farbige Welt.

Ein äußerlich überraschend anderes Bild erhält man z. B. in Chicago. Hier ist das Negerviertel eines der schönsten

Wohngebiete. Als ich das 1934 zum ersten Male sah, war ich einigermaßen erstaunt. Ich fragte einen hochgestellten Stadtvertreter nach dem Zusammenhang und erhielt folgende Erklärung: „Als seinerzeit die Kriegspsychose gegen Deutschland einsetzte, rückten unsere jungen weißen Männer, vor allem die deutschen, scharenweise in die Armee. Die Fabriken waren entvölkert. Die Erfordernisse der Kriegsrüstung machten dann die Heranziehung größerer Negermengen aus den Südstaaten nötig. Diese Leute waren fleißig und verdienten gut. Sie legten zusammen, und einer erwarb durch einen Strohmann eine Villa. Als diese von Negern besetzt war, entwertete sich sofort der Boden im Umkreis. Die Weißen siedelten um, weil sie nicht mit black people zusammenwohnen wollten. Es hat kaum 1½ Jahre gedauert und das Viertel war schwarz. Dazu kommt noch eins. Jede Negerfamilie ist ein Karnickelstall. Auf zehn schwarze Geburten kommt eine weiße. So wuchs das Viertel!" — Also auch hier eine Sonderfolge des Weltkrieges. Dort sah ich auch ein Negertheater. Die Negertheater in den USA. stehen auf der Höhe und bieten ganz Vorzügliches! In jenem Theater stand damals im Vorraum ein Anschlag: „White men admitted only to the gallery." (Weiße nur zum vierten Rang zugelassen.) So also stand es schon 1934!

Als ich Amerikaner fragte, wie solches denn nur möglich sei, zuckten sie die Achseln. In dem wunderschönen Milwaukee in Wisconsin, im Mittelwesten, erkundigte ich mich bei einem jungen deutschblütigen Studenten nach seinem Klubleben. Auf die Frage, ob manche studentischen Klubs auch Neger aufnehmen, sah er mich verwundert an und sagte: „Aber natürlich, sie sind doch Bürger."

Ich habe mich schon damals des Eindrucks nicht erwehren können, daß Abraham Lincoln damit, daß er im Jahre 1865

nicht nur die Sklaverei aufhob, sondern als echter Vertreter der Jingo-Gefühlsduselei für die befreiten Sklaven den Grundsatz des „Gleich unter Gleichen" aufstellte und ihnen volles Bürgerrecht verlieh, der gesamten amerikanischen Geschichte eine dunkle Wendung gegeben hat, über deren Ende man doch wohl kaum noch im Zweifel sein kann. Es gibt schon heute in den USA. keine wichtige Frage mehr, vor allem sozialer Natur, die ohne Rücksicht auf die Schwarzen zu lösen wäre. Wie stark das rassische Gemeinschaftsgefühl der Neger in Amerika heute ist, beweisen die am 23. 6. 1938 bekannt gewordenen Vorgänge nach dem Siege des Negers Joe Louis über Max Schmeling. Der schwarze Siegesrausch, der sich sofort im gesamten USA.-Gebiete bis zu blutigen Unruhen steigerte, kam nicht aus sportlichem Überschwang, sondern aus dem offenen Ausbruch des versteckten Rassenhasses.

Äußerlich liegen die Dinge in den USA. folgendermaßen: Im Jahre 1790 gab es dort 750000 Neger, 1860 waren es 4½ Millionen, 1910 waren es 9 Millionen, und heute sind es 12 Millionen, mit Mulatten zusammen 14 Millionen. Ich erinnere an das Wort aus Chicago vom „Karnickelstall". Mag es auch in den gesamten USA. „nur" 12 % Neger geben, so sind sie doch in wirtschaftlich und politisch wichtigen Bundesstaaten bereits überwiegender Bestandteil: der reine Negeranteil beträgt in Florida 32 %, in Louisiana 40 %, in Alabama 42 %, in Georgia 42 %, in Südcarolina 51 %, in Mississippi 52 %. Man nennt diese schwarze Umklammerung in USA., die elf Südstaaten umfaßt, den Black-belt (schwarzer Gürtel).

Erst neuerdings, am 7. Juli 1938, hat Roosevelt selbst in einer Botschaft an eine in Washington tagende Konferenz südstaatlicher Politiker und Wirtschaftler die Schlüsselstellung der Südstaaten als „das erste wirtschaftliche Problem

der Vereinigten Staaten" bezeichnet. Die Störung des wirtschaftlichen Gleichgewichts in den USA. sei wesentlich in dem Krisenzustande der Südstaaten begründet. Die Beseitigung der Krisenursachen in den Südstaaten sei von entscheidender Bedeutung für das ganze Land. Wenn Roosevelt dieser Auffassung ist, wird er zugeben müssen, daß auch das Schwergewicht der Negerfrage in den Südstaaten der USA. von schicksalhafter Bedeutung für den Gesamtstaat sein muß.

Nun machen sich Viele bei uns vom Neger falsche Vorstellungen. Ich habe sie früher auch gehabt. Man darf den Neger nicht beurteilen nach den Gestalten, die man etwa in den Hafenkloaken sieht. Das ist genau so falsch, wie wenn man die Weißen und wohl gar die Deutschen beurteilen wollte nach den verkommenen Gestalten, die man auch in weißer Haut dort sehen kann und die einem oft die Schamröte in's Gesicht treiben. Der Neger, auch der Neger-Arbeiter, ist in reiner Ausgabe ein stolzer und selbstbewußter Mensch. Er ist auch fleißig, sparsam und vor allem — sehr reinlich! Das ist er auch dort, wo er am Urwalde oder im Karst von Jamaica in Palmblätter-, Bambus- oder Basthütten haust. Gebadet wird so oft wie möglich. Ungeziefer hält sich der Neger vom Leibe. Als wir z. B. auf dem Pitch-Lake in Trinidad waren, wo der Neger eine schwere Schmutzarbeit leisten muß, habe ich mir nicht die Siedlung der White-men, sondern die Negersiedlungen angesehen. Da kann man nur staunen. Die Leute wohnen da in netten Bungalows, denen man es ansieht, mit welcher Liebe sie gepflegt werden. Kein Bungalow ist ohne Ziergarten, von dem dasselbe gilt. Die Wäsche, die die schwarzen Mammis da hängen hatten, war blitzsauber. Auffällig auch hier die gutgekleideten und guterzogenen Kinder.

Ähnliches kann man auch in den USA. beobachten. Wenn dort große Hotels, Sanatorien, die großen Luxusschiffe auf

den nordamerikanischen Seen, die Eisenbahnen usw. mit Vorliebe schwarze männliche und weibliche Angestellte beschäftigen, so liegt das nicht daran, daß diese Leute etwa billiger arbeiten als weiße Arbeitskräfte (was in den USA. gar nicht der Fall ist), sondern daran, daß der erzogene Neger bescheiden, zuverlässig, fleißig und sehr reinlich ist. Außerdem ist er anstellig und gewandt. Schwarze Chauffeure und schwarze Piloten schaffen drüben Spitzenleistungen. Es macht natürlich einen peinlichen Eindruck, wenn man Schwarze bereits als Vorgesetzte von Weißen sieht (was ja auch in Frankreich vorkommt). Seltsam hat es mich berührt, als mir seinerzeit ein amerikanischer Freund, der von seiner Steuerbehörde kam, sagte, er habe seine Steuererklärung mit einem schwarzen Steuerinspektor besprochen. „Neger-Proletariat" als Sammelbegriff ist längst eine törichte europäische Vorstellung. In den USA. sitzen z. B. allein über 3 Millionen wohlhabender farbiger Farmer. Das sind nicht nur schwarze und indianische Mischlinge, sondern auch Neger.

Damit stehen wir wohl vor dem ersten Ergebnis der äthiopischen Bewegung, die eingesetzt hat mit einer zielbewußten Erziehungsarbeit. Noch 1816 wurden in Nordamerika Neger gelyncht, weil sie lesen und schreiben konnten. Erst im Jahre 1865, mit der Beseitigung der Sklaverei, erwarben sie das Recht der Selbsterziehung. Das, was seitdem auf diesem Gebiete in Amerika selbst und weit darüber hinaus geleistet worden ist, übersteigt alle Begriffe. Der große Begründer dieser schwarzen Erziehungsarbeit ist der geistig hervorragende Neger Booker T. Washington (1850—1915). Die pädagogische Wissenschaft nennt ihn mit Recht den „schwarzen Pestalozzi". Die Grundlage des von ihm geschaffenen Schulsystems, das von der Volksschule über das College (Gymnasium) bis zur Universität geht, ist zweierlei: die bewußte

Ablehnung des Gedankens, den Neger „weiß" zu machen, also zu einem Weißen zu erziehen, und die Verbindung geistiger Bildung mit körperlicher Ertüchtigung. Erziehungsziel ist die „autonome Negerzivilisation" als Grundlage einer artseigenen Kultur und — Politik. Grundsatz der Lehrmethode und der Ausbildung ist: „better than white" (wir müssen jede weiße Leistung schlagen).

Es sei schon hier bemerkt, daß der Athiopianismus bei der Übertragung dieses Schulsystems auf Afrika in sehr geschickter Weise dem geringeren Bildungsstand seiner dortigen Artgenossen Rechnung getragen hat, indem hier auf dem Wege der „education by doing", also einer Art Werkschule, neben der charakterlichen und sportlichen Ertüchtigung die wirtschaftliche Ausbildung im Mittelpunkte steht, mit dem Ziele, die Leute zu „gelernten Arbeitern" und zu Facharbeitern zu erziehen und sie — als Vertreter der äthiopischen Bewegung — in den afrikanischen Erzeugungsvorgang und als Lehrer bei den noch „wilden" Stämmen einzuschalten. Es sei hier bemerkt, daß auch das neue nationale Erziehungsprogramm der nationalindischen Bewegung, das im Oktober 1937 auf der Wardha-Konferenz herausgebracht wurde und das ebenfalls den wirtschaftlichen Gesichtspunkt entscheidend sein läßt und die „produktive Arbeit" zur Erziehungsgrundlage macht, zweifellos unter dem geistigen Einfluß des „schwarzen Pestalozzi" steht. Weil dieses Wardha-Programm die Schulen selbst zu Werkstätten machen will, die auf der Grundlage der Selbstfinanzierung die eigenen Unkosten aufbringen sollen, sehen manche darin die Übernahme des sogenannten bolschewistischen Erziehungsideals. So wenig nun der Einfluß des Bolschewismus auf gewisse entwurzelte Kreise der indischen Bildungsschicht zu verkennen ist, glaube ich doch, daß es sich hier um Einschaltung in den Erziehungsplan

Booker T. Washingtons handelt. Noch heute sind 90% der Bevölkerung Indiens Analphabeten, und die „education by doing" hat da doch einen anderen Sinn als nur den der Veräußerlichung im Sinne des Bolschewismus oder Amerikanismus.

Die Vermittlungsstelle jener Erziehungsarbeit war in Afrika die Neger-Republik Liberia, die 1827 von 88 freigelassenen amerikanischen Negern begründet und 1847 zur unabhängigen Republik erklärt wurde. Hier war schon von Anfang an Landerwerb für Weiße verboten! Jene 88 Gründer und ihre Nachzügler haben heute etwa 30000 stammbaumgerechte Abkömmlinge, aus denen die Regierung des Landes gebildet wird, die die 2 Millionen meist rassereiner Einwohner regiert. Ich habe die Vertreter Liberias auf der Weltwirtschafts-Konferenz 1933 in London kennen gelernt. Das sind stolze, rassebewußte Leute. In Liberia hat man schon früher Schulversuche gemacht, hatte es seit 1856 bereits zu einem schwarzen Gymnasium, dem Liberia-College, gebracht. Seit dem Kriege und mit dem organisatorischen Einsetzen der äthiopischen Bewegung geschieht der Ausbau nicht nur des Elementarschulwesens, sondern auch eines höheren Schulwesens mit dem Ziel der Errichtung einer afrikanischen Neger-Universität zielbewußt. In Tanganjika (Deutsch-Ost) wurden angeblich im Jahre 1939 für dieses Schulwesen 100000 Pfund, in Uganda 250000 Pfund, in Kenya 150000 Pfund ausgegeben. Dabei gibt es in den englischen Gebieten Afrikas weiße Familien, die so arm sind, daß sie nicht einmal ihre eigenen Kinder in eine Elementarschule schicken können!

Erleichtert worden ist der Auf- und Ausbau dieses Schulwesens durch dreierlei: einmal dadurch, daß die Neger in Nord- und Südamerika überall in selbständigen Stadtteilen oder in geschlossenen Siedlungen leben, sodann dadurch, daß die frühere schwere Bedrückung der Neger, vor allem während

der Sklaverei, zu einer natürlichen Auslese geführt hat, was man häufig nicht in Rechnung zieht, und schließlich dadurch, daß die Gefühlsduselei reicher Amerikaner geglaubt hat, hier auf einem vermeintlich unschuldigen Gebiete durch großartige Geldzuwendungen, Grundstücksstiftungen u. dgl. das eigene böse Gewissen entlasten zu können. Insbesondere waren und sind die Zuwendungen der Carnegie-Stiftung an das schwarze Erziehungswerk ganz außerordentliche. Das kann sich an Amerika und auch an der weißen Schicht Afrikas noch einmal sehr bitter rächen.

Die Ergebnisse der schwarzen Erziehungsarbeit gehen, wie gesagt, über alle Begriffe! Nach einer amerikanischen Statistik ist innerhalb von 60 Jahren das farbige Analphabetentum von 90% auf kaum 12% gesunken. Sachkenner berichten, daß heute sowohl die Anforderungen, wie die Leistungen der schwarzen Gymnasien und Universitäten mit ihrem auserlesenen Lehrer- und Schülermaterial nicht nur sportlich, sondern auch wissenschaftlich über die der weißen Anstalten oft bereits hinausgehen. Die Professoren sind Neger und Inder und, wie man sagt, auch Japaner. Es sind anerkannte wissenschaftliche Größen darunter. Heute arbeiten in Amerika etwa 150000 Neger in akademischen Berufen. Es ist einigermaßen naiv, den Negern die Fähigkeit des Organisierens abzusprechen. Nach einer USA.-Statistik gibt es heute dort 42000 Negerkirchen, 26000 Volksschulen, 1400 Mittelschulen, 500 Fach- und Hochschulen und mehrere Negeruniversitäten, welch letztere 1939 von 32000 Negern besucht wurden. In den Nordstaaten stehen auch die weißen Anstalten den Negern offen. Am 13. Dezember 1938 hat das Oberste Bundesgericht in einem Falle entschieden, daß auch weiße Universitäten Neger aufzunehmen haben. Nach der letzten Statistik arbeiten in USA. 54440 schwarze Lehrer und Lehrerinnen, 2150 Pro-

fessoren, 25000 vorgebildete Geistliche, 10000 Musiker, 3805 Ärzte, 1750 Zahnärzte, 1230 Rechtsanwälte und Richter. Es gibt auch über 80000 selbständige Unternehmungen, zum Teil Großunternehmen (auch Banken!), die ausschließlich von Negern betrieben werden. Um nur ein Beispiel zu nennen: im Bundesstaate Texas werden 215000 farbige Schulkinder von 6000 farbigen Lehrern unterrichtet, von denen über 600 ein abgeschlossenes Universitätsstudium hinter sich haben. Wenn man sich ein Bild über die „Welt" machen will, muß man solches wissen.

Es ist deshalb kein Wunder, daß die afrikanische Bewegung in Nordamerika und Westindien immer mehr fortschreitet, und zwar nicht nur bevölkerungsmäßig, sondern auch geistig. Das spricht sich auch im Sozialwesen aus. In der amerikanischen Arbeiterschaft spielt der Neger eine steigende Rolle. Als ich seinerzeit bei Ford in Detroit war, sah ich schwarze Vorarbeiter. Man sagte mir, man stelle sie gern ein, weil sie „exakt" arbeiteten. Der Neger Marcus Garvey hat seinerzeit den ersten Versuch gemacht, eine Neger-Gewerkschaft zu gründen. Man hat aber bald davon abgesehen und hat sich auf den Standpunkt gestellt, daß es klüger sei, die weißen Gewerkschaften zu durchsetzen. Die in dem früher wirtschaftsfriedlichen „Committee for Industrial Organization" zusammengeschlossenen Verbände haben schon von Anfang an Neger aufgenommen, und seit 1930 hat auch die große amerikanische Gewerkschaftsbewegung, die „American Federation of Labour", den Negern den Zutritt eröffnet.

Die schwarze Frage wird so in Amerika immer vordringlicher. Die trotz der staatspolitischen Gleichberechtigung auch in den Nordstaaten gehandhabte und in den Südstaaten bis zu verletzender Rohheit gesteigerte menschliche und gesellschaftliche Minderbewertung der „black men" muß gerade wegen

dieser „Gleichberechtigung" verbitternd wirken und kann das Afrikanertum als Schicksalsgemeinschaft nur noch enger zusammenschließen und ihm nur einen um so verbisseneren Auftrieb geben. Die soziologische Wissenschaft in den USA. beginnt die Gefahren der Frage zu erkennen. Es kommen da aber Vorschläge zutage, für deren Durchführung es doch wohl schon zu spät ist. So schlagen z. B. die Soziologen Madison Grant und Stoddard Lothrop vor, die Gleichheitstheorie aufzugeben und in den USA. — eine Rassengesetzgebung einzuführen! Auch der Gedanke der Aussiedlung der Neger wird bereits vertreten. Anfang Mai 1939 stellte der Senator Bilbo vom Staate Mississippi im amerikanischen Bundessenat den Antrag, 2,5 Millionen Neger auszusiedeln und in Afrika anzusetzen. Beachtenswert ist die Begründung dieses Antrages: „Es sei eine bedrohliche Vermischung von Weißen mit Schwarzen im Gange, so daß jährlich etwa 20000 Mischlinge (Mulatten) entstünden. Falls diese Vermischung uneingeschränkt weitergehe, würden die USA. ein Land von dekadenten Mischlingen werden und schließlich eine neuartige gelbe Rasse darstellen." Alle solche Vorschläge kommen hinaus auf eine um 75 Jahre verspätete Berichtigung Abraham Lincolns.

In diesem Zusammenhang ist auch der „Father divine"[1]) zu erwähnen. In unseren Zeitungen ist die Geschichte des „Father divine" lediglich als ein bezeichnender amerikanischer Unfug aufgemacht worden, als eine Art Verrücktheit amerikanischer Sensationsgier und als Großbetrug an den von ihm hereingelegten Gläubigen. Selbstverständlich sind die aufgedeckten Vorgänge von unserem Standpunkt aus ein grober

[1]) Der sogen. „father divine" ist ein Negerapostel, der schwarze und weiße Gläubige einfängt und Geld von ihnen nimmt, sich auch von ihnen als Erben einsetzen läßt. Man warf ihm Betrug und Erpressung vor.

Unfug, und es ist erschütternd, daß dieser schwarze Heilige auch über weiße Familien schweres Leid gebracht hat. Aber die Dinge liegen doch viel tiefer, und dieser Father divine kann weder als Schwindler noch als Großbetrüger in unserem Sinne abgetan werden.

Dieser, übrigens hochgebildete, sprachgewandte und welterfahrene Neger ist zweifellos einer der Großorganisatoren der äthiopischen Bewegung und erfüllt innerhalb dieser Bewegung eine bestimmte Aufgabe, die man kennzeichnen kann als Schaffung allgemeiner Bildungsstätten und als Sammlung und Fürsorge für die unteren Schichten des Negertums. Er benutzt dazu den Weg über scheinchristliche Veranstaltungen und spielt dabei die Rolle eines unfehlbaren schwarzen Papstes, also: der alte Medizinmann in amerikanischer Aufmachung. Da von ihm eine gewaltige Beeinflussungskraft ausgeht, ist er für seine Gläubigen der Stellvertreter Gottes, ganz gleichgültig, was sie sich im einzelnen unter Gott vorstellen. Es handelt sich um eine Art schwarzer Heilsarmee.

Aber vor den Gründungen dieses Negers steht man sprachlos. Sie bestehen in amerikanischen Großstädten aus einer Verbindung von Altersheim, Speiseanstalt, Asyl für Obdachlose, Bad, Klub, Kirche, Bibliothek und Lehranstalt — alles in allem: Wohltätigkeitsanstalt und schwarze Volkshochschule ganz groß aufgezogen. Diese Anstalten werden „Himmel" genannt, in dem der Father divine „thront". Woher die Riesengelder kommen, die zu solchen Gründungen nötig sind, hat auch die amerikanische Bundespolizei, die wenigstens in New York einmal zugegriffen hat, nicht feststellen können. Betrug oder Erpressung im kriminalistischen Sinne läßt sich diesem schwarzen Rattenpfeifer nicht nachweisen. Es geht alles „ehrlich" zu. Ebenso aber steht fest, daß die Beiträge der Besucher der Veranstaltungen und der Insassen nicht im

entferntesten ausreichen, um auch nur die laufenden Unkosten der Verwaltung zu decken. Der Gedanke, daß die Dritte Internationale hinter der Sache stehe, entfällt auch. Denn der Father divine ist — wie fast alle farbigen Führer — ein Feind des internationalen Kommunismus. Es bleibt schließlich keine andere Lösung, als die, daß hier neben Stiftungen verrückt gewordener Amerikaner Zuflüsse aus irgendwelchen gemeinsamen Vermögensmassen der farbigen Bewegung diesem Neger zur Verfügung gestellt werden, um einen bedeutsamen Sonderzweck zu erreichen.

Die äthiopische Bewegung, die in Amerika zunächst die „wirkliche" Gleichberechtigung durchsetzen will und die für Afrika die Parole „Afrika den Afrikanern" geprägt hat, sendet heute ihre mit reichem Wissen und Geld ausgestatteten Sendboten in die farbige Welt, zieht eine Organisation nach der anderen auf und hat insbesondere ihre fortgesetzt sich verstärkenden Fäden nach Afrika. Wenn die englische Presse heute mit Besorgnis die Tatsache feststellt, daß seit längerer Zeit sogar in Innerafrika die alten Stammesfehden zwischen den Schwarzen eingestellt seien, so kann eine solche Feststellung doch nur der Beweis für das Wirken allafrikanischer Organisationen sein. Einer der begabtesten und gefährlichsten Führer der Äthiopischen Bewegung in Afrika, der geschichtlich und philosophisch durchgebildete Neger George Padmore, sagt: „Wir haben lange geschlafen, vielleicht zu lange. Aber hütet Euch! Wer lange und tief geschlafen hat, wird, wenn er einmal erwacht ist, nicht so leicht wieder einschlafen. Auch soweit die Afrikaner in Frage kommen, schlafen sie nicht mehr, und es ist heute zu spät, die Zeiger der Uhr zurückzustellen!" Mir scheint fast, daß heute die Rollen vertauscht sind und daß Europa schläft. England singt mit seinem neuen Kriege gegen Deutschland das Wiegenlied dazu.

Es kann hier nicht näher darauf eingegangen werden. Jedenfalls gehört diese Entwicklung zu den beachtlichsten Erscheinungen der Zeitgeschichte. In Afrika selbst werden, wie oben gesagt, Neger zielbewußt zu Facharbeitern und Verwaltungsbeamten ausgebildet und gehen in den Kolonialdienst der weißen Mächte. Heute schon sind diese Vertreter des Afrikanismus unentbehrlich für die weiße Kolonialwirtschaft. Sie sind die Agenten, die die weißen Minen, Fabriken und weißen Farmen mit dem nötigen Arbeiterbestande versorgen, die die Arbeitsverträge abschließen usw. Das alles aber sind Arbeitskräfte, die irgendwie durch die Schulung der Bewegung gegangen sind oder gehen und die erfüllt werden mit dem Gedanken: Ihr müßt jetzt stillhalten, Ihr müßt arbeiten und sparen, Ihr müßt schweigen, bis „der Tag" kommt!

Dazu kommt, daß in Afrika selbst der Neger tatsächlich billiger arbeitet als der Weiße. Die „billigere Negerarbeit" spielt bei dieser Entwicklung in Afrika eine sehr gefährliche Rolle. Man kann heute schon sagen, daß z. B. Südafrika und Rhodesien ohne die vorläufig noch gewährte Mithilfe der Bewegung bereits auf dem Trockenen sitzen würde. In Afrika leben etwa 120 Millionen Neger und nur 3 Millionen Weiße. In Südafrika stehen 7 Millionen Neger, die vom Afrikanismus zum Teil straff erzogen und mit hartem Zukunftswillen erfüllt werden, 1,5 Millionen Weißen gegenüber. Dazu kommen 700000 Mischlinge und 200000 Asiaten, meist Inder, deren Einwanderung fortgesetzt steigt. Und dieses Verhältnis verschlechtert sich dauernd, und zwar sehr schnell, auch abgesehen davon, daß der Bevölkerungszuschuß und Nachschub der Weißen sich dauernd verringert.

Das Bevölkerungs-Problem, von dem schon bei Kennzeichnung der französischen Verhältnisse die Rede war, spielt auch für England eine immer ernster werdende Rolle. Auf

einem sanitären Kongreß in Edinburgh am 7. September 1938 sprach der bekannte Wissenschaftler und Arzt Sir Leonard Hill mit bemerkenswerten Unterlagen von dem „durch künstliche Geburten-Kontrolle bedingten Zerfall des Weltreiches" und erklärte: „Die britische Rasse ist auf der ganzen Welt im Rückgang begriffen." Im Oberhaus kam am 20. Juli 1938 die Bevölkerungsfrage zu einer eingehenden Aussprache. Offen wurde erklärt, daß „das Weltreich seine Gebiete nicht auf die Dauer werde halten können, wenn weite Landstrecken kaum bevölkert wären, während eine Reihe von ausländischen Staaten unter einem schweren Bevölkerungsdruck zu leiden hätten". Äußerst beachtliche Ziffern gab dabei der Unterstaats-Sekretär im Dominialamt, der Herzog von Devonshire, bekannt über die Aus- und Rückwanderungs-Bewegung. Danach wanderten 1913 aus England 285000 Menschen nach den Dominien aus und 61000 wanderten zurück. Im Jahre 1937 betrug die Auswanderung 26000, die Rückwanderung 34000.

Das Bedenklichste bei dieser Entwicklung ist die Tatsache, daß in England der alte kolonisatorische Trieb und Wille eine starke Schwächung erfahren hat und daß England selbst, ähnlich wie Frankreich, offenbar nicht mehr in der Lage ist, die von ihm beherrschten und von ihm abhängigen Gebiete mit weißen Menschen der eigenen Rasse aufzufüllen. Darauf läßt auch die zweifellos ungünstige bevölkerungspolitische Lage Englands schließen. Der Geburtenüberschuß Englands, der früher einmal über 15 vom Tausend ging, ist heute auf 3 vom Tausend gesunken. Auch in allen Dominien ist der Geburtenrückgang trotz günstiger Lebensverhältnisse erstaunlich stark. Demgegenüber trifft für sämtliche farbigen Rassen das zu, was mir in Chicago mit dem derben Stichwort des „Karnickelstalles" gesagt wurde.

Überseeische Herrschaftsgebiete kann man aber nur dann halten, wenn man sie zumindest mit einer gesunden Herrenschicht eigener Rasse bevölkern kann. Will oder kann man das nicht mehr, dann muß man sie schließlich verlieren. Auch Kolonien kann man nur halten, wenn man selbst siedelt und selbst baut. Mit Leuten, die in Kolonien nur Geld verdienen wollen, kann man sie nicht halten. Nur bäuerliche Siedlung kann Kolonialbesitz zum Eigenbesitz machen und ihn als solchen bewahren. Auch unter diesen Gesichtspunkten gewinnt übrigens der deutsche Kolonialanspruch seine für die gesamte weiße Welt, auch für England, schicksalhafte Bedeutung.

Besonders beachtlich liegt die Bevölkerungsbewegung in dem bedrohten Südafrika. Eine Vermehrung der eingesessenen weißen Bevölkerung ist in den letzten Jahren überhaupt nicht eingetreten, sondern die weißen Geburten sind ständig zurückgegangen. In den Jahren 1927—1934 sind aus Europa jährlich rund 5000 Weiße eingewandert, 1935 waren es 6500, während 1800 zurückwanderten. Dabei ist aber zu beachten, daß bis 1934 unter diesen Einwanderern 25% Juden waren und daß dieser Hundertsatz stark steigt. In den ersten 5 Monaten 1935 kamen 5600 Juden, in den ersten 5 Monaten 1936 kamen 12370 Juden nach Südafrika, außerhalb der statistischen Erfassung wohl noch mehr.

Dabei spielt in Südafrika eine für das weiße Ansehen höchst bedenkliche Frage eine Rolle, das ist die Frage der „poor whites", der sogenannten „armen Blanken", wie sie auch von den Negern spöttisch genannt werden. Es handelt sich da um ein weißes Proletariat von etwa 300000 Menschen, die kaum oder nicht mehr in der Lage sind, sich selbst zu kleiden und zu ernähren und die allmählich der Verkafferung anheimfallen.

Eine bedenkliche Wendung tritt für Südafrika, und wahrscheinlich nicht nur für Südafrika, ein durch einen seltsamen

Wandel in der grundsätzlichen englischen Einstellung zur Frage Weiß — Farbig überhaupt, einen Wandel, den man noch vor Jahren kaum für möglich gehalten hätte. Mehr und mehr tritt nämlich in wichtigen und maßgebenden Kreisen Englands eine sentimentale, gefühlsverirrte Einstellung zur farbigen Frage auf, die verzweifelte Ähnlichkeit mit dem verhängnisvollen Grundsatz Abraham Lincolns vom „Gleichen unter Gleichen" hat. Der Führer dieser Bewegung ist der einflußreiche Sir John Harris, der Leiter der „Gesellschaft gegen Sklaverei und für den Schutz der Ureingeborenen". Diese Gesellschaft ist unparteilich, zählt zu ihren Mitgliedern wichtige Persönlichkeiten und hat starken Einfluß. Auch die Gattin des Ministers Sir Simon ist Mitglied. Organ der Gesellschaft ist der „Manchester Guardian". Die Grundgedanken, die vertreten werden, kommen auf eine ganz grundsätzliche Umstellung des bisherigen englischen Kolonisierungsverfahrens hinaus, also in Wahrheit auf die Ablehnung der Grundlagen, aus denen das Empire gewachsen ist und auf denen es aufgebaut ist. Gestaltungen und Mächte können aber nur mit den Kräften und Grundsätzen erhalten werden, aus denen sie entstanden sind. Deshalb kommt diesem Grundsatzwandel in der englischen Auffassung, falls er sich endgültig durchsetzen sollte, eine weit über den britischen Herrschaftsbereich hinausgreifende Bedeutung zu.

Jener Grundsatzwandel ist am kürzesten etwa so zu fassen, daß England im Verhältnis Weiß zu Farbig lediglich noch die „Treuhänderschaft" auszuüben habe, d. h. daß es Englands Aufgabe sei, die Farbigen im Aufbau einer ihrer Art gemäßen Kultur und Wirtschaft zu unterstützen, sie zu gleichberechtigten Vertragsgenossen zu machen und dadurch die Verbindung zwischen den so entstehenden farbigen Gebilden und Europa herzustellen.

Man verläßt dabei aber bereits jede vernünftige Grenze. Die Aufrechterhaltung der „Colour Bar" (Rassenschranke zwischen Weiß und Schwarz) und die räumliche Trennung von Weiß und Schwarz wird als Verstoß gegen die elementarsten Menschenrechte gebrandmarkt, und offen wird der Grundsatz „des gleichen Rechts" vertreten. So begrüßt man es, wenn beispielsweise in Nord-Rhodesien die Labour-Partei jede Regierung ablehnt, die den Eingeborenen nicht verantwortlich sei und die von den Eingeborenen nicht kontrolliert werde. Die obengenannte „Gesellschaft gegen die Sklaverei und für den Schutz der Ureingeborenen" geht sogar noch weiter und nimmt Stellung gegen die Ansiedlung Weißer in den nordrhodesischen Landwirtschaftsgebieten! Es werden dabei sogar Stimmen laut, die die Schaffung einer selbständigen schwarzen Miliz verlangen, die ausschließlich unter schwarzen Offizieren zu stehen habe. Man erinnert dabei auch an das Wort von Sir Donald Cameron, weiland Gouverneur von Tanganjika (Deutsch-Ost): „Unsere Politik läuft darauf hinaus, den Europäer durch den Neger zu ersetzen!" Wo sind die Zeiten hin, als Cecil Rhodes die stolze Parole verkündete „Fighting for the expansion of the empire" und sagte: „Da es offenbar der Wille der Vorsehung ist, das englische Volk groß und mächtig zu machen, so glaube ich, diesem Willen am besten zu dienen, wenn ich dazu helfe, daß so viel von der Welt wie nur möglich englisch werde!"

Die Wirkung jener weißen Agitation auf die Schwarzen liegt auf der Hand. Als im August 1938 eine englische Kommission die beiden Rhodesien und Njassaland bereiste, um die Frage des Zusammenschlusses dieser Gebiete zu untersuchen, wurde ihr in Salisbury eine Entschließung der „Coloured Community Service League" (Farbiger Gemeinschaftsverband) überreicht, in der unter anderem gefordert wird:

„Gleiche Rechte für die ‚Farbige Gemeinschaft' mit den Europäern und Weißen und deren ewige Gewährleistung."

Jene neue englische Einstellung ist zweifellos ideal gedacht und kommt im Grunde hinaus auf Ersetzung des Kolonialgedankens durch den Beglückungsgedanken. Aber ebenso zweifellos ist es, daß der Grundsatz des „gleichen Rechts für alle Rassen" heute schlechthin den Selbstmord des Europäertums bedeuten würde. Mit Humanitätsduselei und Menschheitsbeglückungs-Ideen ist in diesen hochernsten Fragen sicherlich nichts zu erreichen. Damit ist der Menschheit immer nur schwerstes Unglück beschert worden.

Es handelt sich nun bei dieser neuenglischen Bewegung keineswegs nur um eine in England zur Verdeckung eigentlicher Ziele manchmal übliche unernsthafte Gedankenspielerei oder um bloße theoretische Erörterungen, sondern um ernstgemeinte Bestrebungen, die sich bereits praktisch auszuwirken beginnen. Und zwar tun sie dies ausgerechnet auf dem für England so heiklen Gebiete von Südafrika. Hier stoßen sich die Gedanken bereits hart im Raume. Die Union will los von den Folgen der unseligen, damals allerdings nicht ernst gemeinten Bestimmung der Verfassung des Kaplandes von 1853: „Gleiches Recht für alle zivilisierten Menschen ohne Unterschied von Farbe, Rasse und Nation", und will zurück zu einer vernünftigen Anwendung der alten burischen Rassengrundsätze. Die Südafrikanische Regierung hat unter dem Druck der Verhältnisse 1938 mit ihrer Neger-Gesetzgebung Ernst gemacht. Diese Gesetzgebung kommt im Anschluß an das alte bewährte burische Kolonisierungsverfahren und die „Colour Bar" (Rassenschranke) im wesentlichen hinaus auf eine scharfe räumliche Trennung zwischen Weiß und Schwarz und auf eine zweifelsfreie Begründung

des weißen Herrschaftsverhältnisses. Gegen diese Gesetzgebung läuft nun jener Teil der englischen öffentlichen Meinung Sturm. Sir John Harris hat im August 1938 im „Manchester Guardian" mehrere Aufsätze geschrieben, die nicht nur eine sehr berechtigte Kritik an den sozialen Versäumnissen der englischen Kolonial-Verwaltung sind, sondern die ein erstaunlicher Beweis für den obengenannten Grundsatzwandel in der englischen Auffassung darbieten. Es heißt da unter anderem: „Der Eingeborene fordert heute seine Rechte als Mensch. Er hat der englischen Verkündigung, alle Menschen seien frei geboren, gleich geschaffen und zum gleichen Grade von Glück berechtigt, geglaubt. Leider muß er jetzt erleben, daß ihm diese Rechte vorenthalten werden."

Schon am 14. Juni 1938 gab es im Unterhaus bei der Aussprache über den Kolonialhaushalt ein beachtliches Vorspiel. Der Labour-Abgeordnete Wedgwood verlangte die Zuerkennung des allgemeinen Wahlrechtes an die Eingeborenen, damit sie ihre Klagen vorbringen könnten. Der unabhängige Labour-Abgeordnete Mc Govern sprach von „Ausbeutung, Plünderung und Mißhandlung der Farbigen durch die britische Regierung". Lloyd George schoß dabei den Vogel ab mit der Erklärung: „Es sieht so aus, als ob das britische Empire ein bankerotter Konzern sei." Ähnliche Töne wurden bei der Kolonialdebatte am 7. Juni 1939 im Unterhaus angeschlagen. Der Abgeordnete Wedgwood erklärte: „Die Kolonialpolitik Englands stehe auf einem so niedrigen Niveau, daß es allenthalben in den Kolonien zu Unruhen komme, weil die Einwohner einfach glaubten, daß es mit dem britischen Empire zu Ende sei. Die Engländer sollten es sich lieber aus dem Kopfe schlagen, daß sie die gottgewollten Lenker der niedrigen Völker seien. Wenn die Engländer ihre Kolonialverwaltung mit der anderer

Völker vergleichen würden, würden sie vielleicht nicht so anmaßend und eingebildet sein."

Nun liegen die Dinge in Südafrika so, daß die Neger-Gesetzgebung gewissermaßen in der Luft hängt, wenn die drei der englischen Regierung unterstehenden Neger-Schutzgebiete Betschuana-Land, Basuto-Land und Swazi-Land der Südafrikanischen Union vorenthalten bleiben. Da mindestens 60% der Bevölkerung dieser Gebiete in der Union arbeiten, ist ohne die Vereinigung dieser auch räumlich zur Union gehörenden Gebiete die Führung einer einheitlichen Eingeborenen-Politik nicht möglich. Die Übergabe dieser Gebiete wird deshalb von der Südafrikanischen Regierung mit starkem Nachdruck, heute (September 1938) sogar unter offenen Drohungen verlangt und zwar auf Grund feierlicher Versprechungen, die der Union bei ihrer Gründung, also bei dem Zusammenschluß der Kap-Kolonie, Natals, Transvaals und des Oranje-Freistaates, von Groß-Britannien gemacht worden sind. Hat doch bereits auf einer der letzten Reichskonferenzen der alte General Hertzog als Premierminister der Südafrikanischen Union ohne Widerspruch durch die englische Regierung erklärt, Südafrika sei nur aus freiem guten Willen ein Gliedstaat des Empire und habe das Recht auszuscheiden, wann es ihm beliebe!

Die englische Regierung befindet sich nun in einer sehr üblen Lage, die aber gerade für den Wandel der englischen Einstellung äußerst kennzeichnend ist: sie möchte an sich wohl die zugesagte Übergabe jener Schutzgebiete an die Union vollziehen, sie wagt es aber bisher nicht angesichts der oben geschilderten öffentlichen Meinung, deren wachsende Bedeutung damit wohl zur Genüge dargetan ist. Vielleicht handelt es sich hier um eine Rache des Schicksals, um die Rache für jene kurzsichtige und gefährliche Politik, die man einst

den Buren gegenüber einschlug, um sie mürbe zu machen. Man hat damals die Bantus gegen die Buren ausgespielt und sich nicht gescheut, Neger gegen Weiße aufzuhetzen. Schon damals hat einer der Beteiligten erklärt: „Heute schon beobachten wir die ersten Anzeichen eines erwachenden Solidaritätsgefühls der schwarzen Ureinwohner dieses Landes. Wir können einmal aus diesem Erdteil noch viel rascher hinausfliegen, als wir hereingekommen sind!"

Zumindest geht aus alledem eines hervor: daß man in England selbst der farbigen Frage ziemlich ratlos gegenübersteht. Auf farbiger Seite kann von einer solchen Ratlosigkeit aber sicherlich nicht die Rede sein. Zu alldem kommt noch die Umstellung der englischen Kolonial-Praxis auf den Grundsatz des „indirect rule", wovon unten noch die Rede ist.

In Südafrika gibt es auch schwarze Gewerkschaften. Schon 1919 wurde die schwarze „Industrial and Commercial Workers Union" begründet. Ihr Führer ist der Neger Clemens Kadalie. In welchem Geiste diese Gewerkschaften arbeiten, ergibt sich aus der offenen Ansage Kadalies auf dem schwarzen Gewerkschaftskongreß 1927 in Durban: „Wenn aus unseren 50000 Organisierten erst eine halbe Million geworden ist, haben wir durch das Mittel des Generalstreiks Südafrika in der Hand." Hier hat die Dritte Internationale eine gefährliche Einfallstelle.

Vielleicht ist eins der merkbarsten Ergebnisse der äthiopischen Bewegung Folgendes, das Jedem auffallen muß, der in Amerika reist und sich um diese Dinge kümmert. Der Neger war uns als naiver, neugieriger und vor allem sehr schwatzhafter Mensch bekannt, der sein Herz auf der Zunge trug. Woher kommt es nun wohl, daß aus diesem Neger ein äußerst verschwiegener und zurückhaltender Zeitgenosse geworden ist, dem das Mißtrauen und die Vorsicht geradezu aus den Augen

leuchtet? Die Neugier ist geblieben, aber der Mund ist verschlossen. Diese „Taubstummen" trifft man heute häufig in schwarzen und roten Gebieten. Wie lange dauert es, bis man schwarze Kellner, schwarze Chauffeure zum Reden bringt! Im Anschluß an das, was oben schon erwähnt ist, sei aber auch hier gesagt, daß das Wort „I'm German" (Ich bin Deutscher) beinahe wie ein „Sesam, öffne dich" wirkt.

Die äthiopische Bewegung, die heute über eigene Zeitungen mit eigenem Nachrichtendienst (allein die „Negro World" hat heute über 2 Millionen Abonnenten!) und über Kurzwellensender verfügt, ja, der man in Amerika sogar einen eigenen „secret service" nachsagt, sorgt in der gesamten schwarzen Rasse für die Herausbildung eines einheitlichen Bewußtseins und Gemeinschaftsgefühls, für eine einheitliche Stellungnahme zu allen wirtschaftlichen und politischen Fragen, für einheitliche Parolen und vor allem für die Heranbildung einer geistig hochstehenden oberen und unteren Führerschicht. Die militärische Erziehung wird ihr, wie oben dargelegt, weithin von Frankreich abgenommen, und für die Ausbildung in der Verwaltungstechnik sorgt die neue Kolonialpraxis Englands, wovon unten noch die Rede sein wird.

Die geschilderte Entwicklung wird verschlimmert durch die rücksichtslose Ausbeutungsmethode in den englischen und zum Teil auch in den französischen Kolonien und durch den Betrug, den man an den Eingeborenen auch in den alten deutschen Kolonien verübt. Über den Mandatsbetrug selbst, unter dem man den Raub der deutschen Kolonien versteckte, braucht hier Näheres nicht gesagt zu werden. Von den Bedingungen, unter denen die als „Völkerbund" frisierte Raubkoalition die deutschen Kolonien als „Mandate" verteilte, interessieren hier folgende: 1. Verbot aller Zwangsarbeit und aller obligatorischen Arbeit, mit Ausnahme wichtiger öffentlicher Arbeiten,

wobei ein angemessener Lohn gezahlt werden soll, 2. Schutz der Eingeborenen vor Mißbräuchen und vor betrügerischen und gewalttätigen Methoden durch sorgsame Überwachung der Arbeitskontrakte und der Arbeitsbeschaffung, 3. Ausübung einer strengen Kontrolle über Waffen- und Alkoholhandel.

Der obengenannte Neger George Padmore schreibt dazu: „Mit Ausnahme des Waffenhandels, der aus einleuchtenden Gründen streng überwacht wird, ist keine der anderen Bedingungen des Völkerbundes von den Mandatsmächten eingehalten worden. Es ist ja auch naiv zu glauben, daß diese Imperialisten plötzlich in den Mandatsgebieten die Rolle von „Verteidigern und Beschützern der eingeborenen Rassen" spielen würden. Das hieße wahrlich zuviel erwartet ... Nicht ohne Grund sind die farbigen Rassen der Heuchelei der Weißen schon tödlich überdrüssig geworden ... Streiks und blutige Revolten ereignen sich sehr häufig in Afrika, wenn auch nichts darüber in der europäischen Presse verlautet ... Wir unterworfenen Rassen des britischen Weltreiches, die wir früher auf White Hall als auf ein Palladium der Gerechtigkeit, Ehrenhaftigkeit und Anständigkeit der weißen Welt geblickt haben, sehen nun, wie feierliche Versprechungen, Verträge und Verpflichtungen auch von verantwortlichen Staatsmännern als Papierfetzen behandelt werden."

Die Berichte über die englische und französische Kolonialausbeutung decken schwerste Schäden auf. Betrügerischer und gewalttätiger Landraub, Entwurzelung der eingesessenen Eingeborenen bis zu ihrer Versklavung, schwerste Übersteuerung, Eintreibung der Steuern mit drakonischen Mitteln bis zur Bombenbelegung, das sind Ausschnitte aus einem üblen Gesamtbilde. Als Beispiele seien folgende erwähnt: Im Jahre 1922 bombardierte man die Bondelzwarts, einen Hottentottenstamm im alten Deutsch-Südwest und tötete dabei über

100 Männer, Frauen und Kinder, weil sie eine Hundesteuer nicht bezahlen konnten. Im Jahre 1932 erledigte man einen steuerlichen Verzweiflungsstreik im Ovambolande im alten Deutsch-Südwest durch Einsatz von Luftstreitkräften und Panzerwagen. Als während einer schweren Agrarkrise in Nigeria im Dezember 1929 die Frauen im Palmöl-Distrikt gegen die Übersteuerung demonstrierten, wurden sie mit Maschinengewehrfeuer auseinandergetrieben, wobei 80 Tote auf dem Platze blieben. Ähnliches geschah 1935 in Nord-Rhodesia, als man dort die Kopfsteuer von 10 auf 15 s erhöhte. Über die Zustände in den französischen Kolonien ist oben bereits berichtet. Über das alte deutsche Togoland schreibt ein Neger: „Die Lage namentlich im französischen Teil von Togoland ist so unerträglich geworden, daß die Einwohner einfach davonrennen."

Die Ausbeutungsmethode, wie sie vor allem auch in Indien betrieben wird, macht aus den Eingeborenen eine seelisch und geistig entwurzelte Masse. In leer gemachte Seelen entwurzelter Massen setzen sich aber stets die Kräfte des Hasses und der Zerstörung. So säen England und Frankreich Wind und werden Sturm ernten. Und neben diesem schonungslosen Ausbeutungssystem steht, wie wir noch sehen werden, eine Kolonialpraxis, die den Farbigen Rechte überträgt, die nicht in ihre Hand gehören.

Ein noch übleres Bild erhält man, wenn man sich die Mittel ansieht, mit denen England und Frankreich ihre farbigen Besitzungen erworben haben. Es sei hier aus neuerer Zeit nur ein Beispiel erwähnt, und zwar aus einer englischen Quelle. In den Jahren 1900—1903 vergewaltigten die Engländer das Haussa-Land in Nord-Nigerien. Die Unbarmherzigkeit und Barbarei, die die Eroberungszüge dieser Zeit kennzeichnen, sind vom Brigadegeneral Crozier, der als junger Offizier beteiligt war, in seinen Memoiren „Five

years hard" beschrieben worden. Einen der empörendsten Vorfälle, die er berichtet, gibt die Schilderung, die er von einem britischen Offizier entwirft, wieder, der seinen Leuten befahl, den Eingeborenen die Hände und Füße abzuschneiden, um ihnen das Gold abzunehmen, das sie an ihren Gliedmaßen trugen. „Während der Schlacht", berichtet Crozier, „krochen Charlie (das ist der Name seines Kameraden) und ich unter den Leichen herum, um zu sehen, ob sie irgend etwas an sich hatten, das der Mühe des Mitnehmens wert wäre. ‚Nicht viel los', sagt Charlie, ‚ob diese Fußspange wohl Aschantigold ist? Schau her, schneid mal diesen Fuß mit dem Adda (Messer) ab, und zieh die Fußspange herunter.' Klapp! Schwapp! Zwei Hiebe, und es ist geschehen, herunter kommt die Spange. Charlie hält sie in der Hand, als ob er ihr Gewicht schätze. ‚Wenn das Gold ist', sagt er, ‚dann hat sich mein Ausflug nach Kokoto gelohnt. Komm her, Momma, verschaff' mir auch dieses Armband.' Klapp! Schwapp!, geht das Adda wieder. Weg fliegt der Arm in der einen Richtung, während das Armband in der anderen durch die Luft segelt."

Zu alledem bedarf es keiner weiteren Ausführung. So sieht die Kolonialherrschaft der Leute aus, die zur Beschönigung ihres Raubes uns Deutschen von hoher sittlicher Warte das Recht absprachen, zu kolonisieren. Diese Heuchelei wird treffend gekennzeichnet in dem Aufsehen erregenden Buche von Sir Strickland mit dem Titel: „Der dunkle Fleck im Osten". Es wird darin u. a. folgendes gesagt: „Das englische Reich gleicht dem phönizischen. Es besteht aus einer Schar von Unternehmern, die über die Länder anderer Völker herfallen, nicht um deren Bodenkultur zum Vorteil der Völker selbst zu entwickeln, sondern um ihnen ihr wertvolles Material zu stehlen. Wo auch immer diese Räuber sich einfinden, sind die Erscheinungen die gleichen ... Die Engländer gehen aber nicht

nur hin und eignen sich die Dinge ruhig an, sondern sie beschimpfen und beleidigen dann auch noch die Beraubten auf höchst brutale Weise ... Wahrhaftig, die Blindheit des nur an sich selbst denkenden englischen Volkes ist manchmal phänomenal ... Die Wurzel des Übels ist die unverbesserliche Selbstsucht und die krankhafte Vorstellung, daß die ganze Welt ihr Monopol sei, eine Auffassung, die einen sehr abstoßenden Charakterzug des Engländers zum Ausdruck bringt."

Das sagt kein Farbiger, auch kein Deutscher, sondern ein Engländer!

4. Arabien und Asien.

Nun läuft die äthiopische Bewegung längst nicht mehr allein. Sie geht heute Hand in Hand mit einem alten Gegner, mit dem Arabertum und dem Mohammedanismus. Hier läuft die Verbindungslinie über die nordafrikanischen Kolonien Frankreichs und Italiens, über Ägypten in die arabische Geheimniswelt Ibn Saud's und von da über Irak, Iran, Afghanistan nach Indien. Es sei hier nicht eingehender über diese Teile der Gesamtentwicklung gesprochen. Nur einiges sei zum Verständnis des Ganzen und zur Klärung der farbigen Bewegung als solcher auf Grund von Mitteilungen und Unterlagen hervorragender Sachkenner festgestellt, zumal da in dem von uns bereisten mittelamerikanischen und westindischen Hexenkessel alle farbigen Fragen ineinandergreifen und ihre Rolle spielen.

Wie es in den nordafrikanischen Kolonien Frankreichs aussieht, ist oben schon gesagt. In Marokko wirkt das „Comité d'action Marocaine", und Tunis z. B. befindet sich bereits im nationalistischen Daueraufstand. Im Mai 1938 wurden dort von der illegalen farbigen Organisation an die farbigen Truppen Flugblätter verteilt, in denen es u. a. heißt: „Das

Blut der Märtyrer ruft Euch dazu auf, den Weg der heiligen Pflicht nunmehr zu beschreiten. Der Ruf Eurer aufrechten Anführer durchdringt die Gefängnismauern und fordert Euch zu wahrem Handeln und zu weiterer Durchführung des Kampfes auf. Denkt an Euer Schicksal und an die Opfer, die in Gefängnissen ohne Mitleid die Verfolgungen des tyrannischen Regimes des Kolonial-Imperialismus erleiden müssen!" In Algier, wo die Europäer kaum 15% ausmachen, ist Vorkämpfer der arabischen Freiheitsbewegung der zielbewußte Dr. Ben Djellul. Diese Freiheitsbewegung arbeitet zusammen mit dem Comité d'Action Marocaine und mit der marokkanischen Abteilung des Verbandes junger Muselmanen (Sitz in Kairo!), und weiter mit der islamitischen Freiheitsbewegung in Tunis (Partei Destour), die offen unter der Parole „Nieder mit Frankreich" auftritt. Auch sie unterhält als Träger des panarabischen Nationalimus enge Beziehungen zur ägyptischen Freiheitsbewegung. Frankreich macht übrigens in seinem Protektorat Tunis, das in Wahrheit eine französische Kolonie ist, das gefährliche Experiment, die steigende antifranzösische Bewegung auf Italien abzulenken. Daß damit das Ansehen der weißen Welt nicht steigt, liegt auf der Hand. Ob die Versuche, zwischen den bisher in Frieden miteinander lebenden Italienern und Arabern Zwiespalt zu säen, von Erfolg sein werden, kann zumindest zweifelhaft sein. Frankreich schneidet sich dabei in's eigene Fleisch. Die mit viel Pomp aufgemachte und als Erfolg verherrlichte Tunis-Reise Daladiers (1939) führte sowohl in Tunis wie in Bizerta zu starken Gegendemonstrationen.

Wie lange der gallische Hahn in diesen Gebieten und damit auch in Aquatorial-Afrika noch krähen darf, hängt nicht mehr allein von Frankreich ab. Man kann hier nur mit einem französischen Worte sagen: qui vivra verra!

Ähnlich liegen die Dinge im französischen Indochina, das fünf Staaten umfaßt (Cochinchina, Anam, Tonkin, Cambodja, Laos) und von dem in Hanoï sitzenden französischen Generalgouverneur verwaltet wird. Auch hier gibt es keinen weißen Nachschub mehr, weder für die Verwaltung noch für die Armee. Auch hier gibt es fortgesetzt Revolten. Auch hier gibt es ein reiches farbiges Unterrichtswesen von der Elementarschule über höhere Schulen bis zur farbigen Universität. Dieses Erziehungswesen ist auch hier Träger des farbigen Gemeinschaftsgefühls und der nationalistischen Befreiungsbewegung. Die „französischen" Truppen bestehen größtenteils aus tonkinesischen und anamitischen Regimentern.

Die innere Unruhe in Indochina wird verstärkt durch zweierlei. Einmal durch die aufstrebende Macht Siams, das so groß ist wie Großdeutschland und das über eine ausgezeichnete, durch japanische Instrukteure ausgebildete Armee verfügt, die mehr als doppelt so groß wie die gesamte Streitmacht Indochinas ist und vor allem über eine vortreffliche Luftwaffe verfügt, die auch den Engländern Sorge macht. Die „France Militaire" spricht bereits von einem „siamesischen Imperialismus".

Des weiteren wird die Sorge Frankreichs verstärkt durch den japanisch-chinesischen Krieg. Die Besetzung der Insel Hainan durch Japan kann von größter Bedeutung werden. Was ein endgültiger Sieg Japans in diesem Zusammenhang für die „Weltmächte" bedeuten würde, liegt auf der Hand. Die politische Ersetzung Chinas durch die hochgerüstete und zielbewußte japanische Macht müßte selbstverständlich auch im Süden Asiens Folgen haben, die sich weder für Frankreich, noch für England absehen lassen. Auch der siamesische Durchstich bei Kra, der Singapore wertlos machen würde, wäre dann wohl nur eine Frage der Zeit. Jedenfalls täuscht sich Frank-

Waldschule in Trinidad

reich, wenn es glaubt, durch neue und gesteigerte farbige Truppenaushebungen der schwarzen, mohammedanischen und malaischen Freiheitsbewegung endgültig beikommen zu können. In Wahrheit verstärkt Frankreich damit nur die Kräfte, die auf „den Tag" warten.

Was den sogenannten Nahen Osten anbelangt, so sei zunächst kurz folgendes gesagt. Im Mai 1916 sagten sich England und Frankreich in einem Geheimabkommen, dem sogenannten Sykes-Picot-Vertrag, die Aufteilung Vorderasiens zu, während gleichzeitig der von seiner Regierung falsch informierte Oberst T. E. Lawrence den Arabern im Auftrage Londons als Preis für die Kriegsbeteiligung gegen die Mittelmächte die Gründung eines großarabischen Reiches versprach. Englands Kriegsziel im Nahen Osten war die Ausdehnung seiner Herrschaft auf Vorder- und Mittelasien, d. h. auf die Landbrücke nach Indien, also auf Palästina, Transjordanien, Arabien, Irak, Iran und Afghanistan. Die Durchführung dieses Planes ist infolge des unverhofften Erwachens des Islam mißlungen. Man wagte schon nach dem Kriege nicht mehr die unmittelbare Annektion dieser Gebiete und „kaschierte" die Herrschaft unter Mandats- und Freundschaftsverträgen. Unter Mustafa Kemal Pascha (Atatürk) zerriß zunächst die Türkei das Gewebe der Großmächte und errang schließlich auf der letzten Meerengen-Konferenz von Montreux endgültig sogar die Hoheitsrechte über die Dardanellen. Und dann errang, abgesehen von dem unglücklichen Palästina, eines der obengenannten Länder nach dem anderen die Freiheit und staatliche Selbstständigkeit, zuerst Afghanistan im November 1921, zuletzt Irak 1930/32. Auch Frankreich hat 1936 in einem Vertrage die Aufhebung der Mandatsherrschaft über Syrien und Libanon zugesichert. Um die Erfüllung dieses zunächst nicht ratifizierten Vertrages wird zurzeit ge-

kämpft. Im Februar 1939 hat der syrische Nationalblock eine Unabhängigkeitserklärung erlassen.

Aber nicht einmal die in jenen Ländern begründeten Wirtschaftsrechte konnte England in ihrem anfänglichen Umfang halten. Es handelt sich dabei im wesentlichen um das Erdöl in Irak und vor allem in Iran. Auch hier ist England Schritt für Schritt vor dem islamitischen Nationalismus zurückgewichen und hat die Besitz- und Vorrechte der betreffenden Staaten anerkennen müssen.

Die Sorgen Englands in Ägypten und in Palästina sind bekannt. Man hat sich auch hier derb in's eigene Fleisch geschnitten. In diesen Gebieten hat vor allem das in der berüchtigten „Balfour-Deklaration" vom 2. November 1917 beurkundete englische Kriegsbündnis mit dem Weltjudentum mit seinen zionistischen Zusagen ausgerechnet alle semitischen Völkerschaften wild gemacht. In jenem Briefe Balfours über Lord Rothschild an die Zionisten wurde den Juden von der britischen Regierung eine „Heimstätte" in Palästina versprochen, also nicht ganz Palästina als Staat, was heute die radikale jüdische Bewegung verlangt. Die Juden verlangen ja sogar Transjordanien. Ihre Ansprüche sind nach und nach in's Uferlose gewachsen. Nach amtlichen englischen Nachrichten sind seit 1922 bis November 1938 über 250000 Juden in Palästina eingewandert. Die Araber befürchten nicht mit Unrecht, daß ihnen beim Fortgang dieses Zustromes auf dem Wege einer von England geplanten Volksabstimmung das Land schließlich überhaupt genommen wird. Dabei ist England immer weiter entgegengekommen und hat die darob empörten Araber sogar mit jüdischer Hilfe klein zu kriegen versucht. Man hat also die Juden gegen die Araber ausgespielt. Im September 1938 waren nach Angabe des englischen Kolonial-Ministers Malcolm Macdonald 758

Juden im englischen regulären Polizeidienst eingestellt, dazu kommen 3040 jüdische Spezial-Polizisten und eine jüdische Polizei-Reserve von 2400 Mann. Der von England anfangs festgehaltene Grundsatz, die zionistische Bewegung militärisch durch Juden selbst zu sichern, hat zu bedenklichen Weiterungen geführt. Die Juden im Ausland, vor allem im vormaligen Polen, wurden in besonderen Organisationen, so in dem Brith Trumpeldor und im Brith Hachajal, militärisch geschult. In Palästina selbst bildete sich die Haganah unter dem Befehl früherer jüdischer Offiziere mit dem Sitz in Tel Aviv.

Das Ergebnis war natürlich die flammende Empörung der Araber, die seit April 1936 zum offenen Ausbruch gekommen ist. Der Versuch, Ruhe und Ordnung zu schaffen durch Dreiteilung des ganzen Landes, also durch Gründung eines getrennten jüdischen und arabischen Staates mit dazwischenliegendem britischen Korridor hat die Unruhe nur gesteigert. Seit 1921 haben sechs englische Kommissionen vergeblich versucht, zu einer Lösung zu kommen. Von den Feststellungen dieser Kommissionen ist hier lediglich die bemerkenswerte Auslassung der sogenannten Peel-Kommission festzuhalten: „Eine Fortdauer oder sogar eine Verschlimmerung der gegenwärtigen Lage kann nicht ohne die ernstesten Besorgnisse betrachtet werden. Sie bedeutet ständige Unruhen und Aufstände und eine potentielle Gefahr im Falle eines (europäischen) Krieges! Sie bedeutet außerdem eine ständige Verminderung unseres Prestiges!"

Es gibt nun immer noch sonderbare Heilige in England, die der Meinung sind, daß man jene Judenpolitik fortsetzen müsse, und daß man dem aufständischen Arabertum am besten durch Unterstützung des Judentums beikomme. Diese Verrücktheit nimmt zum Teil geradezu landesverräterische Formen

an. Es gibt in England Leute, deren Judenfreundschaft so groß ist, daß sie sich nicht scheuen, die Juden gegen die eigene englische Mandatsregierung aufzuhetzen. So schreibt der englische Labour-Abgeordnete Wedgwood am 30. Mai 1938 an den Präsidenten des Verbandes ehemaliger jüdischer Offiziere, „Erez Israel", in Tel Aviv einen Brief, in dem er u. a. sagt: Die Juden seien moralisch berechtigt, sich zu bewaffnen, um sich selbst und ihre vorgelagerten Kolonien in Palästina zu schützen. Im übrigen rate er zu passiver Resistenz, wie sie Ghandi in Indien ausübe (!). Zu den Formen dieser passiven Resistenz gehöre auch die Weigerung, Steuern zu bezahlen, Verstöße gegen das Gesetz zu machen, die Teilnahme an illegalen Demonstrationen, die Verteilung von illegalem Agitationsmaterial und die Bereitschaft, dafür ins Gefängnis zu gehen!

Nun, das ist wirklich allerhand. Es scheint also Engländer zu geben, denen die Judenliebe über die Vaterlandsliebe geht. Höher kann man die Begeisterung und Freundschaft für das Judentum nicht treiben. Die Antwort der Juden ist entsprechend: der offenbar vertrauliche Brief des Mr. Wedgwood, der natürlich auch ein Rufer im Streit gegen Deutschland ist, wurde am 14. Juli 1938 in Jerusalem, Tel Aviv und Haifa in illegalen hebräischen Flugblättern verteilt, in denen zum Widerstand gegen die englische Staatsgewalt aufgefordert, zur Einstellung aller Steuerzahlungen aufgerufen wird und die Zionistenführer der Balfour-Zeit als Volksverräter gebrandmarkt werden. Zu gleicher Zeit aber beschließt nach einer Mitteilung der United Preß vom 28. Juli 1938 der „Kriegsrat" der Araber, den Kampf von nun ab zu führen unter der Parole „Gegen Juden und Engländer!" Das ist sicherlich eine beachtliche Zusammenstellung von vielsagender Bedeutung. Die „Times" aber stellen zu gleicher Zeit fest, daß

sich die allgemeine Lage seit Februar 1938 ständig verschlechtert habe, und daß die Zusammenarbeit von Militär und Polizei mit der Mandatsverwaltung „überraschend herzlich, aber seltsam unwirksam sei". Galgenhumor? —

Von Syrien bis nach Arabien brennt es lichterloh. In Syrien-Libanon war von dem die Freiheitsbewegung führenden Mufti ein richtiges Rekrutierungssystem durchgeführt. Die Nordgrenze Palästinas war derart gefährdet, daß die englische Mandatsverwaltung im Mai 1938 die Grenze durch einen 5 m breiten Stacheldrahtverhau in der Länge von 80 km sperren mußte. Der Stacheldrahtverhau wird zudem elektrisch geladen. Allein für diese Grenzsperre mußten 150000 Pfund aufgewendet werden. Die englische Palästina-Armee beträgt heute (September 1938) über 12000 Mann gegen 2000 im Jahre 1936 und wird fortgesetzt vermehrt. Die blutigen Verluste steigen ständig, die wirtschaftlichen auf viele Millionen Pfund. Die Dinge liegen so ernst, daß England trotz seiner dort eingesetzten Brigaden mit militärischen Mitteln allein nicht mehr durchkommt, sondern zu dem grausamen Mittel des Terrors gegriffen hat, was den Fanatismus auf der anderen Seite nur verstärken kann. Die englische Mandatsregierung hat sich dazu den „größten Terrorspezialisten der Welt", Sir Charles Tegart, verschrieben, der seinerzeit in Bengalen „aufgeräumt" hat, und der auf die gesamte islamitische Welt wie ein rotes Tuch wirkt. Er hat den oben genannten Verhau noch verstärken und erweitern lassen, der deshalb jetzt die „Tegart-Barriere" genannt wird. Man hat u. a. Bluthunde aus Südafrika eingeführt. Die Araber nennen die englische Mandatsregierung deshalb „Haqumet-El-Kaleb" (Hunderegierung).

England sitzt in diesen Gebieten infolge seiner Judenpolitik zwischen zwei Stühlen — und heute zwischen zwei

Feuern. Denn jetzt wenden sich zum Teil auch die bisher geschützten Juden gegen sie. Palästina ist in vollem Aufruhr. Der jüdische Aufstandsführer ist der kommunistische Jude Wladimir Jabotinski. Die arabischen Freiheitsführer sind der bei Damaskus lebende Anim El Husseini und der in Kairo sitzende Auni Bey Abdul Adi. Die Aufständischen sind ausgezeichnet mit Waffen und Geld versehen. Die Engländer zerbrechen sich den Kopf darüber, „aus welchen Quellen" alle diese reichen Mittel kommen, deren ständiger Zufluß sich jeder Kontrolle der britischen Behörden entziehe. Bis Ostern 1938 hatten die englischen Truppen bereits einen Verlust an Toten, Verwundeten und Kranken von 2000 Mann. Auch hier büßt England eine Kriegssünde. Man ist nämlich in England selbst der Meinung, daß die Araber die glänzende Kunst des Guerillakrieges ausgerechnet dem berühmten und geheimnisvollen Obersten Lawrence verdanken, dem England als seinem besten Geheimagenten während des Krieges die Aufwiegelung und Ausbildung der Araber gegen die Mittelmächte anvertraut hatte. Am 7. Dezember 1938 begann in London die Palästina-Konferenz, auf der man mit dem alten Mittel des Ausspielens der Kräfte gegeneinander zu einem Friedensschluß zu kommen suchte. Das ist nicht gelungen, die Konferenz ist so gut wie ergebnislos auseinandergegangen. Der von England angezettelte neue europäische Krieg kann die hier geschilderte Entwicklung für England selbst nur verschlimmern.

England verteidigt in diesen Gebieten nicht nur sein heruntergekommenes Ansehen, sondern eine seiner Lebensadern: die berühmte „Pipe-Line" der Irakischen Petroleumgesellschaft. Man dachte zeitweise sogar daran, die Ölverpumpung durch den Palästina-Zweig der Pipe-Line einstellen zu müssen. Besonders bedenklich für England ist die Auswirkung seiner Pa-

läſtina-Politik auf den Islam. So veranſtaltete der ägyptiſche Wafd im Auguſt 1938 Sammlungen zur Finanzierung des arabiſchen Krieges. Zu gleicher Zeit ſchlägt der Rektor der Al Azhar-Univerſität in Kairo ſeinen Ulemas Gehaltskürzungen zugunſten der kämpfenden Araber vor, und in Bagdad erſchien im Auguſt 1938 eine „Fetwa", ein religiöſer Erlaß, worin der Araber-Krieg in Paläſtina als „heiliger Krieg" erklärt wird. Am 19. Auguſt 1938 erließ der Groſſulema, der Ausſchuß der islamitiſchen Rechtsgelehrten, in Kairo einen Proteſt gegen die engliſche Paläſtina-Politik und gegen den Teilungsplan, ſowie einen Aufruf an alle Muſelmanen zur Zuſammenarbeit für die Araber Paläſtinas. Dieſe Entſchließung iſt dem ägyptiſchen Außenminiſter und ſtellvertretenden Miniſter-Präſidenten Jehia zugeſtellt worden. Ebenſo legte am 12. Auguſt 1938 der indiſche Moſlem-Kongreß in Delhi ſchärfſten Proteſt gegen die engliſche Paläſtina-Politik ein und forderte zum Boykott aller engliſchen Waren auf. Und um dieſes Bild abzurunden: im Oktober 1938 trat in Heliopolis, der Vorſtadt Kairos, der ſeit Frühjahr vorbereitete panarabiſche Kongreß zuſammen, zu dem auch Delegationen aus Marokko und Algerien, aus dem Libanon und Saudi-Arabien, aus dem Yemen und dem Sudan erſchienen ſind. Da der Kongreß Zuſtimmungserklärungen aus der geſamten islamitiſchen Welt erhalten hat, und da auch der Iran bereits Vertreter geſchickt hat, wird der Kongreß in der arabiſchen Preſſe nicht als „Panarabiſcher", ſondern als „Panislamiſcher" bezeichnet. Er iſt übrigens zugleich ein Zeichen für das wachſende Anſehen Ägyptens im Islam. Der Kongreß iſt vom zioniſtiſchen Judentum mit äußerſter Erbitterung begrüßt worden. Wir könnten uns denken, daß man ihm in England mit ähnlichen Empfindungen gegenüberſteht. „Daily Telegraph" ſchreibt am 11. Oktober 1938: „In Paläſtina herrſche

Chaos. Die britische Macht beschränke sich nur noch auf die Stadtgrenzen von Jerusalem, Tel Aviv und Haifa. Das ganze übrige Land, vor allem der Süden bis zur ägyptischen Grenze werde von den Arabern beherrscht." — Das ist schon kein Aufstand mehr, das ist Krieg!

Zweifellos hat die Wiedergeburt des Mohammedanismus sehr bedeutende Führernationen und hervorragende Führerpersönlichkeiten geschaffen. So ist vor allem in Ibn Saud, diesem mächtigen Diktator Arabiens, der farbigen Bewegung ein sehr kluger und zielbewußter Führer erstanden, in dessen Händen wohl viele Fäden zusammenlaufen. Zweifellos ist er ein Schmerzenskind des secret service. Ibn Saud hat zwar den Titel eines Khalifen abgelehnt, aber seine Stellung ist durchaus die eines solchen, und seine Stimme wird heute in der gesamten mohammedanischen Welt bis nach Westindien gehört. Neuerdings werden Stimmen laut, daß nicht Ibn Saud, sondern der junge König Faruk von Ägypten der künftige Khalif sein werde. Tatsache ist jedenfalls, daß Ägypten während der letzten Jahre innerhalb des Islam immer mehr zu einer führenden Rolle gelangt ist.

Innerhalb des Islam spielen sich auch bereits wichtige staatspolitische Vorgänge ab. Wir haben bereits zwei geschlossene islamitische Staatenblocks: auf der einen Seite der politische Zusammenschluß von Saudi-Arabien, Jemen, Irak und Ägypten, auf der anderen Seite der am 8. Juli 1937 abgeschlossene Bund zwischen der Türkei, Iran, Irak und Afghanistan. Irak (Mesopotamien), dem 1932 die staatliche Selbständigkeit zuerkannt werden mußte und dessen König der Schwiegersohn von Ibn Saud ist, steht in beiden Blocks, ist also das Bindeglied. Bereits 1933 hatte Ibn Saud einen Freundschaftsvertrag mit Transjordanien abgeschlossen. In Wahrheit handelt es sich also bereits um einen allmohammeda-

nischen Staatenbund. Als im September 1937 in Bludau bei Damaskus eine allarabische Konferenz abgehalten wurde, kamen bereits Zustimmungserklärungen aus allen Teilen der mohammedanischen Welt.

Das Wichtigste aber und wohl zugleich das Gefährlichste an diesem Teile der farbigen Bewegung ist, daß sie getragen wird vom Mohammedanismus, und daß der Islam seit dem Kriege einen außerordentlichen Aufschwung genommen hat. Wie bereits erwähnt, steht der Islam heute in voller religiöser und politischer Wiedergeburt, vielleicht eben deshalb, weil er wieder ein Ziel hat: gegen Europa! Vielleicht auch deshalb, weil er keinen religiösen Gegner mehr hat: ein in sich geschlossenes Christentum. Der Mohammedanismus zieht mit einer Weltanschauung in den Kampf. Aber wo ist denn noch eine einheitliche geistige Einstellung der weißen Welt, die sich ihm entgegenstellen könnte? Heute ist der Islam in voller Missionstätigkeit. Der Islam macht mit seiner Mission nicht nur in Afrika gewaltige Fortschritte, wo er unter den Negern bereits 65 Millionen Gläubige zählt, seine Wirksamkeit erstreckt sich bis nach Japan, wo der geistig hervorragende Mohammed Abdul Hai mit der angesehenen „Islamitischen Vereinigung" eine wachsende Rolle spielt. Der Islam ist in Japan in ständigem Fortschreiten. Es gibt bereits zahlreiche Moscheen und mohammedanische Schulen. Eine mohammedanische Universität ist in Gründung. Es will doch immerhin etwas heißen, wenn Nohara berichten kann, daß „bestimmte politische Kreise in Japan" zwecks Einigung Gesamtasiens schon einmal den Plan gefaßt hätten, den Kaiser von Japan zum Übertritt zum Islam zu bewegen, um ihn zum „Scheich ül Islam" und damit zum Führer des „heiligen Krieges" zu machen.

Im Jahre 1936 tagte in Tokio (!) ein islamitischer Kongreß. Eine seiner Entschließungen lautet: „Japan ist auf dem Wege

zur Verwirklichung des großen asiatischen Reiches, und der Islam bildet die Vorhut dieser Bewegung." Schon angesichts dieser betont islamfreundlichen Einstellung ist es kein Wunder, daß Japans Wirtschaftsausdehnung in sämtlichen islamitischen Ländern seit etwa 1931 derart ist, daß kein Superlativ ausreicht, um ihn zu kennzeichnen.

Es liegt im Wesen des angreifenden Islam, daß schließlich jeder Muselmann zum politischen Missionar wird. Hier geht es um weitgespannte Gedanken. Der Islam hat ja schon einmal Spanien beherrscht und ist bis an die Tore Wiens vorgedrungen. So erstaunlich es klingt, heute spielt der Islam, der in seiner neuen Gestalt die Kunst der völkischen Anpassung gelernt hat, wie gesagt, bis nach Ostasien, bis nach Japan eine Rolle. Dabei hat er, wofür wir in Westindien genügend Beweise sehen und hören konnten, in der Führerschicht das Kriegsbeil gegen frühere farbige Gegner, so gegen Schwarz, gegen Brahma, Buddha und Konfutse, längst begraben. Er kennt heute nur noch einen Gegner: Europa, vor allem England und Frankreich.

Von der geistigen Zentrale des Islam, der berühmten Universität Al Azhar in Kairo mit heute 5300 Studenten, ziehen die Ulemas in alle farbigen Missionsgebiete, vor allem nach Afrika, und missionieren und klären auf im Sinne eines kommenden islamitischen Empire. Der Islam beherrscht bereits heute die gesamte Nordküste Afrikas schlechthin und zählt im übrigen Afrika schon 65 Millionen Gläubige.

Daß der Islam sich Afrika erobern will, daran kann heute kein Ernsthafter mehr zweifeln. Eine der merkwürdigsten Figuren auf diesem weltpolitischen Schachbrett ist Aga Khan, den ich kennen gelernt habe. Die Engländer selbst haben ihn großgemacht, — wie so manches, was ihnen heute zum Alpdruck wird. Sie verdanken ihm jedenfalls manches, sowohl in

Indien wie im Nahen Osten. Der englische König hat ihm deshalb den Titel „Hoheit" verliehen mit allen Vorrechten, die diesem Titel im Empire zukommen. Aber die Engländer haben sich in diesem körperlich kleinen, aber geistig hochbedeutenden Manne eine Kraft großgezogen, die vielleicht einmal in einer ganz besonderen Rolle im antienglischen Spiele erscheinen wird. Aga Khan ist einer der reichsten Leute im weiten Erdenrund, ist beim englischen Hofe zugelassen und ist in der englischen Society ebenso zu Hause wie in der Pariser Gesellschaft. Die edelsten Rennställe in England gehören ihm. In seiner Heimat genießt er als angeblicher Nachkomme Muhammeds fast göttliche Ehren. Man schreibt ihm auch Wunder- und Heilkräfte zu. Wenn er in Ostafrika weilt, residiert er in Nairobi, der schönen Hauptstadt Kenyas, und das Volk strömt ihm von weither in Massen zu. Die missionierende Kraft, die von diesem seltsamen Manne ausgeht, hat für den Islam eine ebenso außerordentliche Bedeutung wie die Mittel, die er dem mohammedanischen Missionsgedanken zur Verfügung stellt.

Der politische Kampf, den der Islam vorbereitet und zum Teil schon führt, ist durchaus religiös begründet. Islamitische Mission heißt stets zugleich politische Eroberung. Nicht umsonst steht auf der Grünen Fahne des Propheten: „Nur im Schatten der Schwerter blüht das Paradies." Hier geht es, wie später ausgeführt sei, um eine geistige Auseinandersetzung mit einem, wie der Islam meint, morsch und glaubenslos gewordenen Europa. Schmitz führt in seinem lesenswerten Buche „ All Islam" die Auslassung einer führenden ägyptischen Zeitung von 1937 an: „Unser Sichbeugen (vor Europa) ist vorübergehend und wird nur bis zu dem günstigen Augenblick dauern, in dem es möglich wird, das fremde Joch abzuschütteln. Und dieser Augenblick wird kommen und rückt

näher in dem Maße, in dem die Atomisierung Europas und der Verlust seiner geistigen Einheit Fortschritte machen. In der Zersplitterung des abendländischen Geistes liegt der Motor für die Größe morgenländischer Zukunft."

Es ist ein sehr bitteres Urteil, wenn Schmitz angesichts der Entchristlichung der abendländischen Welt meint, daß sich vor allem in Afrika „ein nicht aufzuhaltender geistiger Sieg des Islam über das Christentum vollziehe". Wäre dieses Urteil richtig, so würde es nicht nur den Sieg über das Christentum, sondern den Sieg über Europa bedeuten. Mag Einer zum Christentum stehen wie er will, Niemand wird einem, der einmal draußen war, bestreiten können, daß ein Preisgeben oder auch nur eine Schwächung der christlichen Mission für die gesamte weiße Welt eine verhängnisvolle Torheit wäre. Aber was stellt sich heute so Mancher unter christlicher Mission und einem christlichen Missionar vor! Eines steht ganz außer Zweifel: wo heute die christliche Mission die Segel streichen muß, setzt sich automatisch die islamitische in's Nest. Was das für die weiße Welt bedeutet, dürfte doch wohl klar sein.

Beiläufig sei hier noch bemerkt, daß gerade die Mission, wie so mancher alte Kolonialdeutsche bestätigt, den schlimmsten Fehler bei der Erziehung der Farbigen vermieden hat, nämlich, sie zu europäischen Karikaturen zu erziehen. Eine Erziehung der Farbigen, die nicht ihrem Vorstellungsvermögen und ihrer Sonderart angepaßt ist, macht sie nur wurzellos und liefert sie jedem gefährlichen Einfluß aus. Man erreicht das Gegenteil des Erstrebten, wenn man die Farbigen, zumal die Schwarzen, gewissermaßen zu künstlichen Europäern erziehen will, wie es grundsätzlich die französische und häufig auch die englische Kolonialpraxis tut.

Im Zusammenhang damit sei aber auch erwähnt, welch schamlose Selbstentwürdigung sowohl der weißen Rasse wie

des christlichen Glaubens es bedeutet hat, als unsere Feinde anläßlich des völkerrechtswidrigen Raubes des deutschen Privateigentums, dieses größten Raubzuges aller Zeiten, in Art. 438 des Versailler Diktats sogar die Enteignung aller deutschen Missionen verfügten. Schon vorher hatte man unter dem Hohngelächter der Farbigen die deutschen Missionare vertrieben. Aus Ostasien hat man sie zum Teil mit der Peitsche aus ihren Amtssitzen gejagt. Diese Schamlosigkeit Englands und Frankreichs ging sogar Manchen in Amerika zu weit, was ja schließlich etwas heißen will. Amerikanische Zeitungen schrieben damals entsetzt, England und Frankreich veranstalteten moderne Christenverfolgungen. Ist es ein Wunder, daß diese Schändung nicht nur Deutschlands, sondern der weißen Welt in der farbigen Welt geradezu verwüstende Folgen haben mußte? England und Frankreich sollen sich doch nicht wundern, wenn sie heute in ihren eigenen farbigen Gebieten die Ernte ihrer eigenen Aussaat machen. Das Urteil „gewogen und zu leicht befunden" schwebt nicht nur über jedem einzelnen Menschen, sondern auch über Völkern und Rassen.

Auch hier wieder die bemerkenswerte Tatsache, daß sich die bis zu glühendem Haß gesteigerte Abneigung, vor allem der Araber, nicht gegen Deutsche richtet. Ich kenne diese Gebiete nicht aus eigener Anschauung. Einer meiner Söhne hat sie bereist und berichtet, daß das Bekenntnis zum Deutschtum die Menschen dort geradezu verwandele, so daß man sich allzufreundlicher Betätigung arabischer Gastfreundschaft erwehren müsse. Ähnlich sei es in Ägypten.

Es war deshalb einer der geschicktesten Schachzüge Mussolinis, als er sich zum Schutzherrn des Islam zu machen suchte. In England war man darüber erschrockener und empörter als über den ganzen abessinischen Krieg. Ob Mussolini damit sein Ziel erreicht, mag dahinstehen. Jedenfalls beweist der

Vorgang, daß ihm das Wesen dieser Entwicklung bekannt ist, und daß das, was hier geschrieben wird, richtig ist. Was war denn Mekka vor dem Kriege? Nichts. Und heute? Ein Ameisennest islamitischer Betriebsamkeit. Was war Bagdad vor dem Kriege? Eine verschlafene Ruine. Und heute? Eine strotzende Zentrale anti-europäischer Agitation. Hier wächst wirklich neues Leben aus Ruinen. Kehrt sich die Weltgeschichte etwa um?

Die Umstellung des Islam auf einen Feind gilt auch für Indien, wo die englische Herrschaft nicht zuletzt auf den Gegensatz zwischen Mohammedanismus, Buddha und Brahma aufgebaut war. Mögen hier und da immer noch religiöse Streitigkeiten sich abspielen, so sind das heute nur noch Nachklänge und Erscheinungen an der Oberfläche. Gegen Weiß geht man Hand in Hand. Mahatma Ghandi und vor allem Subhas Chandra Bose und der radikale Jawaharlal Nehru wissen Bescheid. Ich möchte hier nur eins andeuten: Wenn diese Freiheitsführer ihr eigentliches großes Ziel, nämlich die soziale Einschaltung der Parias und damit die Schaffung einer indischen Nation erreichen, haben sie das Spiel gegen England gewonnen. Wie es in Wahrheit in Indien aussieht, beweist schon die Tatsache, daß die längst fällige indische Kaiserkrönung des englischen Königs immer wieder aufgeschoben werden mußte.

Mitte Mai 1935 löste England sein Kriegsversprechen endlich wenigstens äußerlich ein und legte im Unterhaus die India-Bill vor, die Indien ab 1937 eine freiere Verfassung brachte. Damals erklärte Winston Churchill: „Möge sich in den Beifall für den Minister nicht der Klang der Sterbeglocken für das britische Reich in Indien mischen!" Im Jahre 1937 hat der indische Nationalismus bei den Regierungswahlen einen vollen und entscheidenden Sieg errungen. Auch hier liegt der Befrei-

ungsbewegung ein Erziehungsplan zugrunde, von dem bereits die Rede war. Einer der führenden indischen Akademiker sagt dazu: „Bildung ist das Instrument, um eine gemeinsame Ideologie unter dem Volk aufzubauen, um es für einen gemeinsamen Zweck zusammenzuhalten." Es ist übrigens richtig, wenn gesagt wird, daß England das, was man heute Indien nennt, als Ganzheit erst geschaffen hat mit der Folge, daß es heute ein all-indisches Nationalgefühl gibt. Früher hat der „Inder" vom Himalaya vom „Inder" in Bombay genau so viel gewußt wie etwa der Australier vom Bantuneger. In Indien mit seinen 400 Millionen Menschen und seinem jährlichen Menschenzuwachs von über 3 Millionen wachsen Fragen heran, die auch der klügsten englischen Regierung über den Kopf wachsen müssen. Der fanatische Fakir von Ipi mit der gefährlichen Aufstandsbewegung in Waziristan ist nicht nur eine örtliche Erscheinung, sondern der Vorgang ist das Anzeichen eines Zustandes, und dieser Zustand kann besser nicht gekennzeichnet werden, als mit dem stillen und zum Teil schon lauten indischen Kampfruf: Los von England! Was bedeutet in diesem Zusammenhang allein die Tatsache, daß England gegen den Willen der Inder den Opiumhandel als englisches Staatsmonopol aufrecht erhält und damit Abertausende hungernder Inder vergiftet. Ist denn das eines weißen Kulturvolkes, das sich christlich nennt, würdig?

Heute weiß der vor mehreren Menschenaltern nach Westindien verpflanzte Inder über seine Heimat „Indien" sehr gut Bescheid, und Mahatma Ghandi spielt in Trinidad und Jamaica dieselbe Rolle wie daheim. Ja, heute sind wir so weit, daß Indien das englische Verfahren der Verpflanzung von Indern nach den Westindischen Kronkolonien von sich aus freiwillig nachmacht. Die Ghandi-Bewegung hat bereits

den Weg der völkischen Ausbreitung betreten! Als Beispiel sei die mächtige indische Überflutung in Tanganjika (Deutsch-Ost) genannt. Ähnlich liegen die Dinge in anderen Gebieten Afrikas. Die Inder haben als Belohnung für ihre Kriegsdienste gegen Deutschland im Weltkriege von England nicht nur die Zusage der „Selbstregierung", sondern auch das Versprechen erhalten, in Ostafrika einwandern zu dürfen. Überall stößt man so auf den Weltkrieg als Ursache englischer Nöte. So machen heute Tanganjika, Kenya und Uganda fast den Eindruck indischer Provinzen. In Uganda z. B. ist der ganze bedeutende Baumwollhandel bereits in indischen Händen. Auch Südafrika wird überschwemmt. Übrigens hat ja Ghandi selbst 30 Jahre lang in Südafrika gelebt und dort völkische Vorarbeit für seine Landsleute getan. Erst 1916 ging er in sein Heimatland Indien. Schon unmittelbar nach dem Kriege sind deutsche Farmen durch Inder angekauft worden. Während der letzten zehn Jahre sind über 30000 Inder in Deutsch-Ost eingewandert. Das sind keine „Kulis", das sind indische Kulturpioniere, die von der Bewegung mit genügend Geldmitteln ausgestattet sind, und die bereits heute das kleine und große Geschäftsleben in Tanganjika beherrschen. Zu Tausenden sind die indischen „Dukas" (Läden) über das ganze Land verstreut und dienen den Negern nicht nur als Kaufladen, sondern als Klub, als Sparkasse und als Aufklärungsstätte. Die Engländer haben diesem Einfall mit einer Entsagung zugesehen, die nur dem unverständlich sein kann, dem der Verlust des englischen Ansehens und das Schwinden des englischen Selbstbewußtseins draußen in der Welt noch nicht in den Kopf will. Ich habe mit Engländern über diese Verhältnisse gesprochen, die ihnen arg auf die Nerven gehen. Wenn man ihnen sagt: „Das sind doch alles Ghandi-Leute und -Agenten", zucken sie die Achseln. Es fehlt bloß noch,

Trinidad, Indiſcher Tempel in St. James bei Port of Spain

daß sie einem die früher in Wien übliche Antwort geben: „Do kann man holt nix mochen."

Die sicherlich nicht englandfeindliche und deutschfreundliche „Berlingske Tidende" in Kopenhagen schreibt in einer Aufsehen erregenden Aufsatzreihe vom 26., 28. und 30. Dezember 1937 darüber u. a. folgendes: „Man erhält in Tanganjika ein tiefes, fast erschreckendes Gefühl von der Krise, die das britische Imperium durchlebt, ein lähmendes Gefühl der Unsicherheit, einen Zweifel an Englands Fähigkeit, in der entscheidenden Stunde den Rücken steif zu halten, und man begreift auch, daß, wenn es den wahren Leitern des Imperiums nicht gelingt, dieser Unsicherheit ein Ende zu bereiten, es der Beginn der Auflösung ist ... Das, was einen Fremden zuerst und vor allen Dingen mit Unbehagen erfüllt, der hierher kommt, ist dieses: während die Europäer aus den eigenen Schützengräben eifersüchtig aufeinander schauen, erobern die Asiaten still und schweigsam das Land ... Das Beunruhigende ist, daß die Inder auf eine für ganz Europa gefährliche Art dabei sind, die tatsächliche wirtschaftliche Macht in den Mandatsstaaten, noch dazu unter dem Union Jack, zu erobern ... Dieser Zustand ist ganz unhaltbar und ganz unerträglich. Er ist eine Gefahr für die Macht und das Ansehen des weißen Mannes in Afrika. Er ist eine Gefahr für das Selbstvertrauen Englands und der Engländer, welches die innerste Voraussetzung für das britische Imperium ist. Aber es ist auch eine Frage, ob diese Zustände nicht eine größere wirkliche Gefahr für den Weltfrieden sind als eine brutale englische Ablehnung der deutschen Ansprüche ... Unter den Engländern hört man nur das bittere Wort: der schönste Ausblick in Tanganjika ist der Hafen in Daressalam, gesehen vom Deck des Dampfers, der einen wieder nach England bringt!" Und dann kommt der in einem

dänischen Blatte sicherlich sehr bemerkenswerte Satz: „Unter deutscher Herrschaft wäre die Entwicklung dieser Dinge einfach eine Unmöglichkeit gewesen!"

Wie eng in der farbigen Welt die Fäden heute hin und her laufen, dafür nur ein Beispiel. Im Juni 1938 hat der radikale Nationalistenführer Indiens, Jawaharlal Nehru, übrigens auch ein Lieblingskind des secret service, ohne jedes Versteckspiel den ägyptischen Nationalistenführer Nahas Pascha zur Besprechung engerer Verbindung aufgesucht. Für die Presse wurde bekanntgegeben, daß „beide Männer die volle Freiheit und Unabhängigkeit von England wünschen". Vor dem Weltkriege wäre eine solche Zusammenkunft, und noch dazu eine solche gemeinsame Entschließung, eine ganz unmögliche, eine undenkbare Sache gewesen! Wenn sich durch den Weltkrieg die „Welt" verändert hat, so gilt das in besonderem Maße für die farbige Welt. Ja, als „Welt" ist sie seitdem überhaupt erst da.

Bemerkt sei noch, daß Ägypten seit 1936 seine Heeresstärke verdoppelt hat. Die Zahl der Offiziersschüler stieg 1938 um 600. Im August 1938 ist nunmehr ein Gesetz über die allgemeine Wehrpflicht in Ägypten angenommen worden. Es ist am 1. Januar 1939 in Kraft getreten, führt die zweijährige Dienstzeit ein und beseitigt die Möglichkeiten des „Freikaufs vom Dienste". Im Verlauf von 5 Jahren soll der Effektivbestand der Armee auf 100000 Mann gebracht werden. Die ausgebildete Reserve soll innerhalb von 10 Jahren auf 1 Million gebracht werden. Zugleich mit dem Gesetz tritt eine Verordnung in Kraft, die alle Studenten der Hochschulen zu besonderer militärischer Ausbildung während ihrer Studienzeit verpflichtet. Man will auf diesem Wege für ein Reserve-Offizierkorps sorgen. Bemerkenswert ist, daß diese Verordnung auch auf die Studenten der in der ganzen islamitischen Welt be-

kannten muselmännischen Universität Al Azhar in Kairo Anwendung findet. Diese Universität gilt als Zentrale der englandfeindlichen Bewegung.

England begrüßt angeblich diese Entwicklung. Unter der Voraussetzung der Erhaltung der englisch-ägyptischen Freundschaft stellt England eine schlagfertige ägyptische Armee offenbar als Bündnis-Faktor in die Rechnung seiner Mittelmeer-Politik. Nur die Zukunft kann erweisen, ob diese Rechnung richtig ist. Der Einfluß Englands auf die militärische Entwicklung in Ägypten ist seit Unterzeichnung des Unabhängigkeits-Vertrages vom Jahre 1936 wesentlich geringer geworden. Vorher hatten die englischen Offiziere in Ägypten die Befehlsgewalt; jetzt spielt die englische Militär-Kommission in Ägypten nur noch etwa die Rolle, die früher die deutschen Instruktions-Offiziere in Konstantinopel gespielt haben. Auch hier kann man über die künftige Entwicklung nur sagen: „qui vivra verra".

Man lese in diesem Zusammenhang z. B. auch eine im Mai 1938 verkündete Entschließung der Farbigen in Australien, der sogenannten „Eingeborenen-Fortschritts-Vereinigung", an die Adresse der Weißen: „Ihr seid die neuen Australier, wir aber sind die alten. Ihr kamt erst vor kurzem nach Australien, und Ihr nahmt unser Land mit Gewalt. Ihr habt unser Volk fast ausgerottet, aber es sind immer noch genug übrig geblieben, um Eure Behauptung, Ihr wärt ein ziviliſiertes, ein fortschrittliches und humanes Volk, als Humbug zu erklären. Dies sind harte Worte, aber wir ersuchen Euch, der Wahrheit in's Gesicht zu sehen und unsere Anklage zu prüfen. Wir wünschen nicht, mit sentimentaler Sympathie betrachtet zu werden, wir wollen auch nicht ‚erhalten' bleiben wie Bären. Wir wollen keine Ausstellungsobjekte sein ... Wir sind nicht dreckiger, fauler, verbrecherischer und unmoralischer als die Weißen ... Ihr, die Ihr uns, die wir nur Speere hatten,

mit Euren Gewehren besiegt habt, Ihr rechnet nun mit Eurer Überlegenheit, um falsche Ansprüche auf Moral und geistesmäßige Überlegenheit aufrecht zu erhalten." — Dazu bedarf es wohl keines Kommentars. In Australien liegen die Dinge bevölkerungsmäßig genau so wie in den übrigen englischen Dominien. Von 1925 bis 1930 hatte Australien jährlich eine englische Einwanderung von 25941 Menschen, von 1933 bis 1936 eine Einwanderung von jährlich 1781 Personen. Es wandern aus Australien mehr Menschen britischer Herkunft aus als zuwandern. Man berechnet, daß auf diesem Wege während der letzten 7 Jahre dem Angelsachsentum über 20000 Menschen in Australien verloren gingen. Auch bei Neuseeland ist seit 1932 die weiße Auswanderung größer als die Einwanderung. Auf der britischen Reichswanderungs-Konferenz, die im Oktober 1937 in der Guildhall in London abgehalten wurde, wurde u. a. festgestellt, „daß in den Klassen, aus denen die meisten Auswanderer kommen müßten, die Auffassung vorherrsche, daß die Auswanderung ein Ding der Vergangenheit sei". Übrigens drohen auch in Australien ständig schwere Streiks.

Der Gürtel der farbigen Bewegung läuft dann weiter über die Malaien-Staaten. Hier glaubt England mit der am 11. Februar 1938 eingeweihten Flottenbasis und Riesenfestung Singapore („die stärkste Zitadelle der Welt") aller Sorgen behoben zu sein. Es sind ungeheure Mittel dafür aufgewendet worden. Von den 550000 Einwohnern Singapores sind 400000 reinblütige Chinesen und 70000 reinblütige Malaien, nur 9000 sind Europäer. Wenn die Japaner die Landenge von Kra auf siamesischem Gebiet durchstoßen würden, wäre Singapore entwertet und würde in der Luft hängen. Man kann es verstehen, wenn England die Siamesen heute geradezu umschmeichelt.

Nur im Märchenland von Insulinde, dem wundervollen Kolonialbesitz Hollands in der Südsee, sind die Farbigen nicht in Bewegung. Es gilt auch hier das, was von der holländischen Kolonialverwaltung oben im Reiseberichte gesagt ist. Holland zeigt auch hier eine geschickte Hand. Man trifft hie und da die Ansicht, daß Holland, auch etwaigen ostasiatischen Bedrohungen gegenüber, gänzlich auf den Schutz Englands (Singapore), Australiens und Neuseelands angewiesen sei. Das erscheint zumindest zweifelhaft. Sachkenner berichten, daß die Militarisierung dieser Gebiete, einschließlich der Luftrüstung, so gründlich und zweckmäßig geleistet werde, daß es Holland nicht nötig habe, gegebenenfalls in London zu antichambrieren.

Der farbige Ring schließt sich dann in Ostasien. Eins ist jedenfalls richtig, daß heute die Marschparole in der gesamten farbigen Bewegung die alte japanische gegenüber der europäischen Gesittung ist: „Aneignen, ausbilden, dann mit den eigenen Waffen schlagen!" Auch der sogenannte Tanaka-Plan („Eingabe an den Japanischen Kaiser gegen die Mandschurei und Mongolei, eingereicht am 25. Juli 1927 vom Premierminister Tanaka") enthält nach jener Richtung viel Aufschlußreiches.

Daß Japan den Mißbrauch des Begriffes von der „offenen Tür", also die unter Handelsflaggen versteckte politische Vorherrschaft Englands und Amerikas aus dem asiatischen Raume beseitigt wissen will, kann man wohl verstehen. Daß es sich auch bei dem chinesischen Kriege in den Augen bestimmter Kreise Japans nicht bloß um eine häusliche Auseinandersetzung handelt, ergibt sich aus vielen Unterlagen. So erklärte der seinerzeit in Nordchina kommandierende General Tada am 24. September 1935 vor den japanischen Journalisten: „Betrachten wir nun die Weltlage, die Rückständigkeit der weißen Rasse und den Aufstand gegen die

Grausamkeit und Ungerechtigkeit der weißen Rasse und ihre Unterdrückung der farbigen Rassen, also des größeren Teiles der Menschheit, so bedeutet die Befreiung von der sklavischen Unterdrückung durch die weiße Rasse, womit der Menschheit ein gerechter Frieden gegeben werden wird, den Beginn des Rassenkampfes, und zweitens bedeutet der Wunsch nach Berichtigung der materialistischen Kultur des Westens durch die alte Geisteskultur des Ostens den Beginn des Geisteskampfes." Schon im Mai 1933 erklärte der damalige Kriegsminister Araki in der Kammer: „Zeigt, daß der Geist Japans und Asiens gegen Europa und Amerika gerichtet ist." Erwähnt sei nur noch die grundlegend wichtige und ausdrücklich als solche in die Zeitschrift „Kaizo" gegebene Erklärung des japanischen Innenministers Admiral Suetsugu vom Januar 1938. Sie lautet in amtlicher Fassung folgendermaßen: „Der Zweck der japanischen Politik in China geht dahin, zu einer Zusammenarbeit zwischen Japan und China zu gelangen. Ob dies einen Ausschluß der Weißen bedeutet oder nicht, das ist eine wichtige Frage, die einen Wendepunkt in der Weltgeschichte bedeuten würde. Die Auffassung von Menschlichkeit und Gerechtigkeit, wie sie von den Weißen so eifrig gelehrt wird, würde nur ein Mythos bleiben, wenn die farbigen Rassen nicht derart gleichgestellt werden würden, daß sie an den Begünstigungen des Himmels teilnehmen können, und wenn die von den Weißen beherrschte Welt nach diesem Zweck nicht umgebaut würde. Es ist darum meine Überzeugung, daß ein dauerhafter Friede in der Welt nur dann erzielt werden kann, wenn die farbigen Rassen, die heute ein miserables Leben führen, nicht den Fesseln der Weißen ausgeliefert sind." — Mag dem nun sein, wie ihm will, zweifellos ist, daß heute die japanische Kulturpropaganda mit allen Mitteln in der farbigen Welt arbeitet.

Manche wissen übrigens nicht, daß jeder vierte Mensch auf Erden ein Chinese und jeder fünfte Mensch ein Inder ist. Ich kann dieses Kapitel nicht besser schließen, als mit den gutgemeinten Warnungen des gescheiten Japaners W. K. Nohara „Die Gelbe Gefahr, Japan und die Erhebung der farbigen Völker" (Union Deutsche Verlagsgesellschaft): „Es ist die Stärke des Asiaten, daß er im Fremden unbedingt den Feind sieht, den man benutzt, auszieht, aussaugt, solange er stärker ist, den man vernichtet, sobald er schwächer ist ... Was meines Blutes ist, wird gehegt, verteidigt mit Finger und Nagel; was fremden Blutes ist, zerstört mit Finger und Nagel und Zahn ... Wer sich dem Osten in der Absicht naht, ihn zu kolonisieren, der hat von vornherein verloren, dem droht die Gelbe Gefahr — von China, von Japan, von überall her ... Wer vom Osten nicht lernen will, weil er den Westen für kulturell höherstehend hält, wird sich in den kommenden Jahrzehnten oder Jahrhunderten im Nachteil befinden!" Dabei lehnt Nohara „das Gespenst der Gelben Gefahr" ab, weil es „eigentlich die farbige Gefahr heißen müßte". Das ist auch unsere Auffassung. Die Frage, um die es sich heute handelt, ist nicht die Sonderfrage eines Erdteiles, sondern die Schicksalsfrage der weißen Welt.

5. Die Dritte Internationale.

Es gibt auch Leute, die der Meinung sind, die Leitung der farbigen Bewegung liege bei der Dritten Internationale, und die deshalb alle wirtschaftlichen und politischen Regungen der farbigen Bewegung unter „Bolschewismus" einordnen. Das ist ebenso bequem wie falsch und trübt lediglich die Einsicht in das wirkliche Wesen und die eigentliche Gefahr der farbigen Bewegung. So klar es ist, daß die Dritte Internationale die farbige Bewegung einzufangen, insbesondere das starke Bil-

dungsbedürfnis der Farbigen für sich auszuwerten sucht, so klar ist es, daß der Amerikaner und Engländer in den Tropen Dollars und Pfunde, der internationale Kommunist aber Seelen sucht, ebenso klar es ist, daß die Führung der farbigen Bewegung und ihrer Teilorganisationen jede Internationalisierung ablehnt, ja bekämpft. Das liegt ja auch in der Natur der Dinge und in dem rassisch und nationalistisch begründeten Wesen der farbigen Bewegung. Nur Einer macht bisher hier eine Ausnahme. Das ist der Führer der jüdischen Terroristen in Palästina, der oben schon genannte Wladimir Jabotinski. Er hat den alten Zionistenführer Professor Chaim Weitzmann, der bei Tel Aviv ein großes chemisches Laboratorium besitzt, bereits so gut wie ausgeschaltet.

Je rassebewußter ein Volk oder eine völkische Organisation ist, um so schärfer wird sie gerade die Internationalisierung ablehnen. Der harte und zielbewußte Kampf, den vor allem Japan gegen den auch in seinen Arbeitermassen wühlenden Kommunismus führt, findet sich im Kleinen in allen Teilen der farbigen Welt. Der amerikanische Afrikanismus z. B. bekundet starkes Interesse daran, daß sich die Neger nicht in der kommunistischen Partei Amerikas organisieren. Die kommunistische Parteileitung der USA. kämpft gegen diese Einstellung mit den verwerflichsten Mitteln und sucht die Neger ihrer eigenen Führung zu entziehen. So hat die kommunistische Partei 1939 in der Lennox Avenue in Haarlem ein besonderes Werbebüro aufgemacht, das schwarze Seelen fangen will mit einer Propaganda für Rassenvermischung unter dem Stichwort: „Den Negern weiße Frauen!" Dabei werden die schamlosesten Lockschriften verteilt. Die New Yorker Presse begnügt sich mit papiernen Protesten. Die Polizei sieht zu. Man ist eben „demokratisch". Aber gerade aus der Tatsache, daß der Kommunismus mit so unsagbar

gemeinen Mitteln bei den Farbigen glaubt arbeiten zu müssen, ergibt sich, daß er in der schwarzen Bewegung bisher nicht Fuß fassen konnte. Der auf seelische und körperliche Sklaverei abgestellte Kommunismus widerspricht auch durchaus der Natur des Negers oder gar des Indianers, deren Ideal ein ungestörter Eigenbesitz ist. Allenfalls könnte der Kommunismus bei den Mischlingen Fuß fassen. In der Tat wird gerade um diese zwischen der Dritten Internationale und der farbigen Führung gerungen.

Es war deshalb auch falsch, wenn man beispielsweise Leute wie Cardenas in Mexiko oder Batista in Cuba unter die Rubrik „Bolschewismus" brachte. Bei allen diesen Bewegungen und ihren Führern geht es um farbig-nationalistische Erhebungen. Diese Leute denken gar nicht daran, der Dritten Internationale die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Auch die aufreizenden kubistischen Bildwerke des berüchtigten und angeblich kommunistischen Malers Diego de Rivera in Mexiko richten sich im Grunde nicht gegen den „Kapitalismus", sondern gegen die weiße Rasse. Die soziale Frage als Lohnfrage spielt bei alledem, insbesondere in den englischen Kronkolonien, gewissermaßen eine Hilfsrolle. Wenn Einzelne, wie z. B. der oben genannte Jawaharlal Nehru, geglaubt haben und z. T. noch glauben, die Dritte Internationale für ihre Zwecke benutzen zu können, so liegt das in einer anderen Richtung, ebenso die Tatsache, daß Manche im Kommunismus den Lehrmeister in der Revolutionstechnik erblicken und mit kommunistischen Parolen farbigen Nationalismus heizen. Dabei ist allerdings nicht zu verkennen, daß gerade der Pandit Nehru — wie überhaupt eine gewisse wurzellos gewordene Bildungsschicht der indischen Nationalbewegung — eigene kommunistische Neigungen zeigen, so daß England allen Anlaß hat, hier die Augen aufzumachen.

Gefährlich werden kann der Kommunismus in und mit der farbigen Bewegung weniger auf sozialem, als vielmehr auf religiösem Gebiete. Der Kommunismus weiß, was die Entgottung der Welt bedeutet. Die Entgottung der Welt ist der Nährboden für den Kommunismus. Deshalb sucht er den geringeren Bildungsstand einzelner farbiger Gebiete, aber auch den blutleeren Intellektualismus ihrer eigenen Kultur entfremdeter Bildungsschichten, z. B. in Indien und in der Türkei, einzufangen, um ihnen den inneren Halt zu nehmen. Mit anderen Worten: es ist die Gottlosen-Propaganda, die dem Kommunismus als Mittel zum Zweck dient. Aus diesem Grunde gibt es an der Gottlosen-Universität in Moskau eigene Abteilungen für die farbigen Völker, wo Inder, Chinesen, Araber, Malaien und Neger ausgebildet werden für die Gottlosen-Propaganda in ihrer Heimat. Dasselbe gilt von der Eingeborenen-Akademie in Fort Hare in Südafrika, auf der der Professor Dr. Tengo Jabavu als kommunistischer Hochschullehrer wirkt.

Man kann aber nicht sagen, daß der Kommunismus damit in den farbigen Völkern, abgesehen von bestimmten Kreisen, Geschäfte gemacht hat. Der ausgesprochene Nationalismus in der farbigen Bewegung ist für ihn offenbar eine unübersteigbare Mauer, und dieser Nationalismus ist meist, so im Islam, aber auch im Afrikanismus, stark religiös begründet. Für die Farbigen bestimmte kommunistische Aufklärungsschriften wie die von Jarowslawsky, „Der Kampf gegen Religion und (!) Nationalismus ist der Kampf für den Sozialismus", bewirken häufig das Gegenteil des Erstrebten. Der Teufel ist schließlich immer dumm.

Ich darf mich also dahin zusammenfassen: Daß der Internationale Kommunismus genau so wie unter weißen auch unter farbigen Völkern wirkt, ist selbstverständlich, und daß er

dabei die niedrigsten Mittel anwendet, ist unbestreitbare Tatsache. Nicht richtig würde aber schon die Auffassung sein, daß er unter den farbigen Völkern bisher mehr Erfolg gehabt hätte als unter weißen. Manche farbigen Völker haben im Gegenteil mehr seelische Widerstandskraft gegen das kommunistische Gift bewiesen als manche weißen Völker. Das gilt vor allem von islamitischen Volksstämmen und in besonderem Maße von Japan. In allen islamitischen Staaten wird der internationale Kommunismus trotz gelegentlicher wirtschaftlicher Verbindungen mit der Dritten Internationale, wie sie z. B. in der Türkei und in Iran zeitweilig gepflegt wurden, grundsätzlich abgelehnt. In der Türkei und in Iran ist der Kommunismus sogar offiziell als staatsfeindlich erklärt worden. Der Islam ist in besonderem Maße gegen ihn gefeit. Gerade das Hauptmittel der Dritten Internationale, die Hetze gegen alles, was „Metaphysik" heißt, und damit die Gottlosenbewegung, wird in islamitischen Gebieten nicht nur nicht verstanden, sondern als Verirrung abgelehnt. Und ein für die Erkenntnis des Wesens der hier behandelten Entwicklung geradezu gefährlicher Irrtum würde es sein, wenn man alle Regungen der farbigen Welt unter den Begriff „Dritte Internationale" bringen wollte. Davon kann gar keine Rede sein! Ich kann vor einer so bequemen Auffassung nur dringend warnen. Wissenschaft und politische und wirtschaftliche Praxis müssen sich bei uns endlich daran gewöhnen, den Begriff „farbiger Nationalist" als selbständigen Sonderbegriff in ihr Lexikon aufzunehmen. Um ganz verständlich zu sein, darf ich mich vielleicht so ausdrücken: wenn morgen die Dritte Internationale verschwinden würde, — so wäre damit die farbige Bewegung nicht im allergeringsten berührt! Sie wäre damit in keiner Weise aus der Welt geschafft und stünde mit all ihren Inhalten und Folgen ganz

genau so da wie vorher. Das ist es, was es zu erkennen gilt! Würde die Dritte Internationale siegen, dann wäre es nicht nur mit uns, sondern auch mit der farbigen Welt aus. Das wissen deren Führer — einschließlich des psalmodierenden „Father divine".

6. Der westindische und mittelamerikanische Hexenkessel.

Die von uns bereisten Gebiete sind nun sozusagen ein Schnittpunkt der hier behandelten Fragen. Hier läuft die farbige Bewegung im allgemeinen in drei Marschkolonnen, und zwar als indianische Bewegung, als schwarze Bewegung, mit der heute die Mulatten gehen, und als wandelbare Mischlingsbewegung.

7. Die indianische Bewegung.

Was die indianische Bewegung anlangt, so war sie für unsereinen eine große Überraschung. Wir lesen und hören bei uns ja immer nur vom „aussterbenden Indianer". Das ist ein sehr starker Irrtum! Der Indianer lebt, und zwar nicht nur in Süd- und Mittelamerika, sondern auch in Nordamerika. In den ersteren Gebieten läuft die indianische Bewegung von Paraguay über Ecuador, Peru, Bolivien, dann über die mittelamerikanischen Staaten (außer Panama) nach Mexiko. Leitungssitze sind Peru und Mexiko. In fast allen diesen Staaten ist der indianische Volksteil (hier Indio genannt) auch zahlenmäßig der stärkste. Geistig ist er der im Volke schlechthin herrschende. Ein stolzes Bewußtwerden ihrer alten Kultur erfüllt diese Leute. Zur Kennzeichnung der Dinge wirken am besten Beispiele.

Nehmen wir Peru vor. Peru hat 6 Millionen Einwohner. Davon sind 3 Millionen reinblütige Indios und 2,5 Millionen Mestizen (Mischung von Rot und Weiß). Kaum ein Zehntel

der Bevölkerung ist weiß. Von Peru geht die indianische Bewegung als sogenannter Aprismus aus. Das ist die Abkürzung des indianischen Parteinamens „Association Popular Revolutionaria Americana". Schon der Parteiname sagt an, daß es sich dabei nicht nur um eine peruanische Angelegenheit handelt. An der Spitze der Apra-Bewegung steht der gebildete Indio Haya de la Torre. Die Bewegung bildet überall Apra-Zellen. Mit Eifer und Erfolg wird von der Bewegung die alte, stolze Inka-Kultur gepflegt. Auch hier blüht neues Leben aus Ruinen.

Am Beispiel Haya de la Torre kann man übrigens sehen, wie irreführend und deshalb bedenklich es ist, Leute dieses Schlages und ihre Arbeit als „Bolschewismus" abzutun. Haya de la Torre wird von portugiesischen Reaktionären als „Bolschewist", zu gleicher Zeit aber von den von ihm scharf bekämpften Kommunisten als „Faschist" befehdet. Er ist keines von beiden. Er ist schlechthin ein geistig und menschlich sehr hochzuwertender indianischer Freiheitsführer. Er verkündet: „Die indianische Freiheit und Wiedergeburt!" Und wenn er in seinem Programm u.a. als Grundforderung die „Enteignung landfremden Kapitals" verkündet, so liegt der Ton auf dem zweiten Worte und hat dies, genau wie in Mexiko, mit Kommunismus nichts zu schaffen, sondern läßt vielmehr einen tiefen Blick tun in Wesen und Ziel und zugleich in die Gefahr der farbigen Bewegung als solcher.

Oder nehmen wir von den mittelamerikanischen Staaten Guatemala. Hier sind von der Gesamtbevölkerung 60% Vollblutindianer, 30% Mestizen, 5% Neger und 5% Weiße. Hier wird die alte, edle Maya-Kultur mit Bewußtsein gepflegt. Guatemala hat eine gut geführte und disziplinierte rein indianische Armee, in der, wie in allen diesen Staaten, vor allem in Mexiko, die indianische Überlieferung mit allem Ziel-

bewußtsein gepflegt wird. Man darf die Armeen aller dieser Staaten, vor allem auch die cubanische, ja nicht unterschätzen! Das sind ausgezeichnete und disziplinierte Truppen, die sämtlich von einer Idee getragen werden. In den indianischen Kerngebieten Peru, Bolivien und Ecuador sind von den etwa 12 Millionen Einwohnern über 5 Millionen reinrassige Indianer und 4,7 Millionen indianische Mischlinge.

Am bezeichnendsten für die Entwicklung liegen die Dinge in Mexiko, wo die Parole Carranzas von 1917 gilt: „Mexiko den Mexikanern". Hier hat die fast Jahrzehnte lange indianische Dauerrevolution, die schließlich erst 1925 beendet war, zum endgültigen Siege geführt. Man darf sich bei Betrachtung der mexikanischen Verhältnisse übrigens nicht beeinträchtigen lassen durch die von den USA. betriebenen und bezahlten Reibereien innerhalb des Staates. Gekaufte Verräter gibt es ja überall, und die mexikanische Regierung wird heute mit ihnen fertig. Manch einer unter den aufständischen Generalen war aber auch reiner Nationalist, dem lediglich die nationalistische Reinigungsbewegung nicht schnell genug ging. Die USA. haben immer ein Interesse an Quertreibereien in Mexiko gehabt. Der Zustand an der mexikanisch-amerikanischen Grenze ist bis heute der eines dauernden Guerilla-Krieges. Die amerikanischen Grenzler verspotten die Mexikaner als „Greaser", und die Mexikaner beschimpfen die amerikanische Freischärler als „Gringos". Kugel und Messer sitzen an dieser Grenze locker.

In Mexiko ist die Erinnerung an das alte Großmexiko, das erst 1845 und 1848 Texas, Arizona, Nevada, Colorado und Kalifornien verlor, immer noch lebendig, ja, es gibt sowohl innerhalb wie außerhalb der Grenze Leute, die den Gedanken der Selbständigmachung oder gar des Anschlusses der elf amerikanischen Südstaaten (Black-belt) im Stillen propa-

gieren. Wer will denn sagen, ob aus solchen Träumen nicht einmal Wirklichkeit wird? Die scheinmoralische Großmäuligkeit gewisser amerikanischer Zeitungen, vor allen Dingen Deutschland gegenüber, steht jedenfalls für Sachkenner in einem seltsamen Widerspruch zur Bestandsfestigkeit der USA. Schon Alexander von Humboldt hat vorausgesagt: „Die Vereinigten Staaten werden ganz Mexiko an sich reißen und dann selbst zerfallen." Nun, vielleicht tritt das Letzte vor dem Ersten ein.

In Mexiko sind auch die Verschiebungen im Volksbestande besonders kennzeichnend. Im Jahre 1805 gab es hier eine Million Weiße, 2,5 Millionen Indianer und 2 Millionen Mestizen. Im Jahre 1910 waren es 1 Million Weiße geblieben, aber 6 Millionen Indianer und 8 Millionen Mestizen geworden. Im Jahre 1936 waren es nur noch ½ Million Weiße, die seitdem, wie noch gezeigt werden soll, auf wirtschaftlichem Wege mehr und mehr verdrängt werden.

In Mexiko wird heute mit Stolz und Selbstbewußtsein die alte Azteken-Kultur gepflegt. Inka-, Maya- und Azteken-Kultur waren alles weniger als „primitive" Kulturen. Mit diesem Worte sollte man überhaupt vorsichtiger sein. Selbst die übernommenen christlichen Glaubensgüter werden hier um- und eingeformt. In Guadalupe hängt über dem Hochaltar die berühmte „Rote Madonna": Christentum im farbigen Gewand! Wir wollen übrigens nicht vergessen, daß das Christentum im farbigen Gewande den Indianern von zwei weißen katholischen Priestern gebracht wurde. Im Unabhängigkeitskrieg gegen Spanien (1821) waren es die katholischen Priester Hidalgo und Moreles, die die Indianer unter dem Banner der „Roten Madonna" in's Feld führten.

Aber die Pflege und Erneuerung dieser alten Kulturen bedeutet notwendigerweise die Erinnerung an weiße Verbrechen, und damit eine stete Quelle glühenden Hasses gegen Weiß. Es mutet eigenartig an, aber es ist tatsächlich so, daß in allen diesen Gebieten der Ruf nach Rache für das, was einst, vor allem im 16. Jahrhundert, geschah, lebendige Wirklichkeit geworden ist. Die Namen der einst gemordeten Inka-Kaiser und Azteken-Fürsten und gefolterter Indianerhelden steigen heute als Benennungen der Apra-Zellen, als Straßen- und Flurbezeichnungen aus dem Grabe. Der von Cortez viehisch zu Tode gefolterte letzte Azteken-König Guatimozin hat heute sein Denkmal und wird im Volksbewußtsein wieder lebendig als dauernder Ankläger. Und im Volke raunt man, daß es noch heute alte Indianer gäbe, die aus ihrer Familienüberlieferung Bescheid wüßten über das nie gefundene Versteck der Goldschätze der einst Gemordeten.

In Wahrheit ist das, was die unmenschliche Goldgier der spanischen und portugiesischen Konquistadoren Karls V. in diesen paradiesischen Gefilden angerichtet hat, ein einziges grauenhaftes Verbrechen und geht noch weit über das hinaus, was Angelsachsen und Franzosen bei der „Eroberung" Nordamerikas mit der Abschlachtung anfangs vertrauensseliger Indianerstämme begangen haben. Nur ein Beispiel: Nach der Entdeckung Haitis wurden die Spanier empfangen als „weiße Götter", und die harmlosen Arnaken brachten ihnen alles, was sie hatten. Im Jahre 1507, also 15 Jahre nach der Ankunft dieser „weißen Götter", lebten von den 80000 Kariben noch 60000, vier Jahre später noch 4000! In Trinidad werden noch heute von der Urbevölkerung, den Arnaken, ganze 50 Menschen gezeigt. Was wir bei den Seminolen in Florida erlebten, ist oben beschrieben. In den farbigen Gebieten Südamerikas bleibt es heute noch un-

vergessen, daß Spanier und Portugiesen einst in ihren südamerikanischen Kolonien bei Festen zur Unterhaltung der Gäste wehrlose Indianer von Bluthunden zerreißen ließen.

Als zu Beginn unseres Jahrhunderts der Bedarf an Gummi wuchs, und die gewaltigen Gummibaum-Wälder in den sumpfigen und heißen Fiebergründen am mittleren Amazonas, in denen menschliche Wesen, auch Indianer, nicht leben können, zur „schwarzen Goldgrube" wurden, hat es weiße Raubgier fertiggebracht, ganze Indianerstämme aus ihren Sitzen zu locken und sie nach ihrer Entwaffnung zur Arbeit in die Fiebergründe zu treiben. Man veranstaltete sogenannte Correiras, das sind Treibjagden auf Menschen. Wer nicht arbeiten wollte, wurde erschossen oder zu Tode gepeitscht. Wer sich zur Arbeit treiben ließ, mußte ebenfalls elend umkommen. Noch kurz vor dem Weltkriege erregte man sich in Europa über die sogenannten Putomayo-Greuel. Den Weißen geht man in diesen Gebieten aus dem Wege. Es ist nicht nur Haß, es ist Mißachtung der weißen Haut, was einem hier fühlbar wird, sofern man überhaupt noch ein Gefühl für das hat, was „in der Luft liegt". Ist es ein Wunder, wenn aus den Augen dieser Leute Haß leuchtet? Und liegt etwa ein besonderer Sinn in der Tatsache, daß es der erste indianische Staatspräsident, der Präsident Benito Juarez von Mexiko war, der anläßlich des trüben mexikanischen Einbruchs Napoleons III. den unglücklichen Erzherzog Maximilian, ausgerechnet einen Urenkel jenes Kaisers Karls V., 1868 erschießen ließ, und daß schon damals die europäischen Mächte das ungestraft hinnehmen mußten?

Was überdies die Neger während und nach der Sklaverei erlebt haben, ist ja auch nicht gerade ein Ehrenblatt im Buche der weißen Menschheit und ist heute ebenfalls zu einer Quelle starker Rachegefühle geworden. Die „Kongogreuel" sind

ja sogar eine ziemlich moderne Sache. Allein auf englischen Schiffen sind von 1680—1780 2,13 Millionen Neger als Sklaven nach Amerika gebracht worden, abgesehen von den unterwegs Umgekommenen. Erst am 1. Mai 1807 hob der „Abolition Act of Slavery" die Sklaverei in England und erst 1833 ein Ergänzungsgesetz für das Empire auf. Im übrigen sind die Daten folgende: Verbot des Sklavenhandels: in Frankreich 1816, Spanien 1817, Portugal 1823, Brasilien 1830; Aufhebung der Sklaverei selbst: in Frankreich 1848, USA. 1865, Brasilien 1888. Beiläufig: So erstaunlich es klingt, Tatsache ist, daß es in englischen Besitzungen noch bis vor kurzem Sklaverei und Sklavenhandel gab. In Sierra Leone betrachtete man noch 1927 die Sklaverei als legal. Damals fällte der Oberste Gerichtshof in Sierra Leone ein Urteil, das einem Sklavenhändler das Recht zuerkannte, seine entlaufenen Sklaven wieder einzufangen. Über die Bloßstellung durch dieses Urteil geriet die öffentliche Meinung in England denn doch in Unruhe, worauf sich der Kolonialminister veranlaßt sah, das Gouvernement in Sierra Leone zum Erlaß einer Verordnung anzuhalten, die die Sklaverei für ungesetzlich erklärte.

Die hier kurz geschilderte indianische Bewegung ist höchst ernst zu nehmen, und zwar auch um deswillen, weil der indianische Blutsteil ständig anwächst. Die indianische Rasse ist ähnlich wie die schwarze äußerst fruchtbar. Dazu kommt, daß das indianische Blut von erstaunlicher biologischer Kraft ist. Sachkenner versichern, daß es Negerblut auffaugt, so daß aus der Mischung Rot-Schwarz, aus der die Zambos entstehen, schon im dritten Glied Indianer werden. Bei Mestizen (Weiß-Rot) gilt dasselbe. Es gibt nur ein Blut, das stärker als das indianische ist, das ist das chinesische. Der Chinese ist wohl der einzige Mensch, der sich allen anderen Rassen,

sogar den Juden gegenüber, durchsetzt. Das biologisch schwächste Blut ist bekanntlich das weiße. Es teilt das Schicksal alles Edlen, — ein ernstes Menetekel für die weiße Rasse! Die daraus sich ergebenden Folgerungen und Forderungen liegen auf der Hand. Erkannt waren sie bisher nur in Deutschland. Darüber später noch ein Wort.

Auch in Nordamerika dringt die indianische Bewegung vor. Der Begriff der „Rückindianisierung" ist bereits geprägt. Unter den führenden Indianern befinden sich hier außerordentlich reiche Leute, schwere Millionäre, die mit ihrem Reichtum etwas anzufangen wissen. In Amerika leistet die Jingo-Gefühlsduselei dem Vordringen des Indianertums Vorschub. Der Amerikaner versteht unter Farbigen bekanntlich nur den Neger (black people) und unter „coloured men" nur den schwarzen Blutzuschuß. Der Indianer gilt ihm nicht als Farbiger. In den obersten Zehntausend drüben galt es früher als besonders vornehm, wenn jemand seine Abstammung als Abkömmling der Mayflower-Leute (des ersten Einwandererschiffes) nachweisen konnte. Schon auf meiner Reise 1934 wurde mir berichtet, daß in diesen Kreisen ein neuer Spleen ausgebrochen sei: am vornehmsten fühle sich der, der altes indianisches Blut nachweisen könne. Vielleicht erklärt sich daraus so mancher Einschlag in der amerikanischen Politik.

8. Die schwarze Bewegung.

Die Negerbewegung (einschließlich der Mulatten) hat in Westindien ihren Sitz und auch ihre lokale Leitung vielleicht in Haiti, das ja geteilt ist in eine reine Negerrepublik und eine Mulattenrepublik, deren letzter Präsident Leonidas Trujillo, übrigens ein ebenso kluger Wirtschafter und Verwaltungsmann, wie zielbewußter Staatspolitiker war. Wenn

der alte Bruderzwist zwischen Negern und Mulatten hier und da noch aufflammt, wie vor einiger Zeit in Haiti, so darf man sich dadurch nicht irre machen lassen. Gegen Weiß halten sie zusammen. In Westindien leben etwa 12 Millionen Menschen, von denen nicht ganz 1 Million weiß ist. Fast ganz Westindien ist schwarz. Wenn Bernard Shaw einmal gesagt hat, daß es ihm vorgekommen sei, als ob die Hautfarbe der Menschen in Westindien „rosa" sei, so hat er damit offenbar über die schönen rosafarbenen Hosen der Neger spotten wollen, von denen ich oben erzählt habe.

Am meisten interessieren hier die englischen Kronkolonien Trinidad und Jamaica. In Trinidad sind 50% der Bevölkerung Neger und Negermischlinge, 200000 Inder und Chinesen. Inder und Chinesen machen ein Drittel der Gesamtbevölkerung aus. Die Schicht der Weißen ist verschwindend.

Jamaica hat etwa 1,2 Millionen Einwohner. Davon waren nach der Volkszählung von 1921 ganze 14400 Weiße! An Negern wurden damals 660420, an Indern 18600, Chinesen 3700 und an Mischlingen 157220 gezählt. Dann kommt die bemerkenswerte Feststellung, daß sich bei 3700 Menschen infolge „weiten Fortschreitens der Mischung" überhaupt keine Rassenmerkmale mehr feststellen ließen. Es muß sich also dabei um Mischungen gehandelt haben, wie sie oben bei Panama beschrieben worden sind. Trotzdem sowohl in Trinidad wie Jamaica und auch in den anderen englischen Kolonien Westindiens, der Robinson-Insel Tobago, Barbados St. Vicent, Santa Lucia, Dominica, Antigua, Nevis, St. Kitts, der Neger die schlechthin beherrschende Stellung hat, ist das Geschäftsleben, ähnlich wie im alten Deutsch-Ostafrika, in den Händen der Inder und Chinesen, und zwar haben die Inder die großen Läden und Warenhäuser in der Hand, während die Chinesen in Stadt und Land die kleinen Läden

und Kneipen besitzen. Die Chinesen haben heute sogar ihre eigene Zeitung. Die Fruchtbarkeit der Ostasiaten ist dabei genau so groß wie die der Neger. Sie nehmen ständig zu. Deshalb hat sich seit 1921 die obengenannte Volkszahl der Farbigen um mehrere Hunderttausend verstärkt. Nur die Zahl der Weißen ist nicht gestiegen.

Besondere Unruheherde der schwarzen Bewegung sind Trinidad, Jamaica, Barbados und St. Kitts. In Trinidad war kurz vor unserer Ankunft nach schweren Unruhen der englische Gouverneur Sir Murchison Fletcher entlassen und eine Untersuchungskommission eingesetzt worden. Und als wir abfuhren, hieß es wieder „Streik"! In Jamaica brannte es nach unserer Abfahrt lichterloh, und zwar derart, daß die militärischen Mittel zur Niederhaltung des Aufstandes nicht genügten, sondern England auch hier zu dem entsetzlichen Mittel des rücksichtslosen Terrors gegriffen hat. Der englische Gouverneur von Jamaica, Sir Edward Denham, dessen wundervolles Palais mit märchenhaftem Park wir noch bewundern konnten, ist während dieser Unruhen vor Aufregung gestorben. Daran mag man ermessen, worum es sich bei diesen Unruhen handelt. Seine Leiche mußte in's Meer versenkt werden. Offenbar hat man die Schändung seines Grabes befürchtet.

Es sei hier noch einmal betont, daß es ein Irrtum ist, wenn man in diesen fortgesetzten „Streiks" lediglich Lohnbewegungen sieht. Zweifellos ist die englische Kolonialwirtschaft alles weniger als sozial. Die Entlohnung der schwarzen Arbeiter und Angestellten ist jämmerlich, und für ihre Unterbringung wird überhaupt nicht gesorgt. Soziale Fürsorge ist gänzlich unbekannt. Die gab es ja überhaupt nur in den Kolonien des (vielleicht deshalb?) zum Kolonisieren „unfähigen und unwürdigen" Deutschen Reiches. Trotzdem bleibt es dabei,

daß es sich hier nicht um Ausstände, sondern um Aufstände handelt, und zwar um Daueraufstände. Das englische Kabel hat natürlich ein Interesse daran, die Dinge so darzustellen, als ob es sich lediglich um marxistische Lohnstreiks handele. Aber so liegen die Dinge in Wahrheit nicht. Es geht hier nicht um Kampf gegen den „Kapitalismus", sondern um Krieg gegen die weiße Herrschaft. An der Spitze der Bewegung steht in Trinidad der fanatische Neger Uriah Butler, in Jamaica der ebenso fanatische und sehr gefährliche, reiche Mulatte Alexander Bustamente.

Mit alledem büßt England aber nicht nur soziale Sünden, sondern auch Verwaltungsmethoden, die unsereinem völlig rätselhaft erscheinen. Man kann sich das mit dem besten Willen nicht anders erklären, als daß England das Zutrauen zu sich selbst stark verloren hat, daß es draußen in eine Art Verzichtstimmung geraten ist, und daß die englische Kolonialpolitik Vogel-Strauß-Politik geworden ist. Die oben angeführten Folgen des Weltkrieges mit ihrer steigenden Stärkung aller auseinanderstrebenden Kräfte im Empire haben England nämlich veranlaßt, insofern aus der Not eine Tugend zu machen, als sich seine neuere Kolonialpraxis mehr und mehr auf den Grundsatz des „Indirect rule" gestellt hat, d. h. auf den seinerzeit in Britisch-Nigeria vom Gouverneur Lord Lugard erfundenen Gedanken nicht nur der Mitbeteiligung der Farbigen an ihrer eigenen Verwaltung, sondern auch der teilweisen Übertragung englischer Staatsautorität an Farbige. Es liegt ja auf der Hand, daß eine solche Praxis gar nicht anders handeln kann, als bei der Auswahl der Betrauten nach den besten und erzogensten farbigen Kräften zu greifen. Die aber sind überall im Empire die von der farbigen Bewegung, vor allem vom Afrikanismus, erzogenen und ausgebildeten Leute, häufig ihre Vertreter und Sendboten.

So füttert heute England Die, die auf „den Tag" warten. Daß z. B. die Arbeitsvermittlung in den Besitzungen der weißen Mächte in Afrika und in Südafrika heute im wesentlichen in der Hand dieser Leute ist und daß sich der afrikanische Erzeugungsvorgang ohne diese Vermittlung überhaupt nicht mehr aufrecht erhalten läßt, ist bereits erwähnt. Man überlege sich doch einmal, was es bedeutet, daß z. B. die gesamte Goldförderung der Johannesburger Minen, also über 50% der Weltgoldförderung, auf Gedeih und Verderb abhängig ist vom guten Willen der Neger, die es heute bereits in der Hand haben, diese Grundlage der weißen Wirtschaft von einem Tag zum anderen lahm zu legen. In der Goldindustrie sind dort heute über 300000 Eingeborene gegenüber 33000 Europäern beschäftigt. Das sind wirklich keine schwarzseherischen Gedankenspielereien, das sind Sorgen, die an Ort und Stelle alle denkenden Weißen erfüllen! Es war nicht in den Tag hineingesprochen, als der alte Buren-General und jetzige südafrikanische Minister Smuts auf der britischen Reichskonferenz 1935 erklärte: „Wir Südafrikaner haben kein Verständnis mehr für die europäischen Familienzwistigkeiten, wir sehen andere, große und schwerere Probleme." Schon im Jahre 1926 hat der englandfreundliche Smuts vor einer falschen Einstellung zu der Entwicklung der schwarzen und der asiatischen Bewegung gewarnt, man solle nicht „Brandfackeln in einen Heuhaufen hineinwerfen". Er sagte schon damals: „Wir, eine Handvoll von Weißen, umgeben uns mit einem inneren Ring von schwarzem Haß und jenseits davon mit einem Ring des Hasses von ganz Asien!" Der damalige Verteidigungsminister Pirow hat schon 1936 ebenfalls mit großem Ernste auf die Gefahr einer allgemeinen Empörung der Schwarzen hingewiesen. Hoops teilt a. a. O. mit, daß „man in den offiziellen Kreisen der Südafrikanischen Union

mit der Möglichkeit rechne, daß einmal die ganze farbige Welt unter Führung einer östlichen Nation aufstehen werde." Der Negerführer George Padmore teilt mit, daß heute ganz Afrika durchsetzt sei von revolutionären schwarzen Geheimbünden, und sagt zum Problem Südafrika: „Kein Beobachter kann umhin, zu sehen, daß die Weißen in Südafrika sich ihr eigenes Grab schaufeln. Sie glauben, daß Maschinengewehre und Flugzeuge es ihnen ermöglichen werden, die Schwarzen ewig zu unterdrücken. Aber das ist eine sehr kurzsichtige Auffassung eines ernsten Problems."

Wenn es aber schon so weit geht, daß man nicht nur bei Leitung wirtschaftlicher und technischer Arbeiten mehr und mehr abhängig wird vom farbigen Mitarbeiter, sondern, daß man die Grundsätze des „Indirect rule" sogar in den eigenen Verwaltungs- und Vollzugsbereich trägt, und heute sogar junge Engländer unter farbige Instanzen stellt, dann muß man doch wohl sehr bedenklich werden. Englands Staatspolizei als schwarze Macht, noch dazu in Westindien, — das ist allerhand! Als wir in Trinidad landeten und zum ersten Male eine englische staatliche Paßkontrolle durch Neger erlebten und dann die schneidigen schwarzen Bobbies sahen, von denen einer auf dem Umschlag dieses Buches abgebildet ist, kam es einem von uns vom Munde: „Ja, ist denn England buchstäblich verrückt geworden?" Freilich hat England grundsätzlich bisher nur in Neuseeland jede Rassenschranke, ja auch jede Gesellschaftsschranke gegenüber den Eingeborenen, den Maoris, aufgehoben, die allerdings auf hoher geistiger Stufe stehen. Abgesehen von diesem Sonderfall hält England im Unterschied zu Frankreich heute noch an der Rassentrennung und der Ablehnung einer Vermischung fest.

Auch im übrigen lernt man draußen verstehen, daß es in England heute ängstliche Gemüter gibt, und daß der frühere

Trieb in die Kolonien bei Offizieren und Verwaltungsbeamten stark nachgelassen hat. Wenn früher in Trinidad und Jamaica der englische Offizier in seinen eleganten Breeches mit dem Reitstöckchen über die Hauptstraßen ging, machten ihm alle Farbigen scheu und ängstlich Platz. So soll es angeblich noch vor 15 Jahren gewesen sein. Heute macht kein Farbiger mehr einem englischen Offizier Platz auf dem Bürgersteig! Die Zeiten sind vorüber. Die Engländer hüten sich auch, den Versuch zu machen. Sie sitzen in ihren Vierteln und bleiben in ihren Parks und Klubs. Man hat unwillkürlich den Eindruck eines weißen Ghetto! Und für die vorhandenen Machtmittel gilt das Stichwort „kaschieren". Auch uns hat übrigens, außer im holländischen Curaçao, kein Farbiger in diesen Ländern Platz gemacht. Sogar in den farbigen Vierteln Havannas ging man lieber selbst vom Bürgersteig, ehe man es auf eine Rempelei mit den Farbigen ankommen ließ. So sieht heute die Herrschaft der Weißen über die Farbigen aus!

Und was sind diese Neger dort zum Teil für Kerle! Da merkt man nichts vom „verhungerten Arbeiter". Das sind Menschen, die wissen, was sie wollen. In Trinidad sahen wir einen Trupp Boy scouts mit ihrem schwarzen Führer auf dem Marsche: stramme, frische Jungens in tadelloser Kleidung, die mit frohen Liedern und sichtlicher Befriedigung ihren Dienst taten. Dieser Blick in die schwarze Jugenderziehung hat mir mehr gesagt als mancher Bericht, den ich hörte. Ebenso sahen wir in Jamaica eine schwarze Polizeischule unter ihrem schwarzen Wachtmeister auf einem Übungsmarsch: hochgewachsene, sportgestählte Leute, denen ein starkes Selbstbewußtsein aus den Augen leuchtete.

Über Erziehung und Bildungsstand dieser Leute mag ein Beispiel Aufschluß geben. Auf der Höhe der Lady Chancellor-

Straße in Trinidad mit der herrlichen Aussicht stand ein schwarzer Wachtmeister und machte uns in freundlicher Weise auf einzelne besonders schöne Punkte aufmerksam. Als ich ihm zum Dank eine Schachtel Zigaretten anbot, wies er sie zurück: „Many thanks, I'm sorry, I'm on duty" (Bedauere sehr, ich bin im Dienst).

Vielleicht darf ich noch ein Beispiel mitteilen. Wir hatten in Venezuela für einen ganzen Tag einen schwarzen Chauffeur gemietet. Wir hatten ihn so behandelt, wie eben ein Deutscher Menschen behandelt, die ihm Dienste leisten. Ich verdanke dem klugen Burschen manche nützliche Aufklärung. Als wir ihn abends in La Guayra entlohnten, fragte er, ob er uns noch am Strande entlang nach dem Hotel Miramare, einem paradiesischen Flecken am Fuße der Anden, fahren dürfe. Fahrtdauer ¾ Stunde. Wir nahmen an und haben bei dieser märchenhaften Fahrt unvergeßliche Eindrücke gehabt. Nach Rückkehr war der Mann nicht zu bewegen, für diese Sonderfahrt eine Bezahlung oder auch nur ein Trinkgeld anzunehmen. Begründung: ich hätte ihn „good fellow" (guter Kamerad) genannt. Er meinte: „I'll never forget you" (ich werde Euch nicht vergessen). Der innere Anstand ist offenbar kein Vorbehaltsgut der weißen Welt.

Schließlich sei noch eins bemerkt: Die Auswirkung des italienisch-abessinischen Krieges ist in diesen Gegenden, und wohl im Äthiopianismus überhaupt, eine ganz außerordentliche und äußerst nachhaltige. Während des Krieges haben sich in Trinidad und Jamaica Tausende von Negern (allein in Trinidad über 2000) als Kriegsfreiwillige nach Abessinien gemeldet, und gerade die ärmsten Neger dort haben Tausende von Dollars für das abessinische Hilfskomitee gesammelt. Noch heute wird der Negus auf diesen Inseln wie ein Heiliger verehrt. Sein Bild hängt in mancher Negerhütte,

und die Worte „Negus", „Ras", „Haile Selassie" werden heute dort als Vornamen für die Kinder benutzt. Ist das alles nicht auch ein Beweis für das Wirken einer einheitlichen Bewegung?

9. Die Mischlingsbewegung.

Was schließlich die Mischlingsfrage anlangt, so mag es zweifelhaft sein, ob man hier von einer geschlossenen Bewegung reden kann, was Sachkenner allerdings behaupten, oder ob sich die Mischlinge nicht je nach Lage des Falles der indianischen oder der schwarzen Bewegung anschließen. Eine Hauptgruppe der Mischlinge, die Mulatten[1]), mit ihren weiteren Abarten Terzeronen, Quartonen, Oktavonen fallen jedenfalls aus, da sie sich grundsätzlich den Negern anschließen, abgesehen von Haiti, wo sie eine eigene Republik haben. Die Zambos (Rot-Schwarz) und die Mestizen, Castizen und Morisken stehen zur indianischen Bewegung. Die gelben Mischungen (Eurasier, Chinos, Lobos, Gilbaos, Cambusos) sind ein wechselnder Bestandteil.

Als geschlossene Macht sind die Mischlinge meines Wissens bisher nur in den oben angeführten cubanischen Aufständen gegen Spanien als Bundesgenossen der Kreolen aufgetreten. Falls es eine eigene Mischlingsbewegung geben sollte, müßte ihre Zentrale in Panama, dieser ethnologischen Vexieranstalt, gesucht werden. Panama hat 1,2 Millionen Einwohner. Davon sind über 35000 reinblütige Indianer (wahrscheinlich mehr,

---

[1]) Mulatten sind Mischlinge aus Weiß und Schwarz, Zambos sind Mischlinge aus Schwarz und Rot, Mestizen sind Mischlinge aus Weiß und Rot, Eurasier sind Mischlinge aus Weiß und Gelb, Chinos sind Mischlinge aus Gelb und Schwarz.

Gringo = dummer, hergelaufener, verächtlicher, diebischer, verlauster Fremder. So nennen die Farbigen Weiße!

da der Urwald unerforscht ist), 300000 rote Mischlinge, 80000 schwarze Mischlinge, und der Rest setzt sich aus Mischlingen aller anderen Rassen (Chinesen, Japaner, Malaien, Syrer, Inder) zusammen. Die weiße Schicht ist verschwindend gering.

Auch Venezuela könnte vielleicht zu den Mischlingsgebieten gerechnet werden. Von den 3 Millionen Einwohnern schätzt man 130000 Neger, den Rest mehr oder weniger als Mischlinge. Ich selbst habe den Eindruck gehabt, daß sich in Venezuela das indianische Element mehr und mehr durchsetzen wird.

Was Cuba anlangt, so ist bereits oben das Nötige gesagt. Ob man die Kreolen als Mischlinge ansprechen darf, mag dahinstehen. Sie selbst lehnen das ab, obgleich sie von den Spaniern minderbewertet wurden. Ihr Bündnis mit den Mischlingen, das einst zum Zusammenbruch der spanischen Herrschaft führte, bleibt jedenfalls geschichtliche Tatsache. Auf welcher Seite Batista im Falle eines offenen Ausbruches der Feindseligkeiten zwischen Weiß und Farbig stehen würde, erscheint kaum zweifelhaft.

Was die Verhältnisse in Südamerikas Nordstaaten außerhalb der von der indianischen Bewegung erfaßten Teile anlangt, so sei nur noch nachgetragen, daß Brasilien reichlich schwarz erscheint. Man darf Brasilien nicht nach Rio de Janeiro beurteilen! In Brasilien sind seit Aufhebung der Sklaverei, also seit 1888, 12 Millionen Neger frei geworden. Wieviel in den unerforschten Gebieten, vor allem im Urwald, noch reinrassige Indios vorhanden sind, kann Niemand wissen. Wenn nun in Brasilien gesagt wird, daß jene 12 Millionen Neger unterdessen, also in kaum 50 Jahren, „im portugiesischen Volksteil aufgegangen" seien, so ist da wohl der Wunsch der Vater des Gedankens. So schnell geht das „Aufgehen" nicht, ganz abgesehen davon, daß schwarzes Blut stärker ist als weißes. Ein ausgesprochen negroides Gepräge, das auch in

portugiesischen Kolonien vielfach angetroffen wird, könnte doch wohl nur das Gegenteil eines solchen Aufgehens beweisen.

Jedenfalls hat Brasilien seine Negerfrage in derselben Stärke wie Nordamerika. Von einem „Latein-Amerika" zu reden ist genau so falsch, wie die Redensart von einem „angelsächsischen" Amerika. Und über die „pan-amerikanische" Idee Roosevelts kann man nur lachen. Gefährlich für Europa ist der Gedanke sicherlich, aber nur um deswillen, weil er die Abneigung der mittel- und südamerikanischen Staaten gegen Europa verstärkt und ihr einen neuen Schein sittlicher Begründung gibt. Wie sehr sich die USA. damit schließlich in's eigene Fleisch schneiden würden, liegt auf der Hand. Das tritt fast heiter zutage anläßlich der achten panamerikanischen Konferenz, die im Dezember 1938 in Lima, der Hauptstadt Perus, stattfand. Die USA. beabsichtigten dabei die Bildung eines „antifaschistischen Blocks" Gesamtamerikas zur „Verteidigung der Demokratie gegen die autoritären Staaten" herbeizuführen. Die Konferenz war ein Mißerfolg. Die südamerikanischen Staaten wissen aus bitterer Erfahrung, was sich hinter der „Liebe" der USA. versteckt. Es handelt sich bei diesem panamerikanischen Gedanken im Grunde ja auch nur um einen jener USA.-Geschäftstricks, mit denen man weißen Konkurrenten an's Leder will. In einem Pan-Amerika wäre der weiße Bestandteil schon heute gering und müßte beim Fortgang der hier geschilderten Entwicklung ständig geringer werden. Das ist mir schon klar geworden, als ich zum ersten Male in Washington den heiligen Pan-Amerika-Tempel besuchte. Jede neue Stärkung und Untermauerung der farbigen Welt muß sich schließlich auch gegen das wenden, was sich heute noch das „Angelsächsische Amerika" nennt. Wir werden es wohl noch erleben, daß der famose Gedanke „Pan-Amerika" von den farbigen Staaten auf-

gegriffen wird, die ihn bisher nur zögernd aufgenommen haben.

Wenn mit Recht bereits vom „Zeitalter der Gegenkolonisation" gesprochen wird, so hat das in diesen Teilen der Welt die Bedeutung, daß sowohl in Süd-, Mittel- wie Nordamerika die farbige Bewegung rassisch, wirtschaftlich und politisch in stetem und offenbar unaufhaltsamem Anwachsen ist. Das gilt heute schon sogar für das Gesellschaftswesen. Das dem Amerikaner so peinliche Vordringen der „coloured clubs", die ganz auf der Höhe sind und in Mittelamerika und Westindien in Vornehmheit und Eleganz ihre weißen Brüder längst eingeholt haben, besagt genug. Und darüber, daß die Neger in Haiti ein reineres und besseres Französisch sprechen und in ihren hochstehenden Theatern die klassische französische Kunst edler bringen, als es in der Lichtstadt an der Seine geschieht, darüber ärgert man sich sogar in Paris. Und das will doch etwas heißen.

In Südafrika, so z. B. in Johannesburg und Durban, gibt es heute neben schwarzen Villenvierteln bereits weiße Elendsviertel, weiße „slums", wo „arme Weiße" in verkommenen Baracken hausen. In Johannesburg hungern heute fast 20000 arbeitslose Weiße, deren Kinder in Ernährung und Kleidung neben den Kindern des gehobenen schwarzen Mittelstandes einen erbarmungswürdigen Eindruck machen. Man kann aber auch in Nord-, Mittel- und Südamerika und in Westindien neben schwer reichen Negern und Indianern weiße Bettler sehen. Tempora mutantur!

10. Zusammenfassung.

Die unmittelbaren eigenen Eindrücke, die wesentlich für die hier behandelte Frage sind, fasse ich noch einmal kurz zusammen:

1. Wir stehen heute zumindest vor den Anfängen einer einheitlichen farbigen Bewegung. Weiße sind heute in diesen Gebieten nur noch geduldete und ungebetene Gäste. Von einem „Herrenbewußtsein" der Weißen kann gar keine Rede mehr sein. Das gilt auch für die englischen Kronkolonien. Gerade vom „Herrenvolk" der Engländer erhält man draußen seltsame Eindrücke. Man sieht, hört und fühlt überall nur eine mehr oder weniger große Entsagung. In einzelnen Gebieten, so in Mexiko, gibt es für Weiße bereits Einwanderungsschwierigkeiten.

Die Abneigung, ja zum Teil der Haß gegen Weiß tritt einem, vor allem bei Negern, deutlich vor Augen. Tatsache ist, daß sich diese Abneigung Deutschen gegenüber am wenigsten fühlbar macht, daß die Hetzparolen der USA. gegen Deutschland ausgerechnet bei den Farbigen dort am wenigsten verfangen, und daß das Bekenntnis als „German" bzw. „Aleman" vielfach unvermutete Brücken des Verständnisses baut. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß von der stillen und hartnäckigen Abschnürung alles Weißen auch die Deutschen betroffen werden, so z. B. die deutschen Kaffeefinkas in Mittelamerika, vor allem in Mexiko.

2. Die früher oft bis zu schweren Auseinandersetzungen gesteigerten Gegensätze der Farbigen untereinander schweigen so gut wie völlig. Insbesondere hat der Islam offenbar seinen Frieden geschlossen mit allen bisherigen farbigen Gegnern. So gibt es z. B. weder in Trinidad noch in Jamaica mehr die früher üblichen Streitigkeiten zwischen Mohammedanern und Brahma-Leuten. Wenn es gegen Weiß geht, halten Alle zusammen, von schwarz über rot bis gelb. Man fühlt sich als Schicksalsgemeinschaft und die Herausbildung eines farbigen Gemeinschaftsbewußtseins merkt der Blinde mit dem Krückstock. Auch das Vorhandensein einheitlicher Parolen kann

ernstlich nicht bestritten werden. Wo aber einheitliche Parolen feststellbar sind, muß notwendigerweise auch eine einheitliche Führung da sein.

Man könnte vielleicht der Meinung sein, daß die blutige Auseinandersetzung zwischen Japan und China der hier vertretenen Auffassung widerspricht. Auf das Wesen dieser Auseinandersetzung, insbesondere darauf, ob es sich dabei um mehr als um einen häuslichen Streit handelt, kann hier nicht eingegangen werden. Vielleicht ist aber gerade diese Auseinandersetzung mit China der stärkste Beweis für das hier Behauptete.

3. Überall ist das Erwachen eines starken Rassebewußtseins merkbar, das sich vor allem bei reinrassigen Negern bis zu einem erstaunlichen Selbstbewußtsein steigert. Aber nicht nur das. Wir stehen in der farbigen Bewegung bereits vor Bestrebungen auf Reinigung und Reinhaltung der Rasse und vor der steigenden Erkenntnis der Gefahren des Mischlingstums. Ich selbst habe keinen Zweifel daran, daß die wissenschaftlichen Größen der farbigen Bewegung, vor allem im Afrikanismus, genau Bescheid wissen über die deutsche völkische Literatur und über die Rassengesetzgebung des Dritten Reiches. Anders sind ja auch Auslassungen, wie sie oben bereits angeführt sind, daß man Hitler verstehe und für sich dasselbe wolle, nicht zu erklären.

Drei Beispiele will ich nur noch anführen: eine vornehme Negerfamilie (es gibt sehr vornehme Negerfamilien mit Villa, Rolls Royce und allem Drum und Dran) hat ein mulattisches Kindermädchen. Als die ihren Rangen wegen irgendeiner Ungezogenheit Vorhaltungen macht, schreit ihr ein Dreikäsehoch in's Gesicht: „Du hast mir gar nichts zu sagen, Du hast ja weißes Blut" (Just „Auf den Spuren des Kolumbus"). Früher stellten sich die Mulatten über die Neger. Aber die

Caracas, ein Patio im Geburtshaus Bolivars

Zeit ist vorüber, wo weißer Blutzuschuß oder gar weiße Haut in diesen Gebieten Vorteil brachten.

Das Staunen über diesen grundsätzlichen Wandel der Dinge kommt in fast naiver Form in dem Buche des Amerikaners W. B. Seabrook „Geheimnisvolles Haiti" zutage. Das Buch ist bereits 1931 erschienen (in deutscher Übersetzung im vormaligen Verlag Rudolf Mosse). Der Verfasser schreibt u. a.: „Heutzutage könnte in Port-au-Prince (auf Haiti) nicht einmal ein Rhinozeros leben, ohne sich seiner Hautfarbe bewußt zu werden. Das trifft auf jedes Rhinozeros zu, ganz gleich, ob seine zolldicke Haut nun weiß oder schwarz ist. Es hat sich nämlich allmählich ein Zustand herausgebildet, der so grotesk ist, daß die meisten Amerikaner ihn kaum für möglich halten werden. Es gibt tatsächlich Haitianer, die stolz darauf sind, Neger zu sein, die sich herausnehmen, mit Verachtung auf die Weißen herabzuschauen, und die es ablehnen, mit Weißen gesellschaftlich zu verkehren! Während der ersten Tage meines Aufenthaltes in Haiti machte ich die eigenartige und nicht uninteressante Erfahrung, daß man mir die Pigmentation meiner Haut übelnahm. Man begegnete mir mit Mißtrauen und auch mit unverhohlener Verachtung, und zwar lediglich deshalb, weil ich ohne mein persönliches Verschulden mit einer weißen Haut zur Welt gekommen war. Zunächst fiel es mir recht schwer, mich in diesen völlig verdrehten Verhältnissen zurechtzufinden."

Daraus ergibt sich wohl zur Genüge, daß ich selbst hier in keiner Weise zu schwarz gesehen habe.

Man berichtete mir weiter, daß in den von der indianischen Bewegung beherrschten Staaten sowohl Mestizen wie Zambos bei Gesuchen um Einstellung in den Staats- oder Gemeindedienst selten den unwahren Zusatz auslassen: „Soy puro Indio" (ich bin reinblütiger Indianer). Daß sie das für

zweckmäßig halten, beweist deutlich, daß sich die Bestrebungen auf Reinigung und Reinhaltung der Rasse bereits praktisch geltend machen.

4. Die für mich größte Überraschung war der Einblick in das farbige Schul- und Erziehungswesen in diesen Staaten. Wenn Frank („Paradies mit Vorbehalt") berichtet, daß man heute am Rande des Urwaldes den Füllfederhalter in der Hand von Achtjährigen und die Logarithmentafeln in der Hand von Vierzehnjährigen vorfinde, so trifft das den Kernpunkt der Sache.

Das Bildungsstreben, vor allem auch in der Negerjugend, ist ganz erstaunlich. Hier steht die oben gekennzeichnete äthiopische Bewegung bereits vor einer reifen Frucht. Als wir auf dem Pitch Lake in La Brea weilten, sprachen mich drei 7—8jährige Negerjungen an. Ich war sprachlos über das, was ich da an Kenntnissen und Wißbegier zu hören bekam. Einer fragte mich u.a.: „Please, Sir, how many miles are there from here to Germany? (Wieviele englische Meilen sind wir hier von Deutschland entfernt?) Mir ging es durch den Kopf, wieviel 7- und 8jährige bei uns wohl wissen, wo Trinidad überhaupt liegt und — wieviel Erwachsene es bei uns wohl gibt, die Westindien am Himalaya suchen. Ich könnte mehr solcher Beispiele anführen, auch von farbigen Chauffeuren, die fleißig ihre Abendschule besuchen.

Wir haben überall, wo wir waren, einen Schulbetrieb gefunden, der sich wirklich sehen lassen kann. Dabei handelt es sich beim Elementarschulwesen durchweg um Freiluft- und Waldschulen, die nach jeder Richtung hin vorbildlich eingerichtet sind. Wir haben Aufnahmen solcher Schulen, auch Aufnahmen der Schulkinder gemacht, die mehr als einmal hier Erstaunen erregt haben: „Das kann doch gar nicht wahr sein!" Es ist doch wahr. Sogar in Panama sahen wir

u. a. eine Haushaltungsschule für farbige Mädchen, verbunden mit Handarbeits- und Werkschule. Sie war nicht nur baulich, sondern in jeder Hinsicht vorbildlich.

Eine besondere Rolle in allen diesen Gebieten spielen die sogenannten Abendschulen, eine Art Volkshochschule mit lehrplanmäßiger Verbindung von Elementarunterricht, höherem Unterricht und Fachkunde. In diesen Abendschulen ergänzt das ältere Geschlecht mit Eifer seine mangelnde Schulbildung.

5. Wenn etwas geeignet ist, bei den sogenannten Naturvölkern den Rest von Achtung vor Weiß zu zerstören, so ist es das vor allem von Amerika bediente Kino und Radio und sind es gewisse illustrierte Blätter und Magazine mit den Bildern mehr oder weniger nackter weißer Frauen. Über Radio und Kino werden den Farbigen laufend ja auch alle Vorgänge der weißen Zerrissenheit vorgesetzt, und über beide hört und sieht er, wie sehr das, was wir Nigger-Kultur nennen und was in Wahrheit Ausartungen des farbigen Nacht- und Straßenlebens sind, in der weißen Welt Fuß faßt. Man täusche sich doch nicht über die Wirkung der Übernahme von Niggersongs und Niggertänzen, über die Wirkung europäischer Rumba-Begeisterung und der Nachäffung kreolischer Gesichtsmalerei und lackierter Zehennägel! Die „Gegenkolonisation" hat in manchen weißen Kreisen offenbar schon geistige Wirkungen.

Stand Deutschland während der Systemzeit nicht auch schon unter dem Zeichen dieser „Gegenkolonisation" und damit der Verniggerung? Es sei hier lediglich an eins erinnert: an die begeisterte Aufnahme der kultur- und rasseschänderischen Oper des Tschechen Krenek „Jonny spielt auf". In dieser Oper beglückt ein Neger eine weiße Dirne und singt in seinem „Liebeslied" u. a.: „Jetzt kommt die neue Welt über's Meer gefahren mit Glanz, und erbt das alte Europa durch den Tanz ... Du bist so schön, ich liebe Dich! Oh, ich bin stark,

Du ahnst es nicht — frag doch die Mädchen von Paris. Warum willst Du nicht? Alle wollten bisher und haben es nicht bereut. Warum willst Du nicht meine Kraft suchen? Ich kenne ja Euch Weiße, erst wehrt Ihr Euch, dann seid Ihr beglückt."

In jenem Deutschland war so etwas „Kunst" und fand begeisterten Beifall. Es war in der Tat höchste Zeit, daß unser eigenes Volk sich wieder auf sich selbst besann.

III. Folgerungen.

Nach alledem ist am Bestehen und Wirken einer farbigen Bewegung, die nach einheitlicher Organisation strebt und zum Teil bereits organisiert ist, doch wohl kaum zu zweifeln.

Nun mag es Leute geben, die der Meinung sind, daß dieser Blick in eine andere Welt zwar unterhaltend sei, daß aber gerade wir in Deutschland von dieser Entwicklung nicht berührt würden. Denn wir seien ja unbeteiligt am „europäischen Kolonial-Imperialismus", seien rassisch endlich gesichert und hätten uns überdies unserer Umwelt gegenüber doch derart verselbständigt, daß uns jene Entwicklung mehr oder weniger gleichgültig lassen könne.

Das wäre dann etwa der Standpunkt des Spießbürgers aus Goethes Osterspaziergang, den es lediglich angenehm gruselt, daß „fern im Osten" sich die Türken schlagen. In Wahrheit berührt uns der Weitergang jener Entwicklung sowohl wirtschaftlich wie politisch sehr erheblich, ob wir wollen oder nicht. Wir leben nun einmal nicht auf dem Monde und können unsere Grenzen nicht mit einer chinesischen Mauer umgeben und uns gegen jede Einwirkung von außen luftdicht abschließen.

Die Gefahren der farbigen Bewegung sind verschiedenartig. Sprechen wir hier zunächst von der wirtschaftlichen Gefahr.

1. Die Wirtschaftsgefahr.

In der Entwicklung aller Völker spielt die Kolonisation (hier nur als äußere gemeint) eine größere Rolle, als gemeinhin angenommen wird. Tatsächlich sind nicht nur wirtschaftliche Umgestaltungen, sondern auch alle bedeutenden Um-

stellungen in der staatlichen und soziologischen Entwicklung der Völker durch koloniale Betätigung begründet oder zumindest begleitet gewesen. Griechenland wurde groß als Kolonialmacht und legte dadurch den Grund zur Ausbreitung und Herrschaft der griechischen Kultur. Am bezeichnendsten ist das Beispiel Roms. Die Herrschaft Roms über die damalige Welt war Kolonialherrschaft schlechthin. Die Prokonsuln und Proprätoren der römischen Provinzen (Dominien!) waren Generalgouverneure im heutigen kolonialen Sinn.

Rom bietet auch ein Beispiel dafür, wohin es führt, wenn sich ein Volk mehr und mehr abhängig macht von seinen Kolonien. Die römische koloniale Ernährungswirtschaft mit ihrem Latifundienwesen wurde schließlich schlechthin die Lebensgrundlage des „Mutterlandes". Auch Rom suchte die Befreiungsversuche seiner mündig gewordenen Kolonialvölker niederzuhalten, indem es seine Legionen mangels eigenen Mannschaftsersatzes steigend mit „Barbaren" auffüllte, schließlich reine Fremdenlegionen aufstellte und am Ende, ähnlich wie das heutige Frankreich, seine eigenen inneren sozialen Wirren nur noch mit Hilfe solcher kolonialen Regimenter zu bändigen suchte. Als diese Entwicklung vollendet war, brach Rom zusammen. Es unterlag dem Ansturm seiner eigenen Kolonien, deren Kräfte es militärisch und politisch selbst organisiert und vorgebildet hatte. Der schließlich unwiderstehliche germanische Ansturm ist durchaus ein koloniales Ereignis der damaligen Welt.

Auch der sittliche Verfall Roms mit seiner wahnwitzigen Schieber- und Korruptionswirtschaft hat nicht zuletzt im kolonialen Ausbeutewesen seine Ursache. Rom ist tatsächlich am „Kolonial-Imperialismus" zugrunde gegangen.

Auch die Hansa in ihrer Blütezeit und die Reichtumspolitik der italienischen Stadtstaaten ruhte auf kolonialen

Grundlagen, auch wenn diese noch beschränkt waren. Erst seit der Auffindung des Seeweges nach Indien und der Entdeckung Amerikas und Australiens beginnt die eigentliche Kolonialgeschichte der weißen Welt, und damit zugleich die eigentliche Weltwirtschaft. Auf dieser Grundlage und nur auf dieser Grundlage entstand erst die spanisch-portugiesische, dann die holländische und schließlich die englische Weltbeherrschung.

Insbesondere ist das Entstehen und Wachsen des gewaltigen englischen Empire ohne jene Grundlage überhaupt nicht denkbar. Auch der großartige Reichtum, der aus den deutschen Handelshäusern der Fugger, Welser, Ehinger in's damalige Reich floß, stammt aus farbigen Quellen, insonderheit aus den Tropen.

Die neuere Kolonialwirtschaft sieht in vielem ähnlich, wenn auch anders aus als die Roms. Anders deshalb, weil Rom es, abgesehen etwa von Nubien, fast nur mit weißen, meist arischen Kolonialvölkern zu tun hatte, die neuere Kolonialwirtschaft aber nur mit farbigen. Darin kann nur der einen Vorteil sehen, der sich von vornherein auf den rücksichtslosen kolonialen Ausbeutungsstandpunkt stellt und dabei der Meinung ist, daß sich farbige Völker infolge ihrer „Primitivität" leichter ausbeuten lassen. In Wahrheit ist das eine Selbsttäuschung, die sich rächen wird und schon gerächt hat. Es kommt dazu, daß Rom einst als einzige und geschlossene Kolonialmacht einer kolonisierten Umwelt gegenüberstand, während heute eine Mehrheit auseinanderstrebender und in Wettbewerb stehender Mächte einem mehr und mehr sich schließenden farbigen Gürtel gegenübersteht.

Rein wirtschaftlich kann man kurz folgendes sagen: Großwirtschaft setzt ein mit der Bändigung der Naturkräfte und der Ausnutzung der Rohstoffe. Daß die weiße Rasse beides

hervorragend verstanden hat, hatte ihr die materielle Überlegenheit über die gesamte farbige Welt verschafft und ihr den Schein der wirtschaftlichen und politischen Unangreifbarkeit und der militärischen Unüberwindlichkeit verliehen.

In der nachmittelalterlichen Wirtschaft aller weißen Völker, auch soweit sie selbst keine Kolonien hatten, spielt dabei eine besondere Rolle die Beschaffung und Verarbeitung solcher Rohstoffe, die nicht oder in nicht ausreichendem Maße in Europa vorhanden sind, Rohstoffe, die wesentlich in den Heimatsgebieten farbiger Völker, insbesondere im tropischen Bereiche, liegen. Hat sich doch die gesamte weiße Welt mit ihrer Wirtschaft und Politik, ja zum Teil sogar mit ihrer Kultur seit 400 Jahren gänzlich abhängig gemacht von dem Rohstoff „Gold", — mehr noch als einst Rom von seinem kolonialen Getreide. Mit „Gold" hat die gesamte neuere Wirtschaft begonnen. Noch heute steht das, was man Weltwirtschaft nennt, auf Gold. Beiläufig: ist das nicht ein goldener Nasenring, mit dem sich die weiße Welt von der farbigen auf die Eselswiese führen ließ? Ist die aus diesem Golde kommende weitgehende Entseelung und Veräußerlichung der weißen Welt etwa eine Rache des Schicksals?

Ähnliches wie von Gold und Diamanten gilt auch von anderen tropischen Rohstoffen, die zur Grundlage weißer Wirtschaft geworden sind, so von der Baumwolle, dieser Grundlage der gesamten großartigen weißen Textilwirtschaft. Die heutigen Schwierigkeiten Englands in Indien z. B. haben ihre wirtschaftliche Ursache nicht zuletzt im Mißbrauch Indiens als Rohstoffbeschaffer für Manchester. Um Manchester groß zu machen, zwang man Indien zu steigendem Anbau von Baumwolle. Das aber war nur möglich unter gleichzeitiger Verknappung der Nahrungsdecke Indiens. Die Baumwolle wuchs zu Lasten von Reis und Weizen. So wurde der Hunger-

riemen für die Inder immer enger. Zugleich stiegen ihre Aufwendungen für die eigene Bekleidung, die sie aus Manchester beziehen mußten. In diesem Teufelsring hat sich England schließlich selbst gefangen. Der indische Kampfruf „Los von England" ist, soweit er wirtschaftliche Ursachen hat, wesentlich auf den Textilmaschinen in Manchester von England selbst gewebt worden.

Vor allem aber gilt all dies vom Öl. Die Tropen haben die weiße Welt nicht nur vergoldet, sondern auch motorisiert. Man denke sich z. B. England ohne Trinidad und ohne die irakisch-arabische Pipeline, oder man denke sich heute Standard Oil und Royal Dutch Shell ohne Maracaibo! Was übrigens die in's Kriegerische übersetzte farbige Motorisierung aus der weißen Welt noch machen kann, steht auf einem sehr dunklen Blatte der Zukunft.

Tatsache ist also, daß Europa über 400 Jahre von der Ausbeute wesentlich tropischer Rohstoffe und dem darauf aufgebauten Welthandel gelebt hat. Dabei sind drei Abschnitte zu unterscheiden: zunächst die Zeit des unmittelbaren Raubes und Diebstahls. Das ist die Zeit des 16. Jahrhunderts, als die spanischen und portugiesischen Konquistadoren nach Abschlachtung der Eingeborenen unermeßliche Schätze nach Europa brachten und hier die Wirtschaft mit dem Erfolge befruchteten, daß unter der Überfülle des Goldes eine Preissteigerung eintrat, die damals beinahe zur Pleite der vergoldeten Wirtschaft geführt hätte. Das war zugleich die Blütezeit der französischen und englischen Flibustier und Bukanier in Westindien und Mittelamerika.

Dann kommt etwa bis Anfang des 19. Jahrhunderts die Zeitspanne des Raubbaues an Gütern und Menschen. Es ist das Zeitalter der extensiven Plantagenwirtschaft mit Sklavenbetrieb. Daran schloß sich im 19. Jahrhundert bis zum Welt-

krieg die Zeitspanne der intensiven Bewirtschaftung, des billigen Erwerbes von fremden Rohstoffen und ihrer Verarbeitung zu teueren Fertigerzeugnissen, die auch an die damals noch industrielose farbige Welt zu guten Preisen verkauft werden konnten (für Manche die schöne Zeit des „teuren Schunds"). Die Gewinne, die gerade während dieser letzten Zeitspanne gemacht worden sind, sind unerhört und haben die Wirtschaften aller weißen Völker zu der außerordentlichen Wohlhabenheit gebracht, deren sie sich sämtlich vor dem Weltkriege erfreuten.

Man frage sich doch einmal, woher denn der unermeßliche Reichtum z.B. Englands seit dem Zeitalter der Elisabeth kommt. Aus dem kargen Boden der britischen Insel kommt er nicht. Er kam und kommt aus Indien und den anderen tropischen Besitzungen. Aber bedeutet denn diese 400jährige Entwicklung schließlich etwas anderes als die steigende Verlagerung des wirtschaftlichen Schwergewichts Europas nach draußen?

Das Wesen der gegenwärtigen Entwicklung ist nun das, daß diese über 400jährige Zeitspanne der wirtschaftlichen Eroberung und Ausbeutung einer fremden Welt durch Weiß vorüber ist! Wir stehen auch insoweit an einer „Weltenwende", deren Auswirkungen unabsehbar sind. Der Weltkrieg bildet hier den Einschnitt. Seine Folgen sind nicht nur für die Schuldigen, sondern für die gesamte weiße Rasse nicht mehr aus der Welt zu bringen. Und durch den neuen europäischen Krieg vertieft England diese Folgen auf das Verhängnisvollste. Wenn in diesem Kriege irgend jemand va banque spielt, so tut dies England, das dabei leider nicht nur sich selbst und sein Empire aufs Spiel setzt. Wer das, was in dieser Schrift an Tatsächlichem und Beobachtetem niedergelegt ist, erkennt, wird zugeben müssen, daß die Abkehr der farbigen

Welt von Europa ein bewußter und gewollter Vorgang ist, und daß es sich dabei um eine Entwicklung handelt, die getragen ist von einem sehr zielbewußten Willen, und die mit erstaunlicher Schnelligkeit fortschreitet.

Der Zusammenbruch der neueren weißen Kolonialwirtschaft begann im Grunde ja schon mit der Verselbständigung der USA. (1774—1783) und mit ihrer Einstellung als Wettbewerber gegen Europa. Ihren Fortgang fand diese Entwicklung mit dem Zusammenbruch des alten spanisch-portugiesischen Kolonialreiches, an dessen Stelle seit der „Befreiung" Latein-Amerikas (1824—1826) eine ganze Reihe aufblühender farbiger Staaten getreten ist. Diese Staaten aber machen nunmehr ihre eigene Wirtschaftspolitik. Der Japaner Nohara sagt in seinem oben angeführten Buche: „Die Gefahr für die zerrissene Halbinsel, wie wir Europa nennen, liegt in der unbestreitbaren Tatsache, daß immer weniger Völker in das große prächtige, mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattete ‚Kaufhaus Europa' kommen, um dort ihre Einkäufe zu machen. Sie kommen immer weniger, weil Europa sie gelehrt hat, wie man den eigenen Bedarf selber deckt ..."

Das wirtschaftliche Programm der farbigen Bewegung, sei es in Westindien, Mittel- und Südamerika oder sonstwo, lautet heute so, wie ich es hier wörtlich aus der Denkschrift eines dieser Staaten anführe: „Autarkie, Aufbau von Eigenindustrien, Verarbeitung der Rohstoffe im eigenen Land, Drosselung der Einfuhr." Das klingt sehr modern! In die Durchführung dieses Programmes fällt so manches, was bei uns in seinem Wesen oft nicht erkannt, häufig mißverstanden und manchmal als „Bolschewismus" abgetan wird, womit es in Wahrheit nichts zu tun hat.

Das gilt z. B. vom Ölkrieg in Mexiko gegen Amerika und England. Dieser Vorgang ist geradezu ein Musterbeispiel für das, was heute in der farbigen Welt vor sich geht. Deshalb seien dazu einige Ausführungen gemacht.

Als ich das Caribische Meer verließ, war der Ölkrieg im Gange. Als ich in die Heimat kam, las ich in unseren Zeitungen, daß Cardenas wieder einmal einen „bolschewistischen" Vorstoß gegen das „Kapital" gemacht habe, und ich las Überschriften wie die: „Die Auslandskonzerne drohen der mexikanischen Regierung mit Schließung der Betriebe!"

Ach nein, genau umgekehrt wird ein Schuh daraus. Es handelt sich hier, wie gesagt, um einen kennzeichnenden Vorgang im Vordringen des Nationalismus der farbigen Bewegung. Ein Hauptpunkt im farbigen Wirtschaftsprogramm ist die „Enteignung landfremden Kapitals" (vgl. das oben angeführte Programm von Haya de la Torre). Daß in Mexiko auch kommunistische Kräfte am Werke sind, um gerade hier, auf einem der Hauptkriegsplätze gegen Weiß, Geschäfte zu machen, kann selbstverständlich nicht bestritten werden. Die zum Teil starke Kirchenfeindschaft kann als Beweis angeführt werden. Inwieweit sie allerdings auf Überspannung römischer Machtansprüche zurückzuführen ist, mag dahin stehen. Wir selbst haben dort, wo wir waren, insbesondere auch bei Indios, nirgends etwas von Kirchenfeindschaft gemerkt, konnten eher das Gegenteil feststellen. Ernster sah es schon mit der Werbung für Rotspanien aus. Das ließ zweifellos den Schluß auf eine gesteigerte Tätigkeit kommunistischer Hetzer zu. Auf der anderen Seite läßt sich aber noch viel weniger abstreiten, daß Mexiko in steigendem Maße zu Japan in freundliche Beziehungen tritt. Japan aber ist ein Todfeind des Kommunismus. Schon daraus ergibt sich, daß man Mexiko oder die farbige Bewegung als solche doch

nicht als ein bloßes Mittel der Dritten Internationale hinstellen kann.

Schon seit der Zeit vor dem Weltkriege ist Mexiko ein Schlachtfeld in dem offenen und versteckten Ölkrieg zwischen England und Amerika. Auf dem Rücken Mexikos wird dieser hartnäckige Kampf ausgetragen. Im Hinblick auf diesen Tatbestand wurde bereits in dem Verfassungsplan des Präsidenten Carranza von 1917 folgender Artikel 27 aufgenommen: „Das Eigentum an Ländereien und Gewässern lag von allem Anfang an bei der Nation ... Der Nation kommt auch das gesetzliche Eigentum an allen Mineralien, Erdölen und allen Kohlenwasserstoffen zu ... Die gesetzliche Fähigkeit, Eigentum an den der Nation gehörigen Ländereien und Gewässern zu erwerben, ist an folgende Bedingungen zu knüpfen: nur Mexikaner durch Geburt oder Naturalisierung und mexikanische Gesellschaften haben das Recht zur Erwerbung von Land oder zur Erlangung von Konzessionen zu seiner Ausbeutung. Die Nation kann die gleichen Rechte auch an Ausländer verleihen unter der Voraussetzung, daß diese beim Auswärtigen Amt der Mexikanischen Regierung erklären, daß sie hinsichtlich solchen Eigentums als Mexikaner zu behandeln und demgemäß nicht berechtigt sind, sich in diesen Angelegenheiten an ihre eigenen Regierungen um Schutz zu wenden, und zwar dies unter der Strafandrohung, daß bei Zuwiderhandlung das so erworbene Eigentum an die Nation zurückfallen soll."

Diese Grundsätze haben mit Kommunismus doch gewiß nichts zu tun. Mehr als ein zielbewußter völkischer Selbstbehauptungswille tritt in ihnen nicht zutage. Man kann natürlich das, was in Mexiko — außerhalb des Öl-Krieges — vor sich geht, als „Agrar-Revolution" kennzeichnen. Denn auch der ölfreie fremde Grundbesitz wird bis auf 60 Morgen

enteignet, mit denen natürlich kein Europäer etwas anfangen kann, falls er sich nicht auf den Lebensstand des Indios setzen will. Aber auch diesen Vorgang kann man nicht unter unseren Begriff des Kommunismus fassen, wie er zum Zerstörer abendländischer Kultur werden würde, falls er zum Ziel käme. Es handelt sich auch insoweit in Mexiko um einen farbig-nationalistischen Vorgang auf wirtschaftlichem Gebiete, d. h. um die bewußte Wiederherstellung der alten indianischen Agrar-Verfassung, die von den Calpullis (Stammes-Verbände) mit ihren Ejido (Gemeinde-Land) getragen war.

In Mexiko mühen sich seit Jahren alle Regierungen, die Verfügung über die Bodenschätze des eigenen Landes zu gewinnen, vor allem über das Erdöl. In der sehr geschickten Propaganda heißt es, früher habe man Mexiko das Gold geraubt, heute raube man ihm sein Öl. Da unmittelbar nicht zum Ziel zu kommen war, nahm Cardenas den Umweg über die Lohnfrage, die zweifellos sehr im argen liegt. Er führte im Dezember 1937 gegen die ausländischen Ölgesellschaften einen Schiedsspruch herbei, der am 1. März 1938 vom Obersten Mexikanischen Bundesgericht bestätigt wurde. Einer der Richter bezeichnete dabei die Auslandskonzerne als „Ausbeuter mexikanischer Hilfsquellen". Dem gerichtlich bestätigten Schiedsspruch wurde von den Gesellschaften nicht stattgegeben. Daraufhin verkündete Cardenas am 18. März 1938 unter dem Jubel der auf dem Regierungsplatz versammelten Volksmenge die Enteignung aller landfremden Erdölgesellschaften gegen eine innerhalb von zehn Jahren zu zahlende Entschädigung. In der Begründung hieß es u. a.: von den ausländischen Gesellschaften sei fortgesetzt Geld gegeben worden für Waffen, Munition und Rebellion, und es seien immer Aufstände gegen die Regierung angezettelt worden.

Die Ölfelder wurden sofort geräumt und die britischen und amerikanischen Ingenieure und Angestellten abgeschoben. Betroffen wurden 17 englische und amerikanische Gesellschaften, die British-Mexican-Eagle-Company, die zur Shell-Gruppe gehört, die Standard Oil, die Sinclair-Gruppe und die Richmond-Gruppe. Der mexikanische Besitz dieser Gesellschaften stellt einen Wert von etwa 100 Millionen Pfund dar, wovon auf England rund die Hälfte entfällt.

Der Jubel in Mexiko war grenzenlos. Der Tag der endgültigen Räumung, der 23. März, wurde zum Nationalfeiertag erklärt und überall mit Massenkundgebungen gegen die „Gringos" (Fremden) gefeiert.

Bemerkenswert ist die Stellung der betroffenen Weltmächte. Früher wäre zumindest eine gemeinsame Flottendemonstration vor der mexikanischen Küste mit Truppenlandung usw. selbstverständlich gewesen. Doch die Zeiten sind vorüber. Die USA. erkannten sogar die „Rechtmäßigkeit" der Enteignung an, griffen aber zu dem bewährten Mittel des wirtschaftlichen Halsabdrehens: sie kündigten die Einstellung der amerikanischen Silberankäufe in Mexiko ab 1. April 1938 an. Darauf legte die Regierung dem Lande eine innere Anleihe von 100 Millionen Pesos vor als „Anleihe der nationalen Erlösung".

England dagegen legte in einer scharfen Note „Protest" gegen seine Enteignung ein. Darauf brach die mexikanische Regierung, getragen von der Begeisterung ihres Volkes, „wegen Eingriffs in die mexikanischen Souveränitätsrechte" kurzerhand die diplomatischen Beziehungen zu England ab und berief ihren Gesandten von London zurück. Die Welt ist dadurch nicht aus den Fugen gegangen, auch Mexiko nicht. Es ist übrigens zur Verwirklichung jener Anleihen nicht gekommen, und zwar um deswillen nicht, weil es auch zu den

in Aussicht genommenen Entschädigungen der Enteigneten nicht gekommen ist. Als sie den Erfolg ihres Vorgehens gegen die Weltmächte sah, hat die mexikanische Regierung am 15. Juli 1938 kurzweg erklärt, daß sie während der Amtszeit des gegenwärtigen Präsidenten die Frage der Entschädigung „auf sich beruhen lassen wolle", denn groß angelegte Pläne zur Hebung der Volkswohlfahrt könnten nicht durchgeführt werden, wenn man den finanziellen Wünschen von Einzelinteressenten oder gar von fremden Staaten Vorrang gewähren wolle. Ausländer dürften jedenfalls keine Vorrechte haben und solange auf Entschädigungen nicht rechnen, bis nicht die eigenen Staatsangehörigen entschädigt seien. Man hat auch das bisher hingenommen. Washington hat zwar noch einmal vorsichtig mit der Einstellung der Silberankäufe gewinkt, aber das zieht nicht. Man weiß in Mexiko, daß Amerika damit zwangsläufig seine eigene gesamte Silberpolitik aufrollen würde, womit die für die Stellung Roosevelts maßgebliche „Silbergruppe" im Kongreß ins Wanken käme. Und außerdem hat man in Washington — ein Witz der Weltgeschichte — eine schwere Angst davor, daß nach dem Sturz von Cardenas ein noch schlimmerer Nationalist, d. h. ein rein „faschistischer" Führer an die Regierung käme, und das geht doch wirklich nicht. Deshalb findet man sich lieber mit Cardenas ab und läßt die Entschädigungsfrage in der Schwebe. Die Demokratien haben es heute wirklich nicht leicht.

Und noch etwas sei bemerkt, was im Zusammenhang der hier behandelten Entwicklung nicht ohne Interesse ist. Schon im März 1938 trafen japanische Tankdampfer in Tampico ein und luden das dort angestaute Faßöl für Japan. Am 23. März 1938 meldete die „Associated Preß" aus Tokio, daß die japanische Regierung ein mexikanisch-japanisches Ab-

Das Kapitol in Havanna

kommen über den Ankauf des mexikanischen Erdöles „studiere". Japanische Interessenten haben der mexikanischen Regierung bereits die Einrichtung einer Pipe-Line nach der pazifischen Küste angeboten, um in Zukunft von dort aus unter Ersparung des Weges durch den den USA. gehörigen Panamakanal mit seinen hohen Abgaben das mexikanische Öl nach Japan zu verfrachten. Hier kann man auch wieder mit Fritz Reuter sagen: Nachtigall, ick hör' Dir trappsen.

Die Dinge runden sich dadurch ab, daß unterdessen auch in Ecuador ein Ölkrieg zwischen der Regierung und der Anglo-Ecuadorian Oil Ltd. ausgebrochen ist. Die Regierung von Ecuador hat angekündigt, daß die Verträge mit ausländischen Ölgesellschaften demnächst „revidiert" werden müßten.

Es handelt sich also in Mexiko durchaus nicht um „bodenkommunistische" Experimente, sondern um etwas ganz anderes. Es wird hier und anderwärts unter der Decke ein Kampf auf Tod und Leben geführt zwischen der Herrschsucht und Beutegier des anglo-amerikanischen Wirtschafts-Imperialismus und farbig-nationalistischen Gegenströmungen. Daß der Kommunismus dabei im Trüben zu fischen versucht, ist selbstverständlich. Die Rolle, die Amerika bei alledem spielt, ist genau so übel wie die während des Krieges uns gegenüber. Amerika sucht die steigende Abneigung Mittelamerikas und Westindiens und einzelner südamerikanischer Staaten gegen Europa für sich auszunutzen, um mit schäbigen Mitteln weiße Wettbewerber totzubeißen. Es beschleunigt damit nur die gefährliche Entwicklung und schneidet sich in's eigene Fleisch. Denn niemals auf dieser Erde siegt endgültig das Geld, sondern immer nur die Idee!

In Mexiko ist man heute auch schon so weit, daß die mexikanische Staatsangehörigkeit für sich allein nicht mehr genügt, um als Inländer zu gelten. Mehr und mehr macht man zum aus-

schlaggebenden Gesichtspunkt die Abstammung, also den Blutsgedanken. Es handelt sich bei dieser Entwicklung also nicht bloß um ein Vorgehen gegen England und Amerika, sondern gegen Weiß schlechthin. Das haben leider, trotz der besonderen Achtung, die sie genießen, auch Deutsche zu fühlen, die als Besitzer eines Großteils der mexikanischen Kaffeefinkas schwere Pionierarbeit für das Land geleistet haben. Unterschiede werden nicht mehr gemacht. Weiß ist Weiß und Gringo ist Gringo.

Schon heute verbietet ein mexikanisches Gesetz Ausländern, Grundbesitz im Grenzland innerhalb einer 100-km-Zone zu haben. Bereits im Jahre 1918 wurde eine hohe Sonderbesteuerung des nichtmexikanischen Grundbesitzes eingeführt. Ebenso ist gesetzlich vorgeschrieben, daß in jedem Wirtschaftsbetriebe 90% der Angestellten geborene Mexikaner sein müssen. Nicht nur die Zeit ist vorüber, wo man für Glasperlen oder sonstigen Tand bei „Eingeborenen" wertvolle Güter einhandeln konnte, es ist auch die Zeit vorüber, wo weißes Blut oder gar weiße Haut von den Farbigen als vorteilhafte Auszeichnung gewertet wurde.

Es sei hier eingeschaltet, daß sich neuerdings sogar in Brasilien eine ähnliche Bewegung bemerkbar macht wie in Mexiko. Das erscheint in diesem Zusammenhang doch recht bemerkenswert. Eine ganze Reihe neuer Gesetze erschweren die Anstellung von Leuten, die nicht in Brasilien geboren sind. Ein Gesetz zur „Nationalisierung der Arbeit" erzwingt die Beschäftigung von mindestens zwei Dritteln eingeborener Inländer. Auch Grundbesitz-Erwerb und Geschäftsübernahme durch Ausländer werden erschwert. Jedenfalls ist die Lage so, daß schon 1938 eine starke Rückwanderung aus Brasilien eingesetzt hat. Man muß dabei bedenken, daß es sich hier um Länder handelt, die bei

unerhörter Raumfülle noch kaum besiedelt sind und die an sich jeden anständigen Bevölkerungszuschuß gebrauchen könnten. Diese neuerliche Einstellung in Brasilien scheint sich vor allem gegen Deutsche zu richten. Ihre Schulen wurden zum Teil geschlossen und ihren kulturellen Vereinigungen wurden allerhand Schwierigkeiten gemacht. Ausgerechnet aus dem Staate Sao Paulo, dessen Urbarmachung vor allem den Deutschen zu danken ist, ebenso aus den vor allem von Deutschen besiedelten Staaten Parana, Santa Catharina und Rio Grande do Sul wandern deshalb in auffälligem Maße Deutsche ab. Das zuständige deutsche Konsulat meldet bis Juli 1938 200 Rückwanderungen über Santos und außerdem 2000 Rückwanderungsgesuche. Mit alldem stimmt auch die seltsame Meldung überein, daß der brasilianische Präfekt der rein deutschen Niederlassung in Blumenau angeordnet hat, daß die Platten des auf dem Hercilio-Luz-Platze stehenden Denkmals des Gründers, Dr. Hermann Blumenau, umgeschmolzen werden, um die deutschen Inschriften durch portugiesische zu ersetzen.

Diese neue Entwicklung läuft nun mit mehr oder weniger Offenheit und mehr oder weniger Zielbewußtsein heute durch die gesamte farbige Welt. So vermitteln heute auch die orientalischen Fachschulen und Universitäten eine auserlesene Bildung. Die Studenten der islamitischen Staaten haben es nicht mehr nötig, sich ihre wissenschaftliche und technische Vorbildung in Europa zu suchen. Deshalb verschwinden auch mehr und mehr die weißen „Kulturpioniere" aus diesen Gebieten, und mit ihnen die weißen „Anlagen", auch das weiße Kapital. Man braucht das alles nicht mehr. Man ist längst soweit, sich aus eigener Kraft eine rationelle Landwirtschaft und einen hochstehenden Industrieapparat aufzubauen, in dem die eigenen Rohstoffe im eigenen Land verarbeitet

werden. Es sei hier lediglich an das gewaltige Eisenwerk Jamlhedpur, das indische „Nationalwerk", erinnert, in dem heute über 100000 Inder beschäftigt werden. Überall in der farbigen Welt arbeitet der Gedanke der farbigen Autarkie.

Eine der tiefsten Ursachen der europäischen Schwierigkeiten liegt in der fortschreitenden Verwirklichung des oben angeführten Wirtschaftsprogramms. Wie haben sich doch die Zeiten geändert! Noch 1935 wurden z. B. Kunstseidengarne in Argentinien von Europa eingeführt, heute kein Kilogramm mehr. Früher gingen deutsche Textilmaschinen nach Argentinien, heute liefern sie Brasilien usw. Nach meinen Beobachtungen wird z. B. mit Ausfuhr billiger Verbrauchs- und Massenartikel nach vielen dieser Länder in Zukunft kaum noch etwas zu machen sein. Vielleicht hat die Maschinenausfuhr noch Aussichten. Denn der erstrebte „Aufbau von Eigenindustrien" verlangt zunächst Maschinen- und Werkzeugeinfuhr. Wie oben am Programm von Getulio Vargas gezeigt ist, sucht aber bereits Brasilien diese Sachlage für sich auszunutzen durch Aufbau einer eigenen Schwerindustrie. Auch Japan steht zu diesem Dienst bereit, vor allem nach Ausnutzung der nordchinesischen Rohstoffläger. Der Kampf zwischen Osaka und Lancashire ist längst im Gange. Er wird unter der Decke geführt, ist aber äußerst erbittert. Was in diesem Zusammenhange eine Monopolisierung des gesamtchinesischen Wirtschaftsbereiches durch Japan bedeuten würde, bedarf wohl keiner Darlegung. Asien selbst ist schon heute nicht mehr auf Europa angewiesen.

Das alte europäische Industrie- und Handelsmonopol nach den farbigen Ländern ist jedenfalls erledigt. In Ostasien ist Europas Industrie- und Handelsvorherrschaft durch den staunenswerten Aufstieg Japans schon seit langem gebrochen.

Vor dem japanisch-chinesischen Kriege beförderte Japan gegenüber England bereits das Fünffache an Frachtgut zwischen Ostasien und Australien. Der Handel zwischen Ostasien und Bombay war bereits zu $^4/_5$ in japanischer Hand, und durch den Panamakanal laufen heute etwa 20 der modernsten Frachtschnelldampfer Japans nach der Ostküste Amerikas.

Unterstützt wird dieses Streben aller farbigen Mächte nach wirtschaftlicher Verselbständigung, das hie und da bereits zum wirtschaftlichen Ausdehnungsdrang wird, durch eine uns in diesem Zusammenhange abträgliche physiologische Tatsache. Es liegt in der Natur der Dinge, der Rasse und des Klimas, daß der europäische weiße Arbeiter anders ernährt und gekleidet, daß er auch anders untergebracht werden muß, daß er andere Kulturbedürfnisse hat als der farbige Arbeiter, zumal in den Tropen. Der europäische Arbeiter muß z. B. Fett haben und Fleisch essen, der Ost- und Südasiate ißt Reis, der Arbeiter in Westindien, Mittelamerika, Venezuela usw. ißt Früchte, Mais und Fische. Die Wirtschaftslehre hat dafür die Fachausdrücke „Fleisch-Standard" und „Reis-Standard" geprägt. Ein farbiger Arbeiter kann bei einem Tageslohn von 0,80 bis 1,00 RM. nach unserem Gelde unter Umständen sogar noch Rücklagen machen, ein europäischer Arbeiter muß dabei verhungern.

Das spricht sich natürlich in den Gestehungskosten der Waren und damit in der Preisgestaltung und sonach in der Wettbewerbsfähigkeit aus. Hier liegt z. B. der Grund für die Überschwemmung der farbigen Welt, auch Amerikas und Australiens, mit japanischen Waren, die zum Teil, wie in amerikanischen Großstädten, von ausgezeichneter Güte, anderwärts, wie in Westindien usw., Massenschund sind. Wie oben dargelegt, sind fast alle „echten" indischen und chinesischen

Waren, die in den Hafenstädten für das naive Reisepublikum ausliegen, japanischer Herkunft. Japanische Waren schlüpfen durch jeden zollpolitischen Drahtverhau, und wo Einfuhrverbote vorhanden sind, bleibt immer noch das Mittel der Umbenennung des Ursprungsortes. Mir wurde 1934 in Amerika eine Vergleichsliste für die Warenpreise vorgelegt, aus der folgende Feststellungen Beachtung finden mögen. Es kosteten damals in Amerika in Francs gerechnet:

	englisch-amerikanisch:	japanisch:
Vasen aus Glas	3,56	1,13
Tennisschuhe	1,98	0,79
Elektrische Lampen	0,99	0,40
Fahrradreifen	5,93	0,79
1 Yard Seidencrêpe	4,67	1,58
1 Dutzend Baumwollstrümpfe	4,74	1,58

Aus dem praktischen Wirtschaftsleben nur zwei Beispiele. Ein deutscher Knopffabrikant schreibt: „Wenn ich die Perlmutter stehlen und den Arbeitern keinen Lohn zahlen würde, könnte ich immer noch nicht zu den Preisen liefern, die japanische Firmen offerieren." Schreiben eines ausländischen Kunden an eine deutsche Gummiwaren-Fabrik, die zwecks Devisen-Beschaffung bereits unter ihren eigenen Gestehungskosten ausführt: „Die Gummikissen, die Sie uns zum Preis von 1 RM. anbieten, werden uns von Japan aus in derselben Qualität und Ausführung für 8 Pfennig das Stück offeriert." Der mehrfach erwähnte Japaner Rohara sagt sehr richtig: „Mit Zollschranken und Einwanderungssperren wird gegen die Flut, die dort im Osten steigt, gegen die freie Konkurrenz, die sich dort anbahnt, nichts auszurichten sein." Ich erinnere hier auch an das, was oben über die „billigere Negerarbeit" in Afrika gesagt ist. Was der Fortgang dieser

Entwicklung für die europäische Fertigerzeugung bedeuten muß, liegt doch auf der Hand.

Der Unterschied zwischen Fleisch-Standard und Reis-Standard spricht sich übrigens auch bei einer Betrachtung der Arbeitslosigkeit aus. Man sollte Vergleiche zwischen europäischer Arbeitslosigkeit und Arbeitslosigkeit in farbigen Ländern, übrigens auch in den USA., überhaupt nicht ziehen. Solche Vergleiche hinken nicht nur, sondern sie vergleichen Unvergleichbares. Der große Unterschied ist der, daß in Europa Arbeitslosigkeit zugleich Hunger heißt, in den Tropen, auch im Süden der USA., aber nicht. Wir haben Arbeitslose genug gesehen, denen man weder Hunger noch Bedrücktheit ansah. Es wächst ja dort buchstäblich alles Allen in den Mund. Und wer gern Fleisch essen will und nicht zu faul ist, geht fischen, oder er holt sich aus Wald und Feld irgendein Wild. Denn Fischerei- u. Jagdgesetze gibt es dort nicht, auch nicht in den USA.

Außerdem helfen sich dort die Menschen untereinander, obgleich man den Begriff Volksgemeinschaft nicht kennt. Nicht nur in Pará und Carracas, sondern auch anderwärts sahen wir Arbeitslose auf den Fruchtmärkten, die im Angesicht der Verkäufer und der Polizei seelenruhig in die Körbe griffen und sich eine Staude Bananen oder ähnliches herausnahmen. Es ist Niemandem eingefallen, ihnen das zu wehren oder hinter ihnen herzuschimpfen. Ich möchte wissen, was bei uns geschähe und geschehen müßte, wenn in der Markthalle oder auf einem Markt ein Arbeitsloser sich aus einem Apfelkorbe bedienen wollte. Das Kittchen wäre ihm sicher. Anders ist es ja auch gar nicht möglich. Den Begriff „Mundraub" gibt es drüben nicht. Wer Hunger hat, nimmt sich, es bleibt ja noch genug übrig zum Verfaulen.

Die Stellung zu dem Begriff „Arbeit" ist in den Tropen ja überhaupt eine andere als bei uns. Sowohl Neger wie

Indios, soweit sie noch nicht von ihrer Bewegung erfaßt und erzogen sind, betrachten nicht die Arbeitslosigkeit, sondern die Arbeit als Beschwernis und sehen in der Arbeit häufig eine unverfrorene Zumutung. Sie sind ausgesprochene Gelegenheitsarbeiter. Sie arbeiten, wenn sie sich eine neue Hose oder für ihre Mammi einen bunten Hut oder einen rasselnden Schmuck kaufen wollen, oder wenn eine Abzahlungsrate ihrer Nähmaschine fällig wird.

Denn das ist das Eigenartige und sei hier nachgeholt: es gibt hier ein Kulturbedürfnis, — das ist die Nähmaschine. Man findet sie in jedem Kral, selbst in den Pfahlbauten und den versteckten Indianerhütten am Amazonas. Dort, wo es weder Stuhl noch Spiegel, weder Tisch noch Bett gibt, — eine Nähmaschine von Singer oder Pfaff steht da. Man ist eben klug geworden und weiß, daß es billiger ist, sich Stoff zu erwerben und Hosen und Hemden selbst herzustellen, als sie sich von reisenden Konfektionsschwindlern zu kaufen. So spielt in der Tat die Abzahlung der Nähmaschine im Arbeitsgang der Tropen eine bedeutsame Rolle.

Aber im übrigen ist dort das Bedürfnis nach regelmäßiger Arbeit gering. Man lasse deshalb arbeitspolitische Vergleiche zwischen uns und denen. Sie sind wissenschaftlich und praktisch wertlos.

Noch ernster aber ist die vorbezeichnete Entwicklung für die Rohstoffrage. Oben ist gesagt, in welchem Maße seit 400 Jahren und insbesondere seit 100 Jahren, also seit der Rationalisierung des kolonialwirtschaftlichen Verfahrens mit der Folge einer „Weltwirtschaft" im Vorkriegssinn, die gesamte europäische Wirtschaft abhängig geworden ist von fremden Naturrohstoffen, vor allem der tropischen Gebiete. Was soll werden, wenn Europa nicht mehr den unbeschränkten Zugriff darauf hat? Zwar sind noch heute etwa 75% des

fruchtbarsten Teiles der Erde unbebaut und unbesiedelt. Tatsächlich erhält man draußen den Eindruck, daß die fremden Rohstoffe trotz mannigfachen früheren Raubbaues rücksichtsloser Kolonialmächte kaum angegriffen sind, und daß unermeßliche Schätze noch der Hebung harren. Die Bevölkerung der Erde, im wesentlichen die farbige, wuchs von 1913—1928 um 10 %, während zu gleicher Zeit die Ausbeute an Naturrohstoffen und Lebensmitteln um 25 % stieg. Aber was nützen denn Europa ungehobene Schätze, wenn sie ihm verschlossen werden?

Wie gezeigt, wird ja schon heute in den farbigen Gebieten ganz offen nicht nur die „Enteignung landfremden Kapitals", sondern als Grundsatzforderung die „Verarbeitung der Rohstoffe im eigenen Lande" verkündet. Wie lange wird es wohl noch dauern, bis es die farbige Welt in der Hand hat, Europa in seiner bisherigen wirtschaftlichen Verfassung wirtschaftlich auszuhungern? Kein Ernsthafter kann ja bestreiten, daß, wenn die hier gekennzeichnete Entwicklung so weiter geht wie bisher, Europa vor dem Verluste seiner farbigen Rohstoffbasis steht. In dieser „Weltenwende" stehen wir ja mitten drin, und gerade darin liegt die Erklärung für so manches Übel, für so manches rätselhafte „Versagen" der europäischen Wirtschaft seit dem Weltkriege.

Die dauernde „Weltwirtschaftskrise", in der Europa (einschließlich des weißen Teiles Amerikas) steht, ist ja schließlich nichts anderes als die Auswirkung eines wirtschaftlichen Erdbebens, das die Grundlagen der weißen Wirtschaft in's Wanken gebracht hat. Eine Dauerkrise ist niemals eine Oberflächenerscheinung, sondern stets das Zeichen tiefgehender Verfassungswandlungen. Kehrt sich die Geschichte etwa um? August Winnig („Europa") hat recht, wenn er auf die heute schon fühlbaren Folgen dieser Entwicklung hinweist, wenn er sagt, daß kein europäisches Land nach dem Weltkriege seinen

Vermögensstand von 1910 habe halten können, und daß kein einziges europäisches Land noch ein Volkseinkommen von der Kaufkraft von vor 25 Jahren habe.

Es brennt längst ein Menetekel an der Wand Europas. Das Kennzeichen des europäischen Zustandes ist steigende Verknappung und Verarmung. Geradezu erschütternd spricht sich dieser Zustand aus in dem erschreckend schnellen Schwund aller großen Vermögen. Der Schmachtriemen, den einst die weiße Welt der farbigen umgelegt hat, den trägt sie heute selbst, und er wird immer enger.

Folgendes ist jedenfalls klar. Die Weltwirtschaft im Vorkriegssinne liegt offenbar im Sterben. Es ist hier nicht der Platz, über den Begriff Weltwirtschaft eingehender zu reden. Es genügt der Hinweis, daß zwischen Weltwirtschaft und Welthandel ein Unterschied ist. Welthandel ist lediglich ein Ergebnis und eine Lebensäußerung einer gesunden Volkswirtschaft, die notfalls auch ohne ihn bestehen kann. Der sogenannte Weltmarkt ist hier lediglich ein mehr oder weniger wertvolles Unterstützungsmittel des Binnenmarktes. Weltwirtschaft im falschen Sinne ist dann gegeben, wenn der internationale Tauschverkehr zur Lebensgrundlage einer Volkswirtschaft, also zur Voraussetzung und Grundlage des Wirtschaftslebens überhaupt gemacht wird, mit der Folge, daß diese Volkswirtschaft absterben muß, wenn jene Grundlage entfällt. Der internationale Austausch, sei es eigener oder fremder Erzeugnisse, wird in diesem Falle also zur Lebensfrage. Der Binnenmarkt wird damit zu einem bloßen Anhängsel, zu einem Werkzeug des sogenannten Weltmarktes.

Das Vorherrschen des überozeanischen Wirtschaftsgedankens führt stets zu dem Zustand, den man früher Weltwirtschaft nannte, ebenso aber der rein kolonialpolitisch

eingestellte Wirtschaftsgedanke. Damit ist selbstverständlich nicht Kolonialbesitz als solcher gemeint, sondern „Kolonialimperialismus", also ein einseitig kolonialpolitisch eingerichtetes Wirtschaftssystem, bei dem die heimische Wirtschaft schließlich nur noch der Verwaltungsmittelpunkt und die „Werkstatt" eines Kolonialreiches ist. Das wirtschaftliche Schwergewicht wird in diesem Falle stets nach außen verlegt — mit großartigen Reichtumsergebnissen im Anfang und mit den unausbleiblichen Folgen, wenn die Außenstützen in's Wanken kommen. Denn ein solches überozeanisches oder rein koloniales Wirtschaftsreich kann in Wahrheit niemals ein organischer Wirtschaftskörper werden, selbst nicht auf dem Wege von Ottawa-Verträgen! Von jenen Folgen sind die Römer und Karthager, die Venezianer, die Spanier, die Portugiesen und die Holländer ereilt worden.

Eine Weltwirtschaft im obigen Sinne ist aber auch und zwar in ganz besonderem Maße England. England ist ein geradezu glänzendes Beispiel für die höchste Steigerung des Weltwirtschaftsgedankens im obigen Sinne, geboren aus einer Verbindung der überozeanischen und der rein kolonialpolitischen Wirtschaftseinstellung. An der Wiege dieser Verbindung steht der zielbewußte Gedanke der Monopolisierung der Schiffahrt. Cromwells Navigationsakte vom 9. Oktober 1651, bestätigt von Karl II. im Jahre 1660, ist die Geburtsurkunde dieser echtesten Weltwirtschafts-Idee. Diese Urkunde ist vergilbt. Damit begannen die ersten Sorgen Englands. Die heutigen ergeben sich aus den Feststellungen und Darlegungen dieses Buches. Die gesamte englische Politik ist seit Jahren nichts anderes als ein heißes Ringen gegen die Naturgewalt einer Entwicklung, die bewußt oder unbewußt in ihrer Gegensätzlichkeit zu den Grundlagen des englischen Wirtschaftsaufbaues empfunden wird.

Schwer rächt sich an England heute die Tatsache, daß es im Verlauf jener Entwicklung nicht nur seine Wirtschaft, sondern auch seine Seele sozusagen „überozeanisiert" hat. Wieweit der seit langem sehr maßgebliche jüdische Bestandteil in der englischen Herrschaftsschicht dabei mitgewirkt hat, mag dahinstehen. Tatsache ist jedenfalls, daß sich zumindest die führende Schicht in England nicht in Europa, sondern über Europa fühlt, daß ihr der europäische Rassengedanke fernliegt oder als überwundener Standpunkt gilt. Eine europäische Rassengemeinschaft kennt diese Schicht in England nicht. Der so häufig laut gewordene deutsche Appell an die germanische Rassengemeinschaft ist deshalb drüben immer verhallt, nicht darum, weil England uns abgeneigt sei, sondern weil es diesen Appell überhaupt nicht versteht. Der Engländer fühlt sich nicht als Europäer, sondern als Brite. Eine europäische Solidarität ist ihm etwas Wesensfremdes und Unverständliches. Nur so ist es z. B. zu erklären, wenn Sir Charles Dilke in seinem bereits 1890 erschienenen grundlegenden Werke „Problems of Greater Britain" schreiben konnte: „Frankreich und Deutschland und die anderen können nicht hoffen, in den endgültigen politischen Abrechnungen des nächsten Jahrhunderts eine andere als eine höchst unbedeutende Rolle zu spielen. Die Zukunft scheint unserem eigenen Volksstamm innerhalb des gegenwärtigen britischen Imperiums und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und den Russen vorbehalten zu sein."

Auch die deutsche Wirtschaft war vor dem Kriege in Gefahr, einem falschen Weltwirtschafts-Ideal nachzujagen. Und in den Jahren nach dem Kriege führte der schwache Gedanke, daß man sich nicht aus eigenen Kräften retten könne, zu einer noch schlimmeren Verkennung der Zusammenhänge und zu einem Aberglauben an den „Weltmarkt", der uns sehr viel

gekostet hat. Unterdessen ist ja nun der Beweis erbracht, daß wir von diesem Weltmarkt nicht schlechthin abhängig sind, daß die deutsche Wirtschaft, auch die deutsche Industrie, trotz aller wirtschaftskriegerischen Beschränkungen, trotz aller Boykotte und der infolgedessen mehr oder weniger erfolgten Absetzung vom internationalen Markte lebt und eine steigende Lebensfähigkeit betätigt hat. Die für viele so verwunderliche Krisenfreiheit der deutschen Wirtschaft hat wahrscheinlich ihre tiefste Ursache darin, daß wir nicht an überozeanischen Schwächeursachen zu leiden haben. Mit dem Fortschreiten der Weltwirtschaftskrise sind sogar schlummernde Energien in der deutschen Wirtschaft erwacht. In Wahrheit ist den hier behandelten Gefahren gegenüber die deutsche Wirtschaft trotz ihrer Einschnürung und trotz aller innerwirtschaftlichen Fesseln, die man ihr im Verlaufe ihrer äußeren Einschränkung anlegen mußte, fester und gesicherter als die englische. Die Zukunft wird das ja erweisen.

Angesichts dieser Entwicklung, insbesondere auf dem Rohstoffgebiete, ergibt sich für Jeden, der denken kann, die außerordentliche, ja die schicksalsschwere Bedeutung des deutschen Vierjahresplanes. Deutschland ist bis heute das einzige weiße Land, das das Wesen jener Entwicklung erkannt hat und das mit Zielbewußtheit und mit Opfermut bestrebt ist, sich soweit wie möglich auf sich selbst umzustellen.

Es hat früher in Deutschland nicht Viele gegeben, die den hohen Ernst der seit dem Weltkriege gewordenen Verhältnisse erkannt haben. Gegen die Einsicht, daß mit diesem Kriege und seinem Ausgang auch in wirtschaftlicher Hinsicht eine „Weltenwende" eingetreten sei, haben sich gerade bei uns in Deutschland Viele gesträubt. In einem Vortrag in der „Gesellschaft Deutscher Staat" habe ich im Oktober 1924 ausgeführt

(„Aphorismen zur Wirtschaftsweisheit", S. 228, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen): „Der Protektionismus der Anderen stammt nicht nur aus Abneigung gegen uns und aus Gewinngier, sondern aus der Erkenntnis, daß in Zukunft nur Völker am Leben bleiben werden, die sich selbst ernähren können und die annähernd im produktionswirtschaftlichen Ausgleich leben. Dazu kommt die Einsicht, daß wir an einer Wirtschaftswende stehen. Einer der schwersten deutschen Zeitirrtümer ist der seltsame Aberglaube, daß wir im „Zeitalter des Verkehrs" leben, das sich krönen werde mit der Verwischung der nationalen Wirtschaftsgrenzen. Wir stehen mindestens seit 1918 in der gegenteiligen Zeitwende: wir sind mitten im Wandel von einer grenzverwischenden zu einer grenzfestigenden Entwicklung. Die vergangene Zeit kann man als das Zeitalter der Physik bezeichnen, das unter den Wirkungen aller die Entfernungen ausgleichenden Erfindungen stand. Heute stehen wir an der Wende zum Zeitalter der Chemie, die u. a. mit ihren Rohstoffersatzverfahren in steigendem Maße die Völker immer unabhängiger voneinander macht mit der Herstellung von Gütern dort, wo man sie braucht. Tatsächlich hat sich diese durch die Chemie vermittelte Verselbständigung der Wirtschaften in den letzten Jahren relativ in ungleich höherem Maße entwickelt als der Weltverkehr. Demgegenüber nutzen alle oberlehrerhaften Belehrungen nichts, wie wir sie seit Jahren von deutscher Seite, vor allem auf internationalen Konferenzen hören. Draußen ist man klüger. Bei uns verschließt man vor dieser Entwicklung immer noch die Augen und hat noch nicht einmal die lebensnotwendige Dringlichkeit des Problems der Rohstoffersatzverfahren erkannt. Die Losung der Nationalwirtschaft muß lauten: Geht so schnell wie möglich an das Problem der Ersetzung fremder Rohstoffe!"

Damals, 1924, haben noch Manche über diese Auffassung den Kopf geschüttelt.

Gewiß, das Ende der neueren 400jährigen europäischen Kolonialwirtschaft wird sich anders abspielen, als einst der Zusammenbruch Roms. Europa wird nicht von einem jugendkräftigen arischen Volkstum überrannt werden wie einst Rom von den Germanen. Auch dem Ansturm eines neuen Dschingis Khan würde Europa noch widerstehen können, wenn es sich nicht vorher selbst zerfleischt.

Aber würde nicht schon der wirtschaftliche Zusammenschluß der farbigen Welt, an dessen Vorbereitung kein vernünftiger Mensch mehr zweifeln kann, genügen, um der bisherigen europäischen Wirtschaft die Kehle abzuschnüren? Wenn wir uns vor den unausbleiblichen Folgen eines dann sehr tiefgreifenden und grundlegenden Wandels der europäischen Gesamtwirtschaft bewahren wollen, bleiben wirtschaftlich in der Tat nur noch drei Mittel: Gleichwertiger Ersatz fremder Naturrohstoffe, höchste Güteleistung bei der Warenerzeugung und Erringung der Nahrungsfreiheit. Dazu kommt aber noch ein viertes. Selbst auf die Gefahr hin, mißverstanden zu werden, will ich es dahin fassen: bei aller Erhaltung und Förderung von Welthandelsbeziehungen Ersatz eines überozeanischen Wirtschaftsgedankens durch den europäisch-kontinentalen. Damit ist gemeint das Anstreben einer mitteleuropäischen Wirtschaftsgemeinschaft mit Gemeinsamkeit eines im industriellen und landwirtschaftlichen Ausgleich stehenden inneren Marktes, anders ausgedrückt: mitteleuropäische Raumwirtschaft mit (das läßt sich nur mit Fremdworten ausdrücken!) differenziertem Präferenz-System. Wer die Zeichen der Zeit versteht, weiß, daß wir unter zielsicherer Führung auf dem Wege dahin sind. Das wird wahrscheinlich für „Europa" die Rettung werden. Eingehenderes kann dazu zur Zeit nicht gesagt werden.

2. Die politische Gefahr.

Aber auch die politischen Gefahren der farbigen Bewegung lassen sich nicht verkennen. Es ist hier gezeigt worden, wie diese Bewegung überall mit hartem Zielbewußtsein auf Abschüttelung der weißen Herrschaft gerichtet ist und wie es aus diesem Grunde überall in der Welt brennt. Der Kampf zwischen Weiß und Farbig ist also bereits im Gange. Es ist hier auch dargelegt worden, daß an einzelnen Stellen die polizeilichen und militärischen weißen Machtmittel bereits nicht mehr genügen, so daß man zu dem folgenschweren Mittel des rücksichtslosen Terrors gegriffen hat. Terror aber ist im Grunde stets ein Zeichen der Ratlosigkeit und des Mangels an Selbstvertrauen, manchmal sogar der Verzweiflung.

Dieser Kampf wird nicht heute und morgen mit Sieg oder Niederlage enden. Die Revolutionierung ganzer Erdteile und die Liquidierung von mehr als 400 Jahren kann nicht von heute auf morgen geschehen. Das Entscheidende ist, daß dieser Kampf als solcher überhaupt da ist. Vor dem Weltkriege wäre er in dieser Form undenkbar gewesen. Es gab damals zwar örtliche Aufstände, sogar einen Herero-Krieg und einen Mahdismus, es gab aber nicht den durch die gesamte farbige Welt gehenden Befreiungsgedanken, der zu Erhebungen unter gleichen Parolen führt. Auch die Revolutionen, von denen die süd- und mittelamerikanischen Staaten wiederholt geschüttelt wurden, waren nichts anderes als Zuckungen des farbigen Nationalismus.

Das Bedenklichste bei der kämpferischen Entwicklung der farbigen Bewegung aber ist die unbezweifelbare Tatsache, daß sie getragen wird von einer Idee. Die militärischen Machtmittel der weißen Welt geben ihr heute nur noch die technische Überlegenheit, aber keineswegs mehr die moralische. Die letztere aber ist ausschlaggebend. Mit Technik und Waffen

allein ist die farbige Welt nicht mehr zu halten, ganz abgesehen davon, daß sie seit dem Weltkriege in steigendem Maße selbst Technik und Waffen zu handhaben weiß. Es liegt ein tiefer Sinn in dem Wort Fichtes, daß es schließlich immer „die Kräfte des Gemütes" sind, die den Endsieg erringen.

Sehr viel kommt heute auf die Einsicht an, daß es sich bei der Auseinandersetzung zwischen Weiß und Farbig im Grunde nicht mehr handelt um Gold, Diamanten, Öl, Baumwolle, Bananen u. dgl., sondern um geistige Probleme. Daß es einst der weißen Rasse gelang, sich in verhältnismäßig kurzer Zeit die farbige Welt zu unterjochen und die errungene Herrschaft Jahrhunderte lang festzuhalten, lag nicht nur an technischer Überlegenheit, sondern auch daran, daß die weißen Völker weltanschaulich eine Einheit waren und daß sie mit dieser Weltanschauung auf den Plan traten. Diese Weltanschauung war das Christentum. Das verstand man unter dem Begriff des „Abendlandes". Mit dem Rassegedanken hat dieser Begriff des „Abendlandes" nicht das Geringste zu tun. Es war nicht etwa das Bewußtsein einer weißen Blutsgemeinschaft (das ja noch nicht einmal heute bei den europäischen Völkern da ist!) oder der Gedanke irgendwelcher rassischer Gemeinsamkeiten, sondern ausschließlich das aus dem gemeinsamen religiösen Glauben geschöpfte Zusammengehörigkeitsgefühl, das damals die weißen Völker den anderen gegenüber zusammenschloß und sie ihnen als weltanschauliche Einheit gegenüberstellte. So war es ja auch der verhängnisvollste spätmittelalterliche Irrtum, daß die christliche Taufe den Farbigen nicht nur zum Christen mache, sondern ihn in die weiße Gemeinschaft stelle, ein mittelalterlicher Aberglaube, dem der letzte Papst anhing, wenn er in verständnisloser Ablehnung des Rassegedankens und aller einschlägigen wissenschaftlichen Erkenntnisse von dem Phantasiegebilde

einer „einheitlichen Menschenrasse" sprach. Er hat offenbar keine Vorstellung davon gehabt, was er damit seiner Kirche antat. Die Folge jenes mittelalterlichen Irrtums war eine weitgehende und folgenschwere Vermischung der Kolonialvölker des 16. und 17. Jahrhunderts mit getauften Farbigen. Hier liegt eine der Ursachen des starken negroiden Einschlags gerade im Bereiche des ehemaligen spanisch-portugiesischen Kulturbereiches.

Der biologische und auch im christlichen Sinne durchaus gottgewollte Gedanke der Rasse ist eine viel spätere Erkenntnis, um die entscheidend ja erst in unserem Jahrhundert gerungen wird und die in unserem eigenen Volke erst mit dem Siege des Nationalsozialismus zu praktischer Verwirklichung kam. Dem „Abendland" war sie noch meilenfern.

Mag man das Christentum tausendmal bei Raub und Diebstahl mißbraucht haben, mögen die Konquistadoren häufig genug Gold- und Mordgier unter dem Mantel der „Heiligen Jungfrau" verdeckt haben, das ändert nicht das Geringste an der Tatsache, daß es die ungeheure Wucht dieser einigen christlichen Weltanschauung war, die der weißen Welt die sittliche Überlegenheit verlieh. Nur aus ihr heraus wurden schon die ersten großen Kolonialzüge in der vorkolonialen Wirtschaftszeit, die sogenannten Kreuzzüge, möglich, nur mit ihr gelang die Befreiung Spaniens von den Arabern, die Bewahrung Europas vor den Mongolen, die Rettung Wiens vor den Osmanen. Die übersinnliche Gemeinschaft der „Una Sancta" mit ihrer unerhörten Macht über die menschlichen Seelen hat nachgewirkt bis über die „Aufklärung" hinaus.

Aber ebenso muß betont werden, daß das Hinaustragen der späteren, oft leidenschaftlich vertretenen konfessionellen Gegensätze des Christentums in die farbige Welt dort oft das Gegenteil des Erstrebten bewirkt hat. Ein besonders schlimmes

Kapitel aus diesem Bereiche ist der mit großer Gehässigkeit geführte Religionskrieg der „Weißen Väter", einer römisch-katholischen Organisation des französischen Kardinals Lavigerie, gegen die protestantischen Missionare Englands in Uganda (1865). Schon damals war Sieger — der Islam. Wir dürfen es auch nicht mit Achselzucken abtun, wenn der obengenannte Führer der Jungafrikanischen Bewegung George Padmore sagt: „Wahrlich, die Religion des weißen Mannes, das Christentum, hat es nicht verstanden, uns den Sinn dieser Welt zu erklären. Wie könnte es auch anders sein, wenn wir sehen, wie die Christen gegeneinander Krieg führen und dabei die Schwarzen als Kanonenfutter benutzen! ... Wenn Europa nicht selbst seinen viel gerühmten Prinzipien des Christentums nachlebt, dann muß Jung-Afrika ihm den Rücken kehren und mit dem Osten marschieren ... Was wird geschehen, wenn sich das Schwarze Afrika mit dem Arabischen Afrika gegen Europa verbindet?"

Die spanisch-portugiesische Weltherrschaft ging zugrunde, als sie ihre geistige Grundlage verlor. Wie steht es mit der geistigen Grundlage der britischen Weltherrschaft von heute? Fliegerbomben und Terror können sie jedenfalls nicht ersetzen. Ja, wie steht es mit dieser geistigen Grundlage der weißen Welt überhaupt? Darüber, wie es heute mit dem Christentum in den weißen Völkern aussieht, mag sich Jeder seine eigenen Gedanken machen. Zweifellos ist der schrankenlose Materialismus, der heute unter allen möglichen schönen Decknamen weite Teile der weißen Welt erfüllt, eine der schlimmsten Gefahren angesichts der hier gekennzeichneten Entwicklung. Die von Lagarde, dem Vorkämpfer der völkischen Bewegung, wieder herausgestellte Erkenntnis („Bekenntnis zu Deutschland"): „Es ist eine unsterbliche Weisheit, daß das Leben jenseits der Erde seinen Schwerpunkt hat", ist in der weißen

Welt zweifellos im Schwinden. Japan z. B. hat eine Weltanschauung, der Islam hat auch eine. Hat Europa als solches noch eine? In Genf konnte sie sicherlich nicht wachsen.

Ich kann nur Jedem, der dazu Gelegenheit hat, raten, sich demgegenüber einmal die religiös begründete Erneuerung des Islam anzusehen. Aber überall in der farbigen Bewegung ist die irgendwie geartete Begründung der eigenen Bestrebungen im Jenseits, im Übersinnlichen, zu beobachten. Auch der berühmte Ein-Mann-Torpedo der Japaner wird nicht nur von Vaterlandsliebe, sondern von übersinnlichen Vorstellungen getragen. Überall sind Kräfte eines irgendwie im Außerirdischen begründeten Glaubens am Werke, und aus den uralten Quellen arabischer, indischer, persischer, chinesischer Weisheit werden Kräfte lebendig, deren Wirksamwerden und deren Verbindung die letzten und äußersten Energien aus den Menschen herausholen.

Eines wird jedenfalls Niemand bestreiten wollen, daß die Jahrhunderte lange Herrschaft von Weiß über Farbig auf der einen Seite durch die geistige Einigkeit und Entschlossenheit der weißen Rasse bedingt war und auf der anderen Seite durch die Uneinigkeit der Farbigen untereinander ermöglicht wurde. Heute aber liegen die Dinge so, daß beide Voraussetzungen erledigt sind. Die alte Uneinigkeit der Farbigen untereinander ist, bis auf rein örtliche Streitigkeiten, vorüber. Mehr und mehr schließt sich ihre Front. Vielfach ist sie schon geschlossen, wie im Vorstehenden an so manchem Beispiel gezeigt worden ist. Mehr und mehr wird die ganze farbige Bewegung von einem Gemeinschaftsgefühl erfüllt, das der farbigen Welt das Bewußtsein einer Schicksalsgemeinschaft und damit einen neuen Lebenssinn und Lebensstil gibt, das aber zumindest ausreicht, die weiße Welt, soweit sie sich als solche noch fühlt, schließlich vor eine Einheits-

front zu stellen, der sie selbst keine solche gegenüberzustellen hat.

Eines ist jedenfalls sicher: will die weiße Welt die wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Gefahren bestehen, die sich aus der geschilderten Entwicklung ergeben, so muß sie sich zunächst zu ihrer eigenen Lebensgrundlage zurückfinden, nämlich zu dem lebendigen Bewußtsein einer weißen Rassengemeinschaft. Aber das genügt für sich allein nicht. Nur auf rationalistischer Grundlage und allein mit technischen Mitteln ist die Gefahr nicht zu bannen, auch nicht mit einer antitranszendenten materialistischen Weltanschauung, — man denke an die Anbetung des goldenen Kalbes in Amerika oder an die Vergottung des Begriffs von der Demokratie. Was die weiße Welt nötig hat, wenn sie die kommende Auseinandersetzung ohne ihre eigene Entthronung bestehen will, ist nicht eine Wandlung der farbigen, sondern eine Wandlung der weißen Menschheit. Diese Wandlung heißt: Wiederentdeckung der eigenen Seele. Die Bewegungskräfte im menschlichen Dasein und in der Entwicklung der Menschheit sind geistig-seelischer Art. Wirtschaftsbewegungen und politische Machtgestaltungen sind nicht das Erste, sondern das Zweite, sind nicht Ursache, sondern Wirkung. In allem geschichtlichen Geschehen sind die geistig-seelischen Grundkräfte das Bewegende. Wer der Meinung ist, daß es umgekehrt sei, daß der Mensch und die menschliche Entwicklung getrieben und geformt werde vom Zufall oder von einer blinden Entwicklung der Materie, deren Knecht der Mensch sei, der huldigt mit Karl Marx der sogenannten materialistischen Geschichtsauffassung und verwechselt Ursache und Wirkung. Wer in farbigen Völkern nur Materie sucht, wer nur verdienen und ausbeuten will, macht sich, ob er will oder nicht, zum Totengräber der weißen Welt.

Neben die rassische Einsicht muß deshalb die Erkenntnis treten, daß die menschliche Seele, auch die farbige, am Diesseitstroge nicht satt werden kann, und daß die weiße Seele sterben muß, wenn sie im Materialismus versinkt. Eine weiße Herrschaft, die ihre geistigen und seelischen Grundlagen endgültig verlieren würde und die nicht mehr getragen wäre von einem tiefen Verantwortungsbewußtsein vor Gott, müßte zerbrechen. Rein bevölkerungsmäßig gesehen, ist die Frage für Weiß schon heute eine fast hoffnungslose Sache. Es leben auf der Erde etwa 2 bis 2½ Milliarden Menschen. Davon sind etwa 600 Millionen Weiße. Und dieses Verhältnis ändert sich nicht zugunsten der Weißen. Geistig-seelisch gesehen und angefaßt, ist die Frage nicht nur hoffnungsvoll lösbar, sondern ist ihre Lösung nach wie vor die Aufgabe, die Gott der weißen Welt gestellt hat. Es kommt nur darauf an, daß diese Aufgabe in ihrer ganzen Größe und Verantwortung erkannt werde.

Aber gibt es denn eine „weiße Welt" im Sinne des Begriffes überhaupt noch? Wir wollen doch eine schmerzliche Tatsache, die leider Tatsache ist und die jeder, der einmal in der Welt war, bestätigen wird, nicht vergessen: daß nämlich die ansässigen Weißen draußen, gleichgültig, ob angelsächsisch oder lateinisch, sich zumindest nicht mehr als „Europäer" fühlen. Das ist eine ernstere Tatsache, als Manche meinen, und ist jedenfalls die bedenklichste Folge des „Europäischen Kolonial-Imperialismus". Europa ist diesen Weißen innerlich fremd, sie empfinden sich und ihre Kultur als etwas Eigenes. Sie haben andere Kulturgefühle und eine andere seelische Haltung. Darauf hat schon 1918 Dr. Karl Hoffmann, „Das Ende des kolonialpolitischen Zeitalters" (Leipzig, Verlag W. Grunow) hingewiesen. Die sittliche Grundauffassung z. B. der nordamerikanischen Weißen, vor allem der Jingos,

ist grundverschieden von der des europäischen Weißen. Jedenfalls wollen diese Weißen von „Europa" oft genau so wenig, manchmal noch weniger wissen als die Farbigen.

Was das bei der Auseinandersetzung Weiß — Farbig zu bedeuten hat, liegt auf der Hand. In der farbigen Welt setzt man diesen Tatbestand bereits in Rechnung. Der Japaner W. K. Nohara schreibt in seinem oben genannten Buche unter anderem: „Unter diesem Blickwinkel betrachtet, scheint in der Tat ein solcher Krieg, bei dem Teile der weißen Rasse — in Südamerika, Afrika, in den portugiesischen Kolonien — zweifellos auf seiten der farbigen Völker mitkämpfen werden, nicht allein möglich, sondern sogar einige Aussicht auf Erfolg zu haben", und an anderer Stelle: „Es besteht die Möglichkeit, daß bei einer Auseinandersetzung zwischen Weiß und Farbig, in welcher Form auch immer, Teile der weißen Rasse oder der weißen Völker, etwa in Südamerika, Südafrika oder Australien, aus realpolitischen Gründen oder aus Überzeugung mit den Farbigen gehen!"

In dem Maße, in dem das farbige Zusammengehörigkeitsbewußtsein stieg, schwand das weiße. Europa befand sich bisher in einem Zustand der Selbstzerfleischung und hat den Glauben an sich selbst verloren. Das verhängnisvolle und willensschwächende Stichwort vom „Untergang des Abendlandes" ist ja bereits geprägt. Solche Worte haben es in sich. Ihre lähmende seelische Wirkung ist größer als diejenigen meinen, die es in guter Absicht prägen. Von draußen betrachtet sieht dieser Zustand der Zerrissenheit Europas noch bedrückender aus als von drinnen.

Was Versailles in diesem Zusammenhang bedeutet, ist oben schon gesagt. Wenn Versailles eins bewiesen hat, so ist es das, daß sowohl die politische wie die wirtschaftliche Vernunft der weißen Rasse auf den Nullpunkt gesunken ist. Das-

selbe gilt von der seit Versailles betriebenen Politik, und zwar gilt das durchaus nicht nur von der Politik unserer Gegner. War die sogenannte „Erfüllungspolitik" nicht wirtschaftlicher Wahnsinn? Versailles mit seiner weißen Dauerkrise ist in Wahrheit nur ein äußeres Merkmal. Tatsächlich handelt es sich um eine weiße Gesellschafts- und Kulturkrise, die entstanden ist aus einer Lähmung des geistigen Gestaltungswillens.

Schon rein wirtschaftlich betrachtet, sind Versailles, Dawesplan und Youngplan nicht nur Dokumente von „moral insanity" (moralischem Irresein), sondern Beweisurkunden eines geradezu erstaunlichen Verfalles der weißen Urteilskraft und Denkfähigkeit. Man betrachte doch einmal unter diesem Gesichtspunkte die bisherige Behandlung der Frage „politische Schulden". Keinem Negerhäuptling, der bis drei zählen kann, würde es wahrscheinlich unter gleichen Verhältnissen einfallen, ähnlich zu handeln, wie es der hohe Sachverstand unserer Gegenseite tat.

Man möchte sich überhaupt an den Kopf greifen, wenn man angesichts der hier geschilderten Entwicklung einen Blick in die bisherige Geistesverfassung mancher führenden Männer der sogenannten Weltmächte tut. Da kann man nur mit dem römischen Worte sagen: „Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie vorher mit Blindheit." Das gilt auch von der englischen Politik, die tatsächlich immer rätselhafter und unerklärlicher erscheinen mußte. Was Frankreich anlangt, so ist es als geistiges und machtgestaltendes Glied der weißen Welt offenbar schon ausgeschieden. Wie hier dargelegt worden ist, tat bisher Frankreich alles und jedes, um der weißen Welt das Schicksal Roms zu bereiten. Man muß diesen Dingen klar in's Auge sehen und darf sich nicht mit alten, überlebten Vorstellungen und falschen Hoffnungen betrügen. Die weiße Welt hat für sich von Frankreich nichts mehr zu erwarten.

Um so unerklärlicher erscheint die Politik Englands. Wollen die „Diehards" und die Leute um Duff Cooper, Eden und Winston Churchill durchaus zum Totengräber des Empire werden? Hier ist dargelegt worden, in welch engen Hosen England heute draußen überall sitzt und wie diese Hosen immer enger werden. Es hat gar keinen Zweck, diese Tatsache abzustreiten oder zu beschönigen, auch wenn man Englands Macht nicht unterschätzen soll.

Die Katastrophe, die heute schon für die weiße Welt, z. B. über Westindien, Palästina und Mittelamerika steht, ist keine Teilerscheinung, sondern das Flammenzeichen einer allgemeinen gegeneuropäischen Entwicklung, von der zu allermeist das Empire bedroht ist. Es ist aus eigenen Beobachtungen hier gezeigt worden, in welchem Maße auch im übrigen die auseinanderstrebenden Kräfte des Empire seit Versailles gewachsen sind, wie merkbar die Wirkungen überall sind und wie fühlbar der Mangel an Selbstvertrauen, ja die steigende Verzichtstimmung bei den Engländern draußen ist. Das England und der Engländer von heute sind nicht mehr das England und der Engländer von vor 20 oder gar 30 Jahren. Mehr als das verzweifelte Mittel des Terrors scheint vom „Herrenvolk" draußen nicht übrig geblieben zu sein. Man muß das erleben und erfühlen. Man erhält jedenfalls draußen einen eigenartigen Eindruck von der Bestandfestigkeit des Empire. Im Empire knistert's, und zwar ganz vernehmlich!

Es ist erklärlich und bei der Flüssigkeit aller einschlägigen Verhältnisse schließlich selbstverständlich, daß auch gegenteilige Meinungen vertreten werden, die dahin gehen, daß England mit den Zerfallserscheinungen in seinem Empire doch schließlich fertig werden würde. Diese Auffassung wurde vor dem gegenwärtigen Kriege in dem sehr beachtlichen und gründlichen Buche des Freiburger Anglisten Reinold Hoops, „Die Zukunft des briti-

schen Weltreichs" (Berlin, Verlag Stilke) vertreten, wobei allerdings auch Hoops die Möglichkeit eines inneren Zerfalls, der durch den Bevölkerungsschwund der weißen Rasse im ganzen Empire bedingt sein könne, nicht in Abrede stellt. Er hofft aber, daß auch nach dieser Richtung einschneidende Vorkehrungen getroffen werden. Auch wenn man sich dieser Auffassung anschließen wollte, so steht dem doch das entgegen, was man selbst erlebt, gesehen und gehört, auch von wissenden Engländern selbst gehört hat. Wenn unsereiner hier schwärzer sieht, ist gewiß nicht der Wunsch der Vater des Gedankens. Ich darf in dem Zusammenhange auch nochmals an die oben angeführten Aufsätze in der „Berlingske Tidende" erinnern. Es liegt eben doch eine grausame Logik im Ablauf der geschichtlichen Ereignisse, und wenn sich alle Schuld auf Erden rächt, so gilt das vor allem auch für die politische Schuld. Das, was England mit dem Weltkriege und mit Versailles angerichtet hat und mit seinem neuen Kriege gegen das weiße Kernvolk Europas weiter anrichtet, muß sich rächen, und es wird sich gerade auf einem Gebiete rächen, an das man in England dabei am wenigsten gedacht hat.

Und nun das Erstaunliche und in diesem Zusammenhang fast Unfaßbare: Anstatt daß sich England aufrafft und den Rest seiner alten Willenskraft einsetzt, um seinen eigenen Besitzstand, also das Empire, zu halten, hat es nur wie besessen auf sein altes Opfer gestarrt, dessen Opferung es sein eigenes Unglück erst verdankt. Denn daran ist ja unter denkenden Menschen kein Zweifel, daß der Weltkrieg gegen Deutschland und daß Versailles einen verhängnisvollen Knick in der englischen Geschichte bedeuten, und daß damit das Unheil Englands, über das es stöhnt, erst heraufbeschworen wurde.

Auch in England sind viele ernste Menschen dieser Überzeugung. Dabei ist die „Mentalität" mancher dieser Leute aller-

dings oft recht eigenartig. Als ich einmal einen um die Zukunft seines Vaterlandes besorgten, sehr hochgestellten Engländer auf diese Zusammenhänge aufmerksam machte und der Meinung Ausdruck gab, daß England mit dem Weltkrieg und Versailles die erste große geschichtliche Dummheit gemacht habe, die es nun büßen müsse, gab mir der Herr zwar sachlich recht, sagte aber, Versailles gehe England nichts an, an Versailles und der Nachkriegspolitik sei nicht England schuld, sondern Lloyd George. Als ich ihm erstaunt sagte: „Da geben Sie mir aber doch recht, denn Lloyd George ist doch Engländer", gab er mir in allem Ernste die entrüstete Antwort: „O nein, das ist ein Irrtum, Lloyd George ist Walliser!" Uns ist diese englische Logik unverständlich, aber sie ist da.

Jedenfalls war die Nachkriegspolitik Englands bis zu deren Krönung mit dem neuen Kriege lediglich die Fortsetzung der mit dem Weltkriege und Versailles angerichteten Dummheit. Statt um die Tschecho-Slowakei, von der viele Engländer nicht einmal wissen, wo sie liegt, und um Polen hätten sich die Engländer um Westindien, Arabien, Indien und die anderen schwer gefährdeten Stellen ihres Empire kümmern sollen.

Von Deutschland und seinem Führer aus ist trotz all des erlebten Leides in der Tat alles und jedes geschehen, um zu einem ehrlichen Gemeinschaftshandeln mit England zu gelangen. Nur Böswilligkeit oder Verlogenheit kann das abstreiten. Niemals ist unsererseits seit 1918 auch nur das allergeringste geschehen, was den Lebensinteressen Englands und seines Empire zu nahe getreten wäre. Wir Deutschen hatten kein Interesse daran, dem Empire den Untergang zu wünschen. Denn wir wissen sehr wohl, was ein solcher Zusammenbruch nicht nur für England bedeuten würde. Der Führer hat deshalb nicht abgelassen, um Englands Freundschaft zu

werben und ist dabei tatsächlich bis an die äußerste Grenze der Selbstbeschränkung gegangen. Aber für England ist offenbar jenes bittere Wort von Hoffmann von Fallersleben über das „Vorurteil" geschrieben:

„Höhr' Eisen wachsen, Gräser sprießen,
lies aus der Menschen Angesicht
und wisse Zukunft zu erschließen:
Was Vorurteil ist, weißt Du nicht.

Zerhau' den Wind auf seinem Gange,
Greif' mit der Hand das Sonnenlicht,
Zertritt den Schatten wie die Schlange:
Das Vorurteil bezwingst Du nicht."

Wie es Menschen gibt, so gibt es auch Völker, denen man nicht raten und helfen kann. In der Tat hat noch kaum je eine politische Macht sich derart selbst im Wege gestanden wie England in diesem Jahrhundert. Trotz aller Liebesmühe hat nunmehr England seine erste große Dummheit mit der zweiten noch größeren gekrönt: dem neuen Krieg gegen das weiße Kernvolk Europas. Es gehört ein ungewöhnliches Maß insularer Verbohrtheit dazu, nicht zu erkennen, daß England damit in jedem Falle in sein Unglück und zugleich in die Gefährdung der weißen Welt rennt.

Wie weit und wie schnell diese Entmachtung schon fortgeschritten ist, dafür nur ein paar wenige Beispiele. Tatsächlich befindet sich die weiße Welt ja schon auf dem Rückzuge. In Ostasien haben England und Amerika bereits „ihr Gesicht verloren". Im Nahen Osten ist England längst in die Verteidigungsstellung geschoben. Dasselbe gilt bereits für gewisse Gebiete Afrikas. Cuba stand seit 1899 unter amerikanischer Verwaltung. Im Jahre 1902 mußte man es freigeben. Haiti stand seit 1915 unter der Botmäßigkeit Ame-

rikas, im Jahre 1935 ist es sang- und klanglos geräumt worden. Was es mit dem Ersatz der eisernen durch die goldenen Ketten auf sich hat und wie brüchig die letzteren geworden sind, wurde oben dargelegt.

Und was bedeuten die Vorgänge in Mexiko anderes als einen großen Sieg über Weiß? Von Bedeutung für die Entwicklung der ostasiatischen Verhältnisse wird die kampflose Preisgabe der Philippinen sein, die Amerika 1898 von Spanien erwarb. Denn die Gewährung der „verfassungsrechtlichen Unabhängigkeit" bedeutet in Wahrheit das Preisgeben dieses wichtigsten Außenstützpunktes im Fernen Osten. Davon spricht man in Amerika, auch in England, nicht gern. Bemerkenswert ist dabei die Begründung dieser Preisgabe. Die amerikanischen Farmer führen ihre Notlage zum Teil auf die reiche Plantagenwirtschaft in den Philippinen zurück. Um dieser Not abzuhelfen, will man die Zufuhren von den Philippinen durch Schutzzölle u. dgl. erschweren. Um das zu erreichen, ist die verfassungsrechtliche Unabhängigkeit des Landes nötig. Übrigens ein klassisches Beispiel, welch verheerende großpolitische Wirkungen eine falsche Wirtschaftspolitik haben kann! Die Filipinos kriegen übrigens selbst Angst vor der eigenen Kourage, sie fürchten, daß Japan sich den amerikanischen Rückzieher zunutze machen werde. In den Süd-Philippinen sitzen heute schon die Japaner, und auf Mindanao, der zweitgrößten Insel der Philippinen, ist der japanische Bestandteil heute schon ausschlaggebend.

Auf die mehrfach erwähnte fortschreitende Entwicklung der auseinanderstrebenden Kräfte im Empire braucht hier nur noch verwiesen zu werden. Man mag noch so schöne Begründungen finden für die Entwicklung von Kolonie zu Dominion und im Dominion von einer Freiheitsgewährung zur anderen, — im Grunde ist das alles doch nur das Schauspiel

eines im vollen Gange sich befindenden Auflösungsvorganges. Man sucht in England nach allen möglichen Erklärungen und Entschuldigungsgründen für diesen Vorgang. Der Auffassung etwa, daß es sich bei alledem nur um einen von der Klugheit Englands selbst herbeigeführten Wechsel seiner unübertrefflichen „Methoden" in der Behandlung beherrschter Fremdgebiete handele und daß gerade dieser Methodenwechsel zur Befriedung und Festigung des Empire führen werde, — dieser Auffassung, der Manche sich gern anschließen möchten, steht die nüchterne Tatsache gegenüber, daß es sich in Wahrheit eben doch nicht um einen frei beliebten Methodenwechsel, sondern um erzwungene Nachgiebigkeit gegenüber fremden Gewalten handelt! Es macht z. B. auf Alle, die hinter die Kulissen geschaut haben, doch nur einen peinlichen Eindruck, wenn der englische Kolonialminister Malcolm Mac Donald am 15. Juli 1938 in einer Beruhigungsrede vor der Handelskammer in Manchester u. a. sagt: „Man muß die Dominien zu einer allmählichen Entwicklung ermutigen, bis sie das Niveau von Mächten ersten Ranges erreicht haben und auf die Angelegenheiten der Welt einen entscheidenden Einfluß ausüben können. Das muß das Hauptziel der Empire-Politik in der Gegenwart sein!" Das ist für einen Engländer sehr selbstlos gesprochen und klingt einigermaßen nach der Predigt, die der Fuchs über die sauren Trauben hielt. Wenn der Minister weiter sagt: „Bei einer klugen wirtschaftlichen Entwicklung der Dominien wird England nicht der Verlierer sein. Denn die Dominien sollen sich auf einfache Produktion verlegen und die komplizierten Dinge England überlassen", so wird er damit bei Dominien, die zu „Weltmächten" geworden sind, kaum Eindruck machen. Bei alledem bleibe dahingestellt, welches Ergebnis eine solche Weltmacht-Entwicklung bei denjenigen Dominien haben

müßte, die schon heute nicht mehr wissen, wie sie mit der farbigen Frage fertig werden sollen!

Aber auch sachlich ist jene englische Auffassung schwer zu verstehen; denn auf der einen Seite veranlaßt England unter der Wirkung der alten Kriegspsychose die Dominien zur Verwertung der eigenen Rohstoffe zwecks Aufbau und Ausbau eigener großer Rüstungsindustrien. Das bedeutet selbstverständlich die steigende Industrialisierung aller dieser Dominien, die wir ja seit Jahren staunend miterlebten. Schon der Weltkrieg führte ja zu einer ungeahnten Steigerung der Industrialisierung außerhalb Europas. Industrialisierung bedeutet aber zweierlei, einmal die Beanspruchung der landwirtschaftlichen Erzeugung für den Eigenbedarf, also die Verknappung der landwirtschaftlichen Ausfuhr, auf die ja gerade England angewiesen ist, und zum anderen den Ausbau einer starken Fertigindustrie. Gerade damit aber schneidet sich England in's eigene Fleisch. Denn bisher lebte es wirtschaftlich als die gewaltige „Werkstatt" des Empire, d. h. es deckte mit dem Verkauf seiner Fertigfabrikate seine Rohstoff-Einkäufe aus den Ländern des Empire. So zerstören die englischen Rüstungspläne die inneren Zusammenhänge seines eigenen Reiches. Das ist eine Politik, die sich ständig in den eigenen Schwanz beißt, — bis sie sich schließlich selbst verzehrt. Die Auflösungsbewegung geht übrigens erstaunlich schnell voran. Nunmehr ist im Juli 1938 auch Neuseeland weiter verselbständigt worden. Die organische Verbindung mit dem Londoner Kabinett ist aufgehoben worden, so daß Neuseeland nur noch der englischen Krone untersteht. Es reiht sich damit an Kanada, Südafrika und Australien und zieht die Schlußfolgerungen aus der auf der Reichskonferenz 1926 anerkannten Gleichberechtigung aller Dominien. Das sehr englandtreue Neuseeland hat das Westminster-Statut bei sich

selbst gesetzlich nicht durchgeführt, weil es angesichts gewisser Entwicklungen im Empire in diesem Statut eine schwere Gefährdung des Empire befürchtet (!). Wenn man sich die Entwicklung im einstigen Dominion Irland ansieht, dessen Freistaat heute unabhängige Republik ist, wird man solche Befürchtungen verstehen. Gemäß dem Westminster-Statut von 1931 wird bekanntlich die Einflußnahme des britischen Kabinetts auf Dominial-Angelegenheiten fast ausgeschaltet. Bindeglied ist nur noch die englische Krone. Bei aller Achtung vor ihrer geschichtlichen Größe und aller Achtung vor ihrer stolzen Überlieferung kann man doch wohl im Zweifel sein, ob sie dauernd als Kitt eines immer rissiger werdenden Baues genügen wird.

Wenn man draußen reist und sich die Entwicklungsrichtungen in England und Deutschland klar macht, kommt man unwillkürlich zu folgender Feststellung: in England ist heute alles Statik (toter Beharrungszustand), in Deutschland ist alles Dynamik (lebendige, fortschreitende Bewegung), und weiter, England wird bestimmt von zentrifugalen (vom Mittelpunkt fortstrebenden, schwächenden) Kräften, Deutschland von zentripetalen (zusammenfassenden und stärkenden, nach dem Kraftmittelpunkt strebenden) Kräften. Vielleicht fühlt man das in England auch und sucht deshalb die Dynamik des Krieges. An deren Ende aber steht die Statik des Todes. Dann mag man auf den Leichenstein des Empire schreiben: „Gestorben an Londons Verbrechen an der weißen Welt."

3. Europa erwache!

So steigt im Hintergrund die große Auseinandersetzung zwischen Weiß und Farbig auf. Sie wird nicht morgen kommen, aber sie wird beim Fortgang der gegenwärtigen

Entwicklung unter allen Umständen kommen, und vielleicht eher kommen, als Manche heute ahnen. Man weise diesen Gedanken nicht als übertrieben oder als Schwarzmalerei ab. Auch an Dschingis Khan hat man einst in dem damals noch einigen Europa erst glauben wollen, als er bereits vor den Toren stand. Und im alten Rom hat man die wenigen Warner vor der kolonialen Sintflut bis zuletzt verspottet. Warum soll eine neue Völkerwanderung, für die die Zeit vielleicht reif ist, unmöglich sein? Sie würde sicherlich ein noch weniger schönes Gesicht haben, als es die vor 1500 Jahren für Rom gehabt hat.

Zum Schluß noch eins: Es ist keinesfalls übertrieben, wenn man sagt, daß es bisher in Europa nur noch ein einziges Land gab, das den weißen Gedanken in seiner tiefen Bedeutung erkannt hatte, und das die Reinheit dieses Gedankens erhalten will: das war Deutschland. Auch in den skandinavischen Ländern hat man das unheimliche Geheimnis der Frage der Blutserhaltung noch nicht in seiner Tiefe erkannt.

Um so bemerkenswerter ist, daß sich in Italien die Erkenntnis der Rassenfrage und ihrer biologischen und geschichtsbildenden Bedeutung durchgesetzt hat. Der Faschismus hätte sich gerade auf diesem Gebiete mehr oder weniger zurückgehalten. Nun ist man offenbar aus den afrikanischen Erfahrungen zu der Einsicht gelangt, welche Gefahren blutmäßiger und politischer Art aus einem ungeregelten Zusammenleben von Weiß und Farbig und aus der wahnwitzigen französischen „Assimilierungsidee" entstehen müssen, und hat zugleich erkannt, daß die gesamte antifaschistische Bewegung in allen Ländern und die Hetze gegen die autoritären Staaten im wesentlichen vom Judentum getragen werden. Daraus hat man jetzt entschlossen die gegebenen Folgerungen gezogen. Am 14. Juli 1938 haben hervorragende italienische Hochschullehrer und Fachgelehrte unter Führung des Ministeriums für

Volkskultur „Zehn Thesen" zur Rassenfrage aufgestellt und veröffentlicht, die von nun ab das rassische Grundbekenntnis des Faschismus sein sollen.

Die Grundlage dieser zehn faschistischen Thesen ist der Satz: „Es ist Zeit, daß sich die Italiener ganz offen zum Rassegedanken bekennen!" Das Streben nach einer „razza italiana" steht dabei auf dem Bekenntnis zum „nordischen Ariertum". Unter „nordisch" sei nicht ein geographischer Begriff zu verstehen, sondern „ein physisches und vor allem psychologisches Vorbild", das einen rein europäischen Charakter habe und sich von allen Nichteuropäern deutlich unterscheide. Es soll durch die Rassenpflege ein höheres Bewußtsein der eigenen Art und eine höhere Verantwortung sich selbst gegenüber erzielt werden. In bemerkenswerter Weise werden Hinweise auf die Langobardenzeit gegeben. Es heißt dann u. a.: „Die Italiener sind in ihrer Mehrheit Arier" und gehören deshalb zu den „europäischen Menschen". Im Anschluß daran wird gesagt: „Diese alte Blutsgemeinschaft ist die größte Rechtfertigung der Vornehmheit der italienischen Rasse." Der Gedanke einer mediterranen Rasse wird abgelehnt: „Diejenigen Theorien sind als gefährlich zu betrachten, die den afrikanischen Ursprung einiger europäischer Völker behaupten und die in eine gemeinsame mediterrane Rasse auch die semitischen und hamitischen Bevölkerungen einbeziehen wollen, wodurch völlig unannehmbare Beziehungen und Sympathien biologischer Art hergestellt werden würden."

In einer offiziellen Auslassung des amtlichen „Informazione Diplomatica" vom 5. August 1938 heißt es u. a.: „Die Eroberung des Imperiums hat die sogenannten rassischen Probleme an die erste Stelle gerückt... Um die verhängnisvolle Plage eines Mestizentums, die Schaffung einer weder europäischen noch afrikanischen Ba-

stard-Rasse zu vermeiden, die ein Herd der Zersetzung und der Unruhe ist, reichen die vom Faschismus bisher erlassenen Gesetze nicht aus. Es bedarf dafür eines starken Gefühles des Stolzes, eines klaren allgemeinen Bewußtseins der Rasse. Unterscheiden bedeutet nicht verfolgen!" Gegenüber jüdischen Vorstößen gegen diese Einstellung des Faschismus heißt es dabei weiter: „Niemand wird dem faschistischen Staate dieses Recht (der Rassenpflege) bestreiten wollen, am wenigsten doch die Juden selbst, die — wie in feierlicher Form jüngst sogar von den italienischen Rabbinern versichert worden ist, — immer und überall die Apostel des reinsten, intransigentesten, wildesten und, unter einem gewissen Gesichtspunkt, bewunderungswürdigsten Rassegedankens gewesen sind. Sie haben sich immer als Angehörige einer anderen Blutsgemeinschaft von anderen Rassen zurückgehalten, sie haben sich selbst zum „auserwählten Volk" proklamiert und immer neue Beweise ihrer rassischen Solidarität über jede Grenze hinaus gegeben ..."

Das Wesen der Sache, um die es sich bei der Rassenfrage handelt, hat der große englische Jude Disraeli, der spätere Lord Beaconsfield, in seinem „Endymion" folgendermaßen gekennzeichnet: „Niemand darf das Rassenprinzip gleichgültig behandeln: es ist der Schlüssel zur Weltgeschichte. Und nur deshalb ist die Geschichte häufig so verworren, weil sie von Leuten geschrieben wurde, die die Rassenfrage und die dazugehörigen Momente nicht kannten. Sprache und Religion machen keine Rasse, — das Blut macht sie!"

Weil Deutschland die Wahrheit dieses Wortes erkannt hat und aus dieser Erkenntnis die gegebenen Folgerungen zieht, wird es heute, ausgerechnet in der weißen Welt, nicht in der farbigen, vielfach gehaßt. Liegt in dieser Tatsache nicht eine seltsame Tragik? Fast scheint es, daß in der Welt heute alle

Dinge auf dem Kopf stehen. Es ist doch sicherlich eigenartig, daß in England, Frankreich und Amerika Stimmen laut werden, die die angebliche deutsche Kolonialunfähigkeit heute mit der deutschen Rassengesetzgebung begründen, während man sich in der farbigen Welt daran nicht nur nicht stößt, sondern auf dem besten Wege ist, die Grundgedanken dieser Gesetzgebung bei sich selbst zu verwirklichen.

Ich bin auch überzeugt davon, daß auch der deutsche Kolonialanspruch als Wiedergutmachungsforderung in der farbigen Welt durchaus verstanden wird, und daß sich farbige Völker lieber von Deutschland in Obhut nehmen lassen würden als von irgendeinem anderen Teilhaber des „europäischen Kolonial-Imperialismus".

Der hier behandelten Frage ist in der Tat nicht anders beizukommen als auf dem Wege der Erkenntnis der grundsätzlichen Bedeutung der Rassenfrage. Offenbar hat man auch dafür in der farbigen Welt heute mehr Verständnis als in manchen weißen Völkern. Denn zweifellos wird heute das Mittel der Rassenverderbnis an manchen Stellen bewußt gegen Weiß eingesetzt. Ich erinnere an das, was oben über die Verhältnisse in Panama ausgeführt worden ist. Ich könnte das noch durch weitere unerhörte Beispiele ergänzen, die ich selbst für unmöglich gehalten hätte, wenn ich sie nicht selbst erlebt hätte. Es entzieht sich hier aus naheliegenden Gründen doch manches der schriftlichen Wiedergabe. Wie die Schlinggewächse im Urwalde selbst mit den größten Riesen fertig werden und sie erbarmungslos um Kraft und Leben bringen, genau so besorgt die Rassenschande die Verderbnis des weißen Blutes. Hat uns die farbige Welt nach ihrer Entdeckung doch bereits die schlimmste Seuche beschert, die weißes Blut vergiftet und zersetzt und die damit schon ganze Geschlechterfolgen zerstört hat: die Syphilis!

Im Maßstab der Blutsverschlechterung der weißen Welt vermindert sich ihre Widerstandskraft gegen die ihr aus dieser Entwicklung drohenden Gefahren. Oder ist man etwa in Frankreich, England und Amerika soweit, daß man sich mit dem Gedanken eines „Rassenausgleiches" abfindet und meint, die Welt gedeihe am besten, wenn sie von Menschen bevölkert werde, die nach Bernard Shaw eine „rosa" Haut haben? Dem „demokratischen" Gleichheits- und Allgemeinheitsglauben würde die Erde als Mischlingsanstalt vielleicht am besten zusagen. Aber mit Kultur, Aristokratie des Geistes und der Seele, Instinktsicherheit, Schöpferkraft und Hochstreben wäre es dann vorüber. Die Minderwertigkeit wäre dann endgültig Trumpf. Soll das das Ziel der Menschheitsentwicklung sein?

In Frankreich ist für die Rassenfrage offenbar überhaupt kein Verständnis mehr vorhanden. Von Amerika gilt dasselbe trotz aller Gehässigkeiten gegen das „black people". Und der Engländer tut häufig nur so, als ob er für diese Frage aller Fragen Verständnis hätte. Eine eigenartige und sehr kennzeichnende Bestätigung dafür liefert der in England hochangesehene Bischof von Chichester, der bei der Verhandlung über die Flüchtlingsfrage im Oberhaus im Juli 1938 die erstaunliche „Feststellung" machte, daß das Wort und der Begriff „arisch" in keinerlei Beziehung zur Biologie stehe, daß es sich dabei vielmehr um reine „Phantasien" handele, die jeder wissenschaftlichen Begründung entbehrten! Diesem sonderbaren Herrn, der sich mit dieser absonderlichen und wahrhaft erstaunlichen Feststellung in unmittelbaren Widerspruch zur gesamten biologischen Wissenschaft — und zwar nicht nur der deutschen — setzt, kann man nur sagen: du wärest ein Philosoph geblieben, wenn du geschwiegen hättest! Viel ernster aber ist die Frage, ob England wirklich

auf diesem Standpunkt steht. Wenn das der Fall sein sollte, dann könnte man allerdings nur sagen: Gute Nacht, England!

Es gab bisher in der weißen Welt, wie gesagt, nur ein einziges Land, das die grundlegende und geschichtsgestaltende Frage der Rasse erkannt hat. Das ist Deutschland. Die Bedeutung der deutschen Rassegesetzgebung tritt in diesem Zusammenhang deutlich in Erscheinung. Unsere ganze Zukunft hängt davon ab, daß das Werk der Reinigung und Reinerhaltung unseres Volkstums gelingt.

Das ist heute auch unser einziges Plus. Man muß einmal hinausfahren in die weite Welt, um zu fühlen, was es bedeutet, daß die Welt verteilt ist, um zu fühlen, wie arm wir Deutschen an äußeren Gütern dieser Erde sind. Wo der Engländer hinkommt, ist er zu Hause. Das gilt auch vom Portugiesen, auch vom Holländer. Wir Deutschen sind allenthalben fremd. Überall stehen wir als „Havenots" auf dem Boden der „Haves". Wir haben nur noch eins: uns selbst, unseren Willen, unser Gottvertrauen und als Schatz, der vielleicht größer ist als alle äußeren Schätze dieser Welt, — die Heiligkeit unseres Blutes. Wenn wir das festhalten, wird unser Volk über die Gefahren der Zukunft getragen werden.

Den anderen weißen Völkern aber, vor allem den „Haves", sei gesagt, daß kein äußerer Reichtum, auch nicht mehr Technik und Waffen, sie vor dem Schicksal Roms bewahren werden, wenn nicht auch sie Einkehr halten und sich auf sich selbst besinnen.

Es brennt ein Menetekel an der Wand Europas, und mehr als je gilt heute in schicksalsschwerer Bedeutung das Wort des letzten deutschen Kaisers: „Völker Europas! Wahret Euere heiligsten Güter!"

Wir Deutschen haben uns unter zielklarer Führung aus dem völkischen Verfall gerettet mit dem alten Kampfruf

Wessenbergs nach dem 30jährigen Kriege: „Deutschland erwache". Vielleicht gehört es zur geschichtlichen Sendung dieses endlich erwachten Deutschland, der gesamten weißen Welt Erwecker zur Selbstbesinnung und damit Retter zu werden unter der Losung

„Europa erwache!"